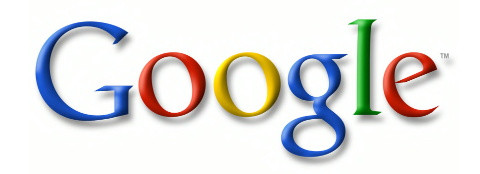




Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Dritter Band.

Ausflucht an den Rhein.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.



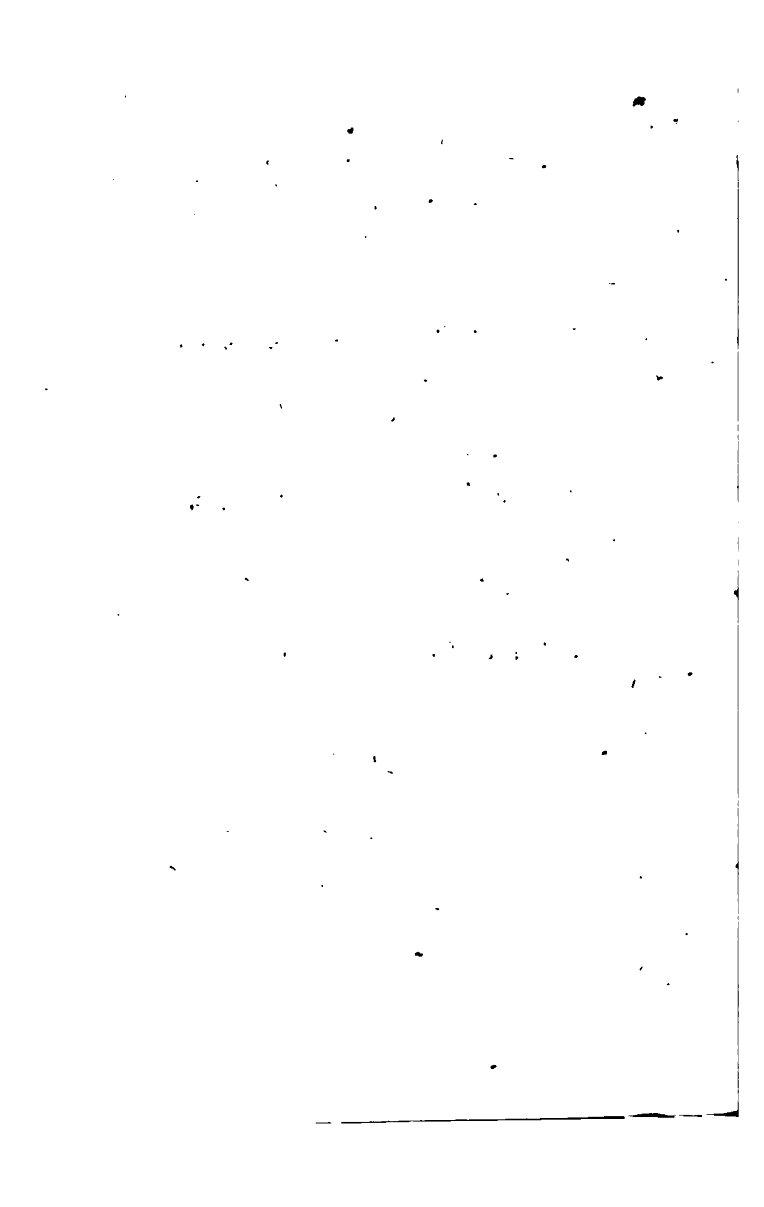
Ausflucht an den Rhein

und dessen

nächste Umgebungen

im Sommer

des ersten friedlichen Jahres.



Den 8. Juli 1816.

Der Sturm hat endlich ausgetobt, der Jahre lang die halbe Welt verwüstete, der jede Aussicht in die Zukunft verdunkelte, so daß fast Niemand Muth behielt, nur den Gedanken eines Plans für die nächsten Tage zu wagen. Die Zeiten sind vorüber, wo wir jede Stunde bereit seyn mußten, übermüthige Feinde in unsern Häusern als Gebieter zu empfangen und zu bewirthen. Auch die großen lebensreichen Tage des ersten Gefühls wiedererrungener Selbstständigkeit sind an uns vorübergegangen, in denen wir oft, vor unserm eignen Glück erschreckend, uns fragten, ob alles das Glorreiche, was wir erlebten, wirklich oder ein schöner Traum sey. Die gern geübte Pflicht, unsre Befreier in unsern Häusern gastlich zu empfangen, wird nicht mehr von uns gefordert; sie zogen vorüber, der lieben Heimath zu, und wir, wir ruhen aus von Freude und Leid.

Sie, lieber Freund! wissen am besten, mit welcher Gewißheit ich immer auf diese Tage der Ruhe hoffte, wie ich beinahe eigensinnig den Glauben an sie fest hielt und in den trübsten Zeiten, die wir erlebten, nie Ihren und meiner übrigen Freunde trostlosen Gegengründen weichen wollte; obgleich ich Ihren politischen Einsichten nichts entgegenzustellen hatte, als mein inneres Gefühl, und die feste Ueberzeugung, daß alles Irdische sinken muß, wenn es den höchsten Gipfel erreicht hat, und Uebermuth das Rad des Glücks nur in schnellern Umschwung bringt, durch den er seinen eignen Fall beschleunigt.

So wie man kranken Kindern von künftigen Lustfahrten vorerzählt, so beschwichtigte ich mich oft selbst in bösen Stunden mit Plänen zu einer Reise an den Rhein, sobald dieser wieder zwischen deutschen Ufern frei hinströmen würde. Die Spötter, zu denen Sie auch gehörten, lachten mich damit aus und hatten in ihrer Art nicht Unrecht; aber mein Glaube hat zu unser Aller Glück am Ende nun doch gesiegt, und Sie, zur Strafe für Ihren Unglauben, müssen es sich gefallen lassen,

nur schwarz auf weiß zu lesen, was mich in der schönsten Wirklichkeit erfreut.

Freilich hatte es diesen Frühling den Anschein, als habe sich die Natur gegen meinen Reiseplan verschworen. Unaufhörlich strömender Regen machte die Straßen unwegsam, die Flüsse traten aus ihren Betten, und große Ueberschwemmungen drohten überall dem Reisenden Gefahr. Ich harrte indeß, geduldig hoffend, in Weimar aus, bis mit den ersten Tagen des Juli auch dieser Sturm ausgetobt zu haben schien und ich vernünftiger Weise den Weg antreten konnte. Dieser war weit weniger böse, als ich erwartet hatte, selbst die letzte Meile vor Erfurt legten wir glücklich zurück, ohne umzuwerfen. Dennoch hatten in diesen Gegenden Ueberschwemmungen gar arg gewüthet; ein Postillion erzählte uns, daß man erst vor wenigen Tagen die letzten Schweine von den Weidenbäumen herunter geholt habe, auf welchen die lieben Thiere, vom Wasser gehoben, gelandet waren, um dort das Sinken desselben und ihre Rettung mehrere Tage lang unter großem Geschrei abzuwarten. Der Anblick eines solche Früchte tragen-

den Baums muß einzig gewesen seyn; leider erblickten wir keinen mehr.

Rastlos eilten wir durch die uns wohlbekannten Städte, Erfurt, Gotha und Eisenach hindurch, um mit Aufgang der Sonne den uns als höchst gefährlich beschriebenen Weg von Eisenach bis Bach anzutreten. Eines der romantisch-schönsten, schattigsten Thäler des Thüringerwaldes empfing uns dicht hinter Eisenach; die Sonne funkelte so hell vom reinen blauen Himmel, wie wir es in diesem Jahr noch nicht gesehen hatten; fröhliches Leben durchsummte den glänzend-grünen Wald. Nirgends war eine Spur von Gefahr zu erblicken, und meine Reisegefährtin sang mit all' den tausend Vögeln lustig um die Wette, die emsig hin und her flogen und ihren kleinen Haushalt beschickten, bis wir den beträchtlich-hohen Berg erreichten, dessen Namen das Andenken der frommen Landgräfin von Thüringen, der heiligen Elisabeth, zurückruft. Sicher und bequem führte uns eine breite eben vollendete Chaussee hinauf, im Schatten von Buchen und Eichen, die vielleicht damals schon keimten, als die Heilige in diesen Gegenden wie ein tröstender Engel waltete.

Die alte Wartburg begrüßten wir mehrere Male auf diesem Wege; sie leuchtete von ihren Felsen zu uns herüber durch die Oeffnungen des dichten Laubgewölbes, das uns umgab; ein Waldthal trennte uns von ihr, die Wipfel der darin wurzelnden mächtigen Bäume säuselten tief unter uns, bewegt vom milden Hauch des Himmels, und verbargen uns freundlich den steilen Abgrund, an dessen Rand wir sicher fuhren. Suchen Sie diesen Punkt zwischen Eisenach und Berka an der Werra auf, so bald Sie können, es ist einer der schönsten dieser an mannichfaltiger Schönheit so reichen Gegend.

Ohne allen Unfall erreichten wir Bach, obgleich in dieser niedrigen Gegend die Wasser fürchterlich gehaust haben, und Wiesen und Gärten noch überschwemmt dastehen. Jetzt hatten wir den Thüringerwald im Rücken, diese Scheidewand zwischen Weimar und dem südlichen Deutschland. Der Unterschied des Klima's ward uns hier schon bemerkbar, und immer bemerkbarer mit jedem Schritt. Wärmere Lüfte umwehten uns, und überall bot man uns reife Erdbeeren von seltner Größe, während sie in Weimar kaum zu röthen

begannen. Freundlich und schnell wurden wir an den Posthäusern in der nämlichen Viertelstunde weiter gefördert, in der wir anlangten, und so erreichten wir Fulda noch früh genug, um uns beim Licht des Tages ein paar Stunden darin umzusehen.

Die heitre reinliche Stadt gefiel uns gar wohl, es herrscht eine behagliche Ruhe in ihr, die Einwohner haben alle ein wohlhäbiges und freundliches Ansehen, und alles erinnerte uns daran, daß dieser Ort lange vom Krummstabe beherrscht ward, unter welchem es, dem alten Sprichwort zu Folge, sich so gut wohnen ließ. Einige Straßen sind enge und altväterisch gebaut, aber der Schloßplatz mit der berühmten schönen Domkirche und dem großen, wirklich fürstlichen Schloß könnte eine Zierde jeder noch so bedeutenden Stadt seyn, und macht einen wirklich imposanten Effekt. Wir irrten noch ein wenig in dem, zu einem öffentlichen Spaziergang benutzten, recht hübschen Schloßgarten umher und begaben uns darauf zur Ruhe in dem Gasthof zum Stern, einem der besten und billigsten in diesem Theil von Deutschland.

Am andern frühen Morgen ergötzten wir uns

noch an der von der Fulda durchströmten höchst lieblichen Umgegend der Stadt, und eilten dann weiter, durch ein fruchtbares, mitunter malerisch-schönes Land. Die um Weimar höchst seltnen hohen Wallnußbäume, unter deren Schatten die Kunststraße hinläuft, verkündeten uns schon die Nähe des Rheins, der mit ihren Früchten um Weihnachten die ganze Kinderwelt in Sachsen und weiter hin beglückt, wo sie schön-vergoldet zwischen den Lichtern der Christbäume funkeln. Bei Gelnhausen an den Ufern der Kinz gewinnt die Gegend einen eignen ernsten Charakter, und die uralte Stadt selbst hat ein wundersames, fast märchenhaftes Ansehen. Verwundert erblickten wir schon aus der Ferne die beiden Thürme der alten auf einer Anhöhe erbauten Kirche, von denen der eine in merklich schiefer Richtung sich gegen den andern neigt; ein Kunststück des Baumeisters, der dabei wahrscheinlich den Thurm von Pisa im Auge haben mochte, das aber weder einen gefälligen noch imposanten Eindruck hervorbringt. Leider regnete es bei unserer Ankunft wieder so, daß wir den Wagen nicht verlassen konnten. Wir mußten uns mit dem begnügen, was wir beim Durchfah-

ren durch die alte bergige, fast unwegsam gepflasterte Stadt von den sehr versunkenen Trümmern alter Herrlichkeit erblicken konnten. So sahen wir nur von weitem die Ruinen eines vormals prächtigen, im neugriechischen Styl erbauten Klosters, und die eines ungeheuren Pallastes aus der Zeit Friedrichs des Rothbarts, die jetzt, in sehr unerfreulichen Umgebungen, dem Garten eines Fleischers zur Schutzmauer dienen, aber doch noch die Trümmer einiger architektonischen Verzierungen aufbewahren, welche, bei schönem Wetter, des Besuches eines Freundes alter Kunst nicht unwerth sind. Uralte Mauern, mit Epheu bedeckte graue Thürme, zwischen denen die neuen Häuser wunderlich dastehen, gaben dem ganzen Ort ein düsteres räthselhaftes Ansehen, und die alte Sage, daß die Liebe des Kaisers zu dem wunderschönen Fräulein Gela ihm Namen und Entstehen gab, versetzte uns vollends ins wilde romantische Land, in welchem sich die Phantasie so gern ergeht. Gegen Abend erreichten wir Hanau noch bei ziemlich guter Zeit.

Hanau, 10. Juli.

Wenn mich auch nicht die Freuden des Wiedersehns alter lang entbehrter Freunde hier auf einige Tage fesselten, ich bliebe dennoch gern, denn es gefällt mir in dieser heitern Stadt. Alles darin hat ein freundliches, behagliches Ansehen, fern vom eitlern Prunk, aber auch von zu enger Beschränktheit. Man erblickt, außer dem ehemaligen Residenzschloß, keine Palläste, doch viele recht hübsche bürgerliche Häuser; keine glänzenden Equipagen rollen durch die Straßen, dennoch sind diese nicht öde, und obgleich man das rastlose Treiben großer Handelsstädte hier nicht findet, so herrscht doch überall emsiger, nicht ängstlicher Fleiß, und reges, wenn gleich ruhiges Leben. Die Ufer des nahe an der Stadt hinfließenden Mainstroms sind flach wie die ganze Gegend umher, nur am fernen Horizont erblickt man einen Kranz bläulich dämmernder Berge. Alles grünt und blüht ringsumher wie ein Garten, jedes Fleckchen Land wird mit Sorgfalt benutzt und angebaut, und so gewinnt die Gegend einen mannichfaltigen ländlichen Reiz, der für höhere Schönheit gewissermaßen entschädigt, oder doch sie weniger vermissen läßt.

Viele bedeutende Fabriken bringen Leben und Thätigkeit unter die Einwohner von Hanau, besonders wird alles, was aus Gold und Email sich hervorbringen läßt, nirgens vollendeter und geschmackvoller gearbeitet, als hier. Dabei sind die Preise dieser Fabrikate nicht übermäßig hoch, wenn man das kostbare Material und die mühsam fleißige und dennoch elegante Arbeit dabei recht in Erwägung zieht.

Unsre ersten deutschen Maler, Kupferstecher, Holzschneider früherer Zeit erstanden fast alle aus den Werkstätten der Silber- und Goldschmiede; die nahe Verwandtschaft dieser Gewerbe mit der Kunst äußert sich auch in unsern Tagen auf das erfreulichste in Hanau, und erweckt ihr überall eine allgemeine Theilnahme, die mit jedem Tage lebendiger wird. Viele angesehene wohlhabende Bewohner der Stadt besitzen nicht unbedeutende Gemäldesammlungen, die sie noch immer zu schmücken und zu vergrößern streben, und deren Anblick sie mit gastlicher Freundlichkeit reisenden Kunstfreunden gern verstatten. Die unter der Aufsicht des Hofrath Westermayer stehende, in einem sehr zweckmäßigen Lokal vorzüglich gut eingerichtete Zei-

chenschule, bietet dem aufkeimenden Talent Hülfe und Aufmunterung. Sie wird von Schülern beiderlei Geschlechts häufig und fleißig besucht, sowohl von bloßen Dilettanten, als solchen, die sich ganz der Kunst widmen wollen. Alles das geht so in der Stille seinen ruhigen Gang, ohne daß man in der Welt viel Lärm davon macht; aber manche recht gut gelungene Arbeit der Zöglinge, welche ich mit Vergnügen sah, verspricht, daß das Resultat dieses stillen Wirkens einst recht erfreulich an das Licht treten wird.

Frau Westermayer, diese geschickte Künstlerin, welche die Sticknadel und den Pinsel mit gleichem Glück zu führen weiß, steht ihrem Gatten bei der Kunstbildung seiner Zöglinge aufs thätigste bei. Unter ihrem Schutz und ihrer Leitung öffneten sich mir alle Thüren zu den in Hanau verstreuten Kunstschätzen, die, auf einem Punkt vereinigt, eine ganz ansehnliche Gallerie bilden könnten. Mir aber ist immer der Anblick von Gemälden erfreulicher in Sälen und Zimmern, unter den Augen der Eigner, die mit Liebe sich daran ergötzen und die zum Theil von ihren Vorfahren schon gegründete Sammlung mit Sorgfalt erhalten und ver-

mehren, weil die Kunst dabei ins wirkliche Leben verschönernd eintritt. Auch kann man sich dort Zeit nehmen, alles zu betrachten, ohne von der Menge geblendet zu werden. Die größern Gallerien dagegen verließ ich immer fast schwindelnd, ohne ein deutliches Bild des Gesehenen mit mir zu nehmen, bis mehrere Besuche mich näher mit ihnen befreundet hatten, und ich im Stande war, mir einige Lieblinge unter den Gemälden zu wählen, zu denen ich immer wiederkehrte.

Fürchten Sie indessen nicht, eine zu genaue Beschreibung aller der Gemälde, die ich in Hanau sah und auf meiner ferneren Reise sehen werde. Nur andeuten will ich Ihnen, was mich bei einem flüchtigen Besuche hie und da besonders ansprach, damit Sie es aufsuchen können, wenn Ihr Glücksstern Sie einmal in diese Gegenden führt. Zu einer gründlichen Beschreibung von Gemälden gehört öfteres Betrachten derselben, was mir die Zeit nicht erlaubt, auch tiefere Kenntniß der Kunst und ihrer Geschichte, als ich zu besitzen mich rühmen darf. Das geschriebene Wort muß überdem immer weit hinter dem Zauber der Farben zurückbleiben, auch hat es selbst mit den ge-

lungensten schriftlichen Darstellungen von Gemälden, die ganz eigene Bewandniß, daß sie dem Verfasser immer mehr Freude machen und ihm besser gefallen, als dem, der sie lesen muß.

Zuerst brachte uns Frau Westermayer zu Herrn Leisler. Er besitzt viele sehr schöne Landschaften, zwei ganz vortreffliche Blumenstücke von de Heem und andre recht sehenswerthe Gemälde, besonders Niederländer. Unter diesen zogen mich vor allen drei einzelne Porträte an; ein männliches und zwei weibliche, die in jeder Gallerie einen ehrenwerthen Platz finden würden. Von den Frauen ist eine wunderhübsch, die andere sieht etwas mürrisch aus. Alle drei Köpfe sind vortrefflich gemalt und voll Charakter und Natur, den Namen des Meisters habe ich leider nicht erfahren. Die sowohl der Zahl, als dem Werthe nach sehr bedeutende Sammlung des Herrn Kriegsraths Toussaint ist vor allen reich an Werken deutscher Maler aus der mittlern Zeit. Lukas Kranach zeigt sich hier in seiner ganzen Farbenglorie, besonders in einer Darstellung seines schönen Beckermädchens als Venus, neben ihr den von den Bienen verfolgten, jämmerlich weinenden Amor,

der einen Honigwaben in der Hand hält. Mehr als dieses zog mich ein sehr anmuthiges Gemälde von ihm an, welches Friedrich den Gütigen darstellt, wie er über eine Brücke reitet und ringsum von vielen Leuten freudig begrüßt wird; auch ein heitres liebes Bild von Albrecht Dürer, das Porträt einer sehr schönen, reich geschmückten Frau. Das Hauptgemälde der ganzen Sammlung ist eines von Lukas von Leyden, welches aber, wie ich höre, einige Kenner einem andern Meister zuschreiben wollen. Eine Meisterhand malte es gewiß, denn es ist ein sehr vorzügliches Bild, und das genügt mir. Es stellt den Heiland vor, wie er einen todten Knaben erweckt; Ausdruck im Einzelnen und Gruppirung des Ganzen sind gleich lobenswerth. Im Vorgrunde kniet ein Mädchen in einem schönen grünen Gewande, das bei aller Verschiedenheit, an die herrliche Figur in Raphaels Verklärung erinnert.

Die bis ins kleinste Detail ganz vortrefflich launig und natürlich ausgeführten Darstellungen einer Advokatenstube und der Werkstatt eines Schuhmachers, von einem unbekannten deutschen Meister, ergötzten mich sehr. Sie wissen, wie

lieb solche Gemälde mir sind und wie ich mich ereifern kann, wenn vornehm thuende Kunstkenner nichts sehen wollen, als Madonnen und himmlische Heerschaaren. Das Gebiet der Kunst umfaßt die Welt, man sollte es so nicht beschränken.

Von Herrn Toussaint wanderten wir zu Herrn Barensfeld, einem angesehenen Weinhändler. Außer mehreren sehr guten Gemälden besitzt dieser auch noch viele andre Seltenheiten aller Art, mit großer Liebe gesammelt; besonders mechanische Kunstwerke, Uhren und dergleichen, unter denen für den Kenner und Liebhaber solcher Dinge manches recht merkwürdige Stück sich befindet. Die Liebhaberei solcher künstlichen Werke war die Freude unsrer Voraltern, jetzt erstirbt sie allmählich, mit ihr diese Kunst selbst, und es ist doch Schade darum, und gut, wenn hie und da sich Jemand findet, der sie noch aufrecht erhält. Unter den Gemälden des Herrn Barensfeld befinden sich mehrere sehr schöne Landschaften, besonders vom Frankfurter Maler Schütz, den ich in Hanau zuerst kennen lernte. Er malte meistens wirkliche Gegenden, ohne Abänderung treu nach der Natur, aber geistreich und mit vorzüglichem Farbenton. Unter

den übrigen Gemälden, die größtentheils aus der niederländischen Schule sind, bemerkte ich noch als vorzüglich ein sehr gutes Nachtstück von Schalk in seiner bekannten Manier, und eine Frau, die ihr krankes Kind zu einem Quacksalber bringt, von Gerhard Douw.

Nun war ich aber auch zum Umfallen ermüdet und außer Stande, an diesem Vormittage mehr zu sehen. Hanau besitzt noch manche merkwürdige Kabinette, besonders im naturhistorischen Fach, denen ich aber vorüberging, weil ich beim Hinausgehen aus ähnlichen Sammlungen, deren ich unzählige sah, mich jedes Mal über meinen Mangel an Kenntniß in diesem Fache ärgern mußte, welches dennoch alles umfaßt, was uns zunächst umgiebt und von der Natur selbst, zum eigentlichen Studium des Menschen bestimmt ist. Morgen führt uns Frau Westermayer nach Emmerichshoff, dem Gute des bekannten Grafen Benzel-Sternau, um uns die Erlaubniß zu verschaffen, seine Gemäldesammlung zu sehen.

Nie hat mich etwas unerwarteter und freudiger überrascht, als diese Gemäldesammlung in

Emmerichshoff, sie ist mein Ideal, wie ich mir eine zu besitzen wünsche. Ein einfach geschmückter, aber recht zweckmäßig eingerichteter Saal vereinigt hier vielleicht nur fünf und zwanzig bis dreißig Gemälde, fast alle aus den italienischen Schulen, aber kein einziges ist darunter, an dem man nicht so recht seine innige Freude haben könnte. Obgleich alle an ihrem Standpunkt recht gut beleuchtet werden, so lassen die gastfreien Besitzer sie dennoch einzeln herunter nehmen und auf Staffeleien stellen, wo man sie dann im vortheilhaftesten Licht, von allen abgesondert, bequem betrachten und sich daran ergötzen kann. Wie sehr der Genuß dadurch erhöht wird, läßt sich nicht beschreiben.

Von allen andern nenne ich Ihnen ein Gemälde von Raphael, wahrscheinlich der erste Entwurf seiner berühmten Jardinière, denn mit wenig Abweichungen ist es ganz das nämliche Bild, wie ich es in Paris sah. Einige Nebensachen sind abgeändert; bei näherer Betrachtung entdeckt man Spuren zweier angegebener und wieder ausgelöschter Köpfe. Sonst findet man, wie dort so hier, dieselbe Gruppirung, dieselbe hohe

Einfalt der ganzen Anordnung, und den unaussprechlichen Liebreiz in der jugendlichen Gestalt der jungfräulichen Mutter und ihres göttlichen Kindes. Auf der das Gewand der Madonna verzierenden Stickerei läßt sich der Name Rafael Sanzio da Urbino entziffern, und alles deutet an, daß der hohe Meister hier zuerst versuchte, die ihm vorschwebenden himmlischen Gestalten auf der Leinwand fest zu halten.

Ein köstliches Bild von Leonardo da Vinci verdient neben diese Madonna gestellt zu werden. Obgleich der Gegenstand desselben an sich einer der widerwärtigsten ist, so wußte der Meister ihn dennoch mit unaussprechlicher Anmuth zu schmükken. Er stellt die Herodias mit dem Haupte des Johannes vor: Im köstlichsten Schmucke steht die eitle Schöne da, jugendlich leichtsinnig, weiß sie kaum, was sie mit weggewendetem Blick in den Händen trägt; ihre ganze Seele ist schon bei dem festlichen Tanz und dem sie erwartenden Triumph der allgemeinen Bewunderung ihrer Grazie und Schönheit.

An diese Gemälde reihen sich ein sehr heitres Bild von Andrea del Sarto, Elisabeth und Maria

mit ihren beiden halb erwachsenen Knaben, und eine heilige Familie von Sasso ferrato; letzteres ist nicht ganz vollendet, aber von unbeschreiblich rührendem Ausdruck, besonders in der Gestalt des heiligen Joseph. Doch ich müßte Ihnen die ganze Sammlung, Stück vor Stück, wenigstens nennen, besonders alle die Madonnen, aus denen sie zum größten Theil besteht, um Ihnen nur einen kleinen Begriff von all' dem Herrlichen zu geben, was dieser beschränkte Raum umfaßt. Nur einer schönen höchst anmuthigen Frau in einem prächtigen rothen Sammtkleide von Holbein will ich noch erwähnen, die unter allen diesen Italienern gar nicht fremdartig dasteht.

Für mich hat diese Sammlung noch den besondern großen Vorzug, daß in ihr kein einziger widerwärtiger Gegenstand das Gefühl empört, indem er zur Bewunderung hinreißt. Von allen Märtyrergeschichten, allen bethlehemitischen Kindermorden, allen Geißelungen muß ich immer schaudernd wegblicken, und kann mich nicht daran erfreuen, wären sie auch das Höchste, was je die Kunst erschuf; mein inneres Gefühl sagt mir, daß sie sich entweiht, indem sie solche Gegenstände

darstellt, sie, die Hohe, uns zum Trost, nicht zur Qual, Gegebene. Hier fand ich kein einziges solches Gemälde. Nennen Sie mir nicht die Herodias; der hohe Meister wußte mit der ihm so ganz eignen Anmuth allen Widerwillen zu bannen, den sie sonst wohl einflößen könnte, und im brechenden Blick einer hier auch befindlichen sterbenden Lukrezia von Guido Reni strahlt schon der Wiederschein einer bessern Welt, indem der erstarrenden Hand der Dolch entsinkt, mit dem sie selbst dem Tode sich weihte.

Frankfurt.

Auf dem herrlichen, von hohen Nußbäumen beschatteten Wege, längs den fruchtbaren, reich angebauten Ufern des Mains werden die zwei Meilen von Hanau bis hieher zu einer Lustfahrt, die man in weniger als zwei Stunden beendigt. Gern hätte ich das auf halbem Wege belegene Wilhelmsbad besucht, den angenehmen geselligen Vereinigspunkt beider Städte, dessen liebliche Anlagen mir seit mehr als zwanzig Jahren noch immer in der Erinnerung vorschweben, aber der

Regen machte die Promenaden unwegsam, ich zog also für diesmal vorüber, und tröstete mich mit der Zukunft.

Der Eintritt in Frankfurt überraschte mich wahrhaft. Zwar ist die Reihe von Jahren, die seit meinem ersten Hierseyn vorüberging, nicht unbedeutend, aber die Verschönerungen, welche ich überall erblicke, sind selbst für den langen Zeitraum von zwanzig Jahren erstaunenswürdig, besonders wenn man bedenkt, unter welchen Stürmen der größte Theil derselben verlebt ward. Frankfurt ist jetzt nicht nur eine der reichsten, auch eine der schönsten Städte in Deutschland. Große pallastähnliche Häuser der reichen Bewohner ziehen sich in langen Reihen durch viele Straßen hin, und auch die bescheidenen Wohnungen des Mittelstandes erscheinen zierlich, anständig, und zeugen von frohem Lebensgenuß. Das, mir so liebe, reichsstädtische Ansehen ist der Stadt geblieben; man sieht, daß nicht der Wille eines Einzigen diese schönen Gebäude alle entstehen hieß, sondern daß jeder Besitzer baute, wie sein Wille oder seine häusliche Lage es bestimmten. Aber man sieht auch, daß gebildete, die Kunst liebende

Menschen hier wohnen, die mit dem Zeitalter fortschreiten und ihre Reichthümer auf würdige Weise anzuwenden wissen.

Die Straßen wimmeln von wohlgekleideten Leuten aus allen Klassen, von schönen Equipagen und allem Gewühl einer grossen Handelsstadt. Seit zehn Jahren, die ich in Weimar verlebte, ward dieses mir fremd. Mich ergreift hier ein heimathliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterstadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimisch ward. Glänzende Magazine und Laden, angefüllt mit allem, was das Leben zum Schmuck und zur Erhaltung erfordert, nehmen den Erdstock fast aller Häuser ein. Alles, was ich sehe, trägt das Gepräge von Wohlhäbigkeit und Lust am Lebensgenuß nach gethaner Arbeit, die hier ihren Lohn reichlich ärndtet. Zwar mag wohl in Frankfurt wie in andern Städten mancher Dürftige im Elende schmachten, aber nirgend erblickte ich eine Spur davon. Jeder Arbeitsfähige kann hier lohnende Beschäftigung finden, und so wird es, bei der anerkannten Wohlthätigkeit der hiesigen Reichen gegen Hülflose, auch

wahrscheinlich, daß hier im Ganzen weniger Armuth zu finden sey, als in andern großen Städten, ungeachtet das Leben in Frankfurt sehr theuer ist.

Wir haben hier leider nur zwei Tage zu bleiben, weil wir in Schwalbach die Kur anfangen wollen, ehe der in diesem Jahre dort erwartete große Schwarm von Badegästen eintrifft, und acht und vierzig Stunden sind sehr wenig für eine Stadt wie diese. Doch wir wollen jede einzeln benutzen und zusehen, wie weit wir damit reichen.

Nach Goethen noch etwas von der ehrwürdigen Domkirche, dem Römer und den übrigen öffentlichen merkwürdigen Gebäuden und Anstalten Frankfurts sagen zu wollen, wäre anmaßend und überflüssig zugleich. Nur des neuern schönsten Theils der Stadt, der langen Reihe prächtiger Häuser längs dem Ufer des Mains will ich erwähnen. Mit Recht trägt diese den Namen der „schönen Aussicht,“ denn wenig Städte haben eine ähnliche aufzuweisen, als die ist, welche die Fenster dieser Häuser gewähren. Der dicht vorüber-

Menschen hier wohnen, die mit dem Zeitalter fortschreiten und ihre Reichthümer auf würdige Weise anzuwenden wissen.

Die Straßen wimmeln von wohlgekleideten Leuten aus allen Klassen, von schönen Equipagen und allem Gewühl einer grossen Handelsstadt. Seit zehn Jahren, die ich in Weimar verlebte, ward dieses mir fremd. Mich ergreift hier ein heimathliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterstadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimisch ward. Glänzende Magazine und Laden, angefüllt mit allem, was das Leben zum Schmuck und zur Erhaltung erfordert, nehmen den Erdstock fast aller Häuser ein. Alles, was ich sehe, trägt das Gepräge von Wohlhäbigkeit und Lust am Lebensgenuß nach gethaner Arbeit, die hier ihren Lohn reichlich ärndtet. Zwar mag wohl in Frankfurt wie in andern Städten mancher Dürftige im Elende schmachten, aber nirgend erblickte ich eine Spur davon. Jeder Arbeitsfähige kann hier lohnende Beschäftigung finden, und so wird es, bei der anerkannten Wohlthätigkeit der hiesigen Reichen gegen Hülflose, auch

wahrscheinlich, daß hier im Ganzen weniger Armuth zu finden sey, als in andern großen Städten, ungeachtet das Leben in Frankfurt sehr theuer ist.

Wir haben hier leider nur zwei Tage zu bleiben, weil wir in Schwalbach die Kur anfangen wollen, ehe der in diesem Jahre dort erwartete große Schwarm von Badegästen eintrifft, und acht und vierzig Stunden sind sehr wenig für eine Stadt wie diese. Doch wir wollen jede einzeln benutzen und zusehen, wie weit wir damit reichen.

Nach Goethen noch etwas von der ehrwürdigen Domkirche, dem Römer und den übrigen öffentlichen merkwürdigen Gebäuden und Anstalten Frankfurts sagen zu wollen, wäre anmaßend und überflüssig zugleich. Nur des neuern schönsten Theils der Stadt, der langen Reihe prächtiger Häuser längs dem Ufer des Mains will ich erwähnen. Mit Recht trägt diese den Namen der „schönen Aussicht;“ denn wenig Städte haben eine ähnliche aufzuweisen, als die ist, welche die Fenster dieser Häuser gewähren. Der dicht vorüber-

strömende, von Flößen und Schiffen belebte Main, die einem Garten ähnlichen entgegengesetzten Ufer, die Vorstadt Sachsenhausen und die große steinerne Brücke, welche zu dieser über den breiten Strom, sanft sich wölbend, führt, bilden hier ein herrliches Panorama. Wir fuhren über die Brücke nach Sachsenhausen, welches an und für sich schon eine nicht unbeträchtliche Stadt ausmachen würde. Vormals war es ein enges winkliges Nest, berühmt wegen der Rohheit und Widerspenstigkeit seiner Bewohner. Noch steht darin freilich manches alterthümliche dunkle Gebäude als Denkmal voriger Zeiten, aber allmählich gewinnt auch Sachsenhausen eine andere Gestalt; neue hübsche Häuser erstehen neben den alten räuchrigen, und komme ich nach zwanzig Jahren wieder, so werde ich Sachsenhausen eben so verändert finden, als mir jetzt Frankfurt erscheint.

Nichts Reizenderes giebt es, als die an der Stelle der demolirten Wälle angelegten Spaziergänge, die wie ein großer Blüthenkranz sich rings um Frankfurt hinziehen. Die Stadt liegt jetzt wirklich mitten in einem ungeheuren Rosengarten, der in diesem Augenblick in voller Blüthe steht.

Schöne Bäume und neben ihnen alle Arten inländischer und einheimisch gewordener Sträuche bilden duftig-schattende Gänge, welche bald in geraden Alleen, bald in schlängelnden Fußsteigen durch diese großen, an der Chaussee sich hinziehenden Anlagen führen. Sie stehen aller Welt offen und werden doch von Allen schonend behandelt; Niemand denkt daran, Blumen und Zweige zu brechen. Die unzähligen Nachtigallen, welche im Frühling diesen Blüthenhain beleben, sind leider jetzt verstummt. Eine große Anzahl allerliebster netter Landhäuser liegen wie Pavillons in dem großen Garten zerstreut, umgeben von kleinen Blumengärtchen, und größere, zum Theil prächtige Gebäude — der Sommer-Aufenthalt der reichern Familien — glänzen nahe und fern aus dicht belaubten Bäumen hervor.

Obgleich unsre Zeit uns nicht erlaubt, Einladungen zu Frankfurts geselligen Kreisen anzunehmen, so überzeugt uns doch alles, daß ächte Gastfreiheit hier oder nirgends wohnt und der

Ton der Gesellschaft sehr angenehm seyn muß. Mit liebenswürdigem Zuvorkommen tritt man uns überall entgegen und erleichtert unsern Zweck, Alles zu sehen, was in so kurzer Zeit sich sehen läßt. Blieben wir länger hier, wir würden bald einheimisch uns fühlen unter diesen freundlich gebildeten Menschen, bei denen jede Saite Anklang findet, so bald man sie berührt. Einen Abend habe ich aber doch im Theater zugebracht. Sie wissen, daß ich dieses auf Reisen selten versäume, selbst nicht in Städten, wo ich ganz unbekannt, vielleicht nur einen Tag verweile. Das unbehagliche Gefühl des Alleinseyns unter fremden Menschen verliert sich nirgend leichter als im Schauspielhause, wo wir, mit Hunderten zu einem Zweck versammelt, Rührung, Erheiterung, ja, wenn es seyn muß, auch Langeweile redlich theilen. Was wir zu Hause sonst sahen und hörten, sehen und hören wir hier wieder; ein heimathliches wohlthuendes Gefühl bemächtigt sich unser dabei, und um die Täuschung zu vollenden, meinen wir sogar, bekannte Gesichter in allen Logen zu erblicken. Gern überlasse ich mich der freundlichen Täuschung, die mich, wenn auch nur

für ein paar Stunden, in der fremden Stadt gleichsam einbürgert.

Das Schauspielhaus ist vielleicht nicht ganz so modern und elegant, wie es sich für diese bedeutende Handelsstadt ziemt, aber doch ziemlich groß und bequem. Der Umstand, daß beinahe alle Logen von Abonnenten eingenommen sind, setzt bei der zuvorkommenden Gastlichkeit ihrer Inhaber den Fremden nicht leicht in Verlegenheit, denn Alle, die ihn einigermaßen kennen, beeifern sich, ihm Plätze anzubieten. Sehr leid that es mir, daß ich in der Hoffnung getäuscht ward eine Oper zu sehen, denn nach dem Urtheil aller Musikkenner gehört die Frankfurter Oper zu den bessern in Deutschland, besonders in Hinsicht auf das Orchester, und selbst die Aufführung der Symphonie überzeugte mich schon, daß letzteres seinen großen Ruf wohl verdient.

Von der Aufführung der sonst ziemlich in Vergessenheit gerathenen Kreuzfahrer von Kotzebue, die ich hier nach vielen Jahren zuerst wiedersehen mußte, kann ich Ihnen nicht viel sagen. Das Frankfurter Theater scheint mir in dem nämlichen Zustande wie jetzt alle andern deut-

schen Bühnen zu seyn. Man findet wenig ganz Vortreffliches, wenig ganz zu Verwerfendes, viel Mittelmäßiges und nirgend ein abgerundetes Ganze, in welchem, ein Theil zum andern passend, alle zusammenstimmend, in einander eingreifend, ein ächtes Kunstwerk erfreulich darstellen.

Die Dekorationen waren zum Theil recht schön, besonders die Kirche im letzten Akt und das Sprachzimmer mit dem Gitter, hinter welchem der Ritter von der Aebtissin wie eine Maus in der Falle gefangen wird. Die Kostüm's waren glänzend, aber ich vermißte dabei eine alles ordnende Hand. Die Ritter schienen aus sehr verschiedenen Zeitaltern zusammen gekommen zu seyn, und die Nonnen mit ihren Locken und ihren Schleiern von schwarzem Kreppflor gehörten wohl in das Gefolge der Maria Stuart, aber nicht in ein Kloster. Auch sahen diese dem Einmauern ihrer Schwester und dem Eindringen der fremden Krieger sehr gelassen zu. Aehnliches aber geschieht auf allen Theatern, selten vermehren Statisten den Eindruck des Stückes, was doch ihre Bestimmung ist, oft ziehen sie ihn ganz ins Lächerliche herab. Freilich sind sie nicht

Schauspieler und sollen es auch nicht seyn, aber daß sie unter guter Leitung ihren Platz dennoch recht gut ausfüllen können, davon haben mich in früheren Zeiten manche einzelne Vorstellungen auf dem kleinen Theater von Weimar überzeugt. Uebrigens gehörte die ganze Darstellung der Kreuzfahrer keinesweges zu den schlechten; Herr Heigel spielte den Balduin von Eichhorst mit Natur und Gefühl, auch mehrere der übrigen Rollen wurden sehr gut durchgeführt. Die gute, ewig klagende Emma trat freilich so durchdrungen vom Gefühl ihrer Leiden auf, daß keine Steigerung für den Gipfel derselben ihr möglich blieb; mit wahrer Freude aber sah ich Frau Vohs in der Rolle der Aebtissin. Ihre schöne Gestalt und die Würde ihrer ganzen Haltung eignen sich ganz für die höhere Tragödie. Ich hatte diese Künstlerin schon oft in Weimar rühmlich nennen hören, ohne je sie gesehen zu haben, und freute mich, noch jetzt Spuren der dortigen frühern Schule in ihrem Spiel zu entdecken, nur scheint sie sich in spätern Zeiten eine etwas ermüdende Monotonie der Deklamation angewöhnt zu haben.

darstellt, sie, die Hohe, uns zum Trost, nicht zur Qual, Gegebene. Hier fand ich kein einziges solches Gemälde. Nennen Sie mir nicht die Herodias; der hohe Meister wußte mit der ihm so ganz eignen Anmuth allen Widerwillen zu bannen, den sie sonst wohl einflößen könnte, und im brechenden Blick einer hier auch befindlichen sterbenden Lukrezia von Guido Reni strahlt schon der Wiederschein einer bessern Welt, indem der erstarrenden Hand der Dolch entsinkt, mit dem sie selbst dem Tode sich weihte.

Frankfurt.

Auf dem herrlichen, von hohen Nußbäumen beschatteten Wege, längs den fruchtbaren, reich angebauten Ufern des Mains werden die zwei Meilen von Hanau bis hieher zu einer Lustfahrt, die man in weniger als zwei Stunden beendigt. Gern hätte ich das auf halbem Wege belegene Wilhelmsbad besucht, den angenehmen geselligen Vereinigspunkt beider Städte, dessen liebliche Anlagen mir seit mehr als zwanzig Jahren noch immer in der Erinnerung vorschweben, aber der

Regen machte die Promenaden unwegsam, ich zog also für diesmal vorüber, und tröstete mich mit der Zukunft.

Der Eintritt in Frankfurt überraschte mich wahrhaft. Zwar ist die Reihe von Jahren, die seit meinem ersten Hierseyn vorüberging, nicht unbedeutend, aber die Verschönerungen, welche ich überall erblicke, sind selbst für den langen Zeitraum von zwanzig Jahren erstaunenswürdig, besonders wenn man bedenkt, unter welchen Stürmen der größte Theil derselben verlebt ward. Frankfurt ist jetzt nicht nur eine der reichsten, auch eine der schönsten Städte in Deutschland. Große pallastähnliche Häuser der reichen Bewohner ziehen sich in langen Reihen durch viele Straßen hin, und auch die bescheidenen Wohnungen des Mittelstandes erscheinen zierlich, anständig, und zeugen von frohem Lebensgenuß. Das, mir so liebe, reichsstädtische Ansehen ist der Stadt geblieben; man sieht, daß nicht der Wille eines Einzigen diese schönen Gebäude alle entstehen hieß, sondern daß jeder Besitzer baute, wie sein Wille oder seine häusliche Lage es bestimmten. Aber man sieht auch, daß gebildete, die Kunst liebende

Menschen hier wohnen, die mit dem Zeitalter fortschreiten und ihre Reichthümer auf würdige Weise anzuwenden wissen.

Die Straßen wimmeln von wohlgekleideten Leuten aus allen Klassen, von schönen Equipagen und allem Gewühl einer großen Handelsstadt. Seit zehn Jahren, die ich in Weimar verlebte, ward dieses mir fremd. Mich ergreift hier ein heimathliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterstadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimisch ward. Glänzende Magazine und Laden, angefüllt mit allem, was das Leben zum Schmuck und zur Erhaltung erfordert, nehmen den Erdstock fast aller Häuser ein. Alles, was ich sehe, trägt das Gepräge von Wohlhäbigkeit und Lust am Lebensgenuß nach gethaner Arbeit, die hier ihren Lohn reichlich ärndtet. Zwar mag wohl in Frankfurt wie in andern Städten mancher Dürftige im Elende schmachten, aber nirgend erblickte ich eine Spur davon. Jeder Arbeitsfähige kann hier lohnende Beschäftigung finden, und so wird es, bei der anerkannten Wohlthätigkeit der hiesigen Reichen gegen Hülflose, auch

wahrscheinlich, daß hier im Ganzen weniger Armuth zu finden sey, als in andern großen Städten, ungeachtet das Leben in Frankfurt sehr theuer ist.

Wir haben hier leider nur zwei Tage zu bleiben, weil wir in Schwalbach die Kur anfangen wollen, ehe der in diesem Jahre dort erwartete große Schwarm von Badegästen eintrifft, und acht und vierzig Stunden sind sehr wenig für eine Stadt wie diese. Doch wir wollen jede einzeln benutzen und zusehen, wie weit wir damit reichen.

Nach Goethen noch etwas von der ehrwürdigen Domkirche, dem Römer und den übrigen öffentlichen merkwürdigen Gebäuden und Anstalten Frankfurts sagen zu wollen, wäre anmaßend und überflüssig zugleich. Nur des neuern schönsten Theils der Stadt, der langen Reihe prächtiger Häuser längs dem Ufer des Mains will ich erwähnen. Mit Recht trägt diese den Namen der „schönen Aussicht;“ denn wenig Städte haben eine ähnliche aufzuweisen, als die ist, welche die Fenster dieser Häuser gewähren. Der dicht gegenüber-

strömende, von Flößen und Schiffen belebte Main, die einem Garten ähnlichen entgegengesetzten Ufer, die Vorstadt Sachsenhausen und die große steinerne Brücke, welche zu dieser über den breiten Strom, sanft sich wölbend, führt, bilden hier ein herrliches Panorama. Wir fuhren über die Brücke nach Sachsenhausen, welches an und für sich schon eine nicht unbeträchtliche Stadt ausmachen würde. Vormals war es ein enges winkliges Nest, berühmt wegen der Rohheit und Widerspenstigkeit seiner Bewohner. Noch steht darin freilich manches alterthümliche dunkle Gebäude als Denkmal voriger Zeiten, aber allmählich gewinnt auch Sachsenhausen eine andere Gestalt; neue hübsche Häuser erstehen neben den alten räuchrigen, und komme ich nach zwanzig Jahren wieder, so werde ich Sachsenhausen eben so verändert finden, als mir jetzt Frankfurt erscheint.

Nichts Reizenderes giebt es, als die an der Stelle der demolirten Wälle angelegten Spaziergänge, die wie ein großer Blüthenkranz sich rings um Frankfurt hinziehen. Die Stadt liegt jetzt wirklich mitten in einem ungeheuren Rosengarten, der in diesem Augenblick in voller Blüthe steht.

Schöne Bäume und neben ihnen alle Arten inländischer und einheimisch gewordener Sträuche bilden duftig-schattende Gänge, welche bald in geraden Alleen, bald in schlängelnden Fußsteigen durch diese großen, an der Chaussee sich hinziehenden Anlagen führen. Sie stehen aller Welt offen und werden doch von Allen schonend behandelt; Niemand denkt daran, Blumen und Zweige zu brechen. Die unzähligen Nachtigallen, welche im Frühling diesen Blüthenhain beleben, sind leider jetzt verstummt. Eine große Anzahl allerliebster netter Landhäuser liegen wie Pavillons in dem großen Garten zerstreut, umgeben von kleinen Blumengärtchen, und größere, zum Theil prächtige Gebäude — der Sommer-Aufenthalt der reichern Familien — glänzen nahe und fern aus dicht belaubten Bäumen hervor.

Obgleich unsre Zeit uns nicht erlaubt, Einladungen zu Frankfurts geselligen Kreisen anzunehmen, so überzeugt uns doch alles, daß ächte Gastfreiheit hier oder nirgends wohnt und des

Ton der Gesellschaft sehr angenehm seyn muß. Mit liebenswürdigem Zuvorkommen tritt man uns überall entgegen und erleichtert unsern Zweck, Alles zu sehen, was in so kurzer Zeit sich sehen läßt. Blieben wir länger hier, wir würden bald einheimisch uns fühlen unter diesen freundlich gebildeten Menschen, bei denen jede Saite Anklang findet, so bald man sie berührt. Einen Abend habe ich aber doch im Theater zugebracht. Sie wissen, daß ich dieses auf Reisen selten versäume, selbst nicht in Städten, wo ich ganz unbekannt, vielleicht nur einen Tag verweile. Das unbehagliche Gefühl des Alleinseyns unter fremden Menschen verliert sich nirgend leichter als im Schauspielhause, wo wir, mit Hunderten zu einem Zweck versammelt, Rührung, Erheiterung, ja, wenn es seyn muß, auch Langeweile redlich theilen. Was wir zu Hause sonst sahen und hörten, sehen und hören wir hier wieder; ein heimathliches wohlthuendes Gefühl bemächtigt sich unser dabei, und um die Täuschung zu vollenden, meinen wir sogar, bekannte Gesichter in allen Logen zu erblicken. Gern überlasse ich mich der freundlichen Täuschung, die mich, wenn auch nur

für ein paar Stunden, in der fremden Stadt gleichsam einbürgert.

Das Schauspielhaus ist vielleicht nicht ganz so modern und elegant, wie es sich für diese bedeutende Handelsstadt ziemt, aber doch ziemlich groß und bequem. Der Umstand, daß beinahe alle Logen von Abonnenten eingenommen sind, setzt bei der zuvorkommenden Gastlichkeit ihrer Inhaber den Fremden nicht leicht in Verlegenheit, denn Alle, die ihn einigermaßen kennen, beeifern sich, ihm Plätze anzubieten. Sehr leid that es mir, daß ich in der Hoffnung getäuscht ward eine Oper zu sehen, denn nach dem Urtheil aller Musikkenner gehört die Frankfurter Oper zu den bessern in Deutschland, besonders in Hinsicht auf das Orchester, und selbst die Aufführung der Symphonie überzeugte mich schon, daß letzteres seinen großen Ruf wohl verdient.

Von der Aufführung der sonst ziemlich in Vergessenheit gerathenen Kreuzfahrer von Kotzebue, die ich hier nach vielen Jahren zuerst wiedersehen mußte, kann ich Ihnen nicht viel sagen. Das Frankfurter Theater scheint mir in dem nämlichen Zustande wie jetzt alle andern deut-

schen Bühnen zu seyn. Man findet wenig ganz Vortreffliches, wenig ganz zu Verwerfendes, viel Mittelmäßiges und nirgend ein abgerundetes Ganze, in welchem, ein Theil zum andern passend, alle zusammenstimmend, in einander eingreifend, ein ächtes Kunstwerk erfreulich darstellen.

Die Dekorationen waren zum Theil recht schön, besonders die Kirche im letzten Akt und das Sprachzimmer mit dem Gitter, hinter welchem der Ritter von der Aebtissin wie eine Maus in der Falle gefangen wird. Die Kostüm's waren glänzend, aber ich vermißte dabei eine alles ordnende Hand. Die Ritter schienen aus sehr verschiedenen Zeitaltern zusammen gekommen zu seyn, und die Nonnen mit ihren Locken und ihren Schleiern von schwarzem Kreppflor gehörten wohl in das Gefolge der Maria Stuart, aber nicht in ein Kloster. Auch sahen diese dem Einmauern ihrer Schwester und dem Eindringen der fremden Krieger sehr gelassen zu. Aehnliches aber geschieht auf allen Theatern, selten vermehren Statisten den Eindruck des Stückes, was doch ihre Bestimmung ist, oft ziehen sie ihn ganz ins Lächerliche herab. Freilich sind sie nicht

Schauspieler und sollen es auch nicht seyn, aber daß sie unter guter Leitung ihren Platz dennoch recht gut ausfüllen können, davon haben mich in früheren Zeiten manche einzelne Vorstellungen auf dem kleinen Theater von Weimar überzeugt. Uebrigens gehörte die ganze Darstellung der Kreuzfahrer keineswegs zu den schlechten; Herr Heigel spielte den Balduin von Eichhorst mit Natur und Gefühl, auch mehrere der übrigen Rollen wurden sehr gut durchgeführt. Die gute, ewig klagende Emma trat freilich so durchdrungen vom Gefühl ihrer Leiden auf, daß keine Steigerung für den Gipfel derselben ihr möglich blieb; mit wahrer Freude aber sah ich Frau Vohs in der Rolle der Aebtissin. Ihre schöne Gestalt und die Würde ihrer ganzen Haltung eignen sich ganz für die höhere Tragödie. Ich hatte diese Künstlerin schon oft in Weimar rühmlich nennen hören, ohne je sie gesehen zu haben, und freute mich, noch jetzt Spuren der dortigen frühern Schule in ihrem Spiel zu entdecken, nur scheint sie sich in spätern Zeiten eine etwas ermüdende Monotonie der Deklamation angewöhnt zu haben.

Daß Frankfurt einen Reichthum an Kunstsammlungen aller Art, besonders an Kupferstichen, Handzeichnungen und Gemälden besitzt, läßt sich von dieser so günstig belegenen, von reichen gebildeten Menschen bewohnten Stadt nicht anders erwarten. Gern möchte ich alle sehen, und bei der Liberalität ihrer Besitzer hätte ich auch wohl dazu gelangen können, wäre mir nur die Zeit nicht so spärlich zugemessen.

So begnügte ich mich mit der Sammlung des Herrn Städel, als der berühmtesten und zahlreichsten, und beschränkte mich auch hier nur auf die Gemälde, denn seine Handzeichnungen und Kupferstiche durchzugehen, würde mehr Tage erfordern, als ich in Frankfurt Stunden zu verweilen habe. Der ehrwürdige Greis *) empfing uns aufs freundlichste, und machte uns selbst,

*) Herr Städel ruht nun schon seit einigen Monaten im Grabe. Seine Sammlungen mit einem beträchtlichen Kapital zur Erhaltung und Vermehrung derselben hinterließ er durch testamentarische Verfügung der Frankfurter Kunstschule, die dadurch wahrscheinlich eine der bedeutendsten wird.

trotz seines hohen, mit mancher Beschwerde verknüpften Alters, auf seine vorzüglichsten Gemälde aufmerksam, deren Anblick ihn wieder zu verjüngen schien.

Wenig Privatsammlungen werden mit dieser sich messen können. Sie nimmt eine bedeutende Reihe von Sälen und Zimmern ein, von deren Wänden uns Werke der berühmtesten Meister aller Schulen entgegen glänzten. Der Reichthum ist zu groß, als daß ich bei einem einzigen Besuch mehr hätte davon tragen können, als den erfreulichen Eindruck des Ganzen. Ich wußte nicht, wohin ich die Blicke wenden sollte; hier zog mich das schöne Portrait einer Frau mittleren Alters von Holbein an, wohl werth, neben dem sich zu stellen, welches Graf Benzel-Sternau in Emmerichshoff besitzt; dort überglänzte ein prächtiges Gastmahl von einem Schüler des Paul Veronese alle andern Gemälde. Dann fesselte mich ein Blumenstück von Huysum; ein paar kleinere noch schönere von Rachel Ruysch schienen mir entgegen zu duften, da zogen mich ein paar Trauben schmausende Lazaronis von Murillo's Meisterhand von ihnen ab. Nichts, was den

Kunstfreund erfreuen kann, fehlt in dieser unschätzbaren Sammlung, wenn er nur Zeit hat, alles zu betrachten.

Dem alten berühmten Maler Morgenstern, dessen kunstreicher Hand wir die Erhaltung manches trefflichen Gemäldes verdanken, stattete ich auch einen Besuch ab; seine durch Goethe uns bekannt gewordenen Miniaturkopien größerer Gemälde veranlaßten mich besonders dazu. Ihn selbst konnte ich nicht sehen, Krankheit und Altersschwäche fesseln ihn schon seit Monaten an das Bette; aber sein Sohn empfing uns, der schon jetzt an des Vaters Stelle tritt und mit vielem Erfolge die von ihm erlernte schwere Kunst übt, schadhafte alte Gemälde mit schonender Hand und richtigem Gefühl zu reinigen und zu ergänzen.

Etwas Hübscheres, das mich mehr angezogen hätte, als die kleine Gallerie Miniaturbilder des Vaters, welche der Sohn mir zeigte, sah ich nie in meinem Leben, und gewiß giebt es keine zweite Sammlung dieser Art in der Welt. Denken Sie sich einen flachen Schrein mit zwei Flügelthüren, die ihn verschließen, wie man das an alten, besonders Altargemälden sieht, etwa drei Ellen

hoch, und, wenn die Thüren offen stehen, etwas breiter als hoch, diese kleine so gebildete Wand über und über mit aufs sauberste in Oel gemalten Miniaturbildchen überdeckt. Alle Gemälde von Werth, die während eines langen arbeitsvollen Lebens durch des alten Meisters Hände gingen, hat er hier mit unsäglichem Fleiß im kleinsten Format aufs treuste kopirt. Mir war beim ersten Blick darauf, als sähe ich eine große herrliche Bilder-Gallerie durch ein Verkleinerungsglas an. Nichts, auch nicht die unbedeutendste Kleinigkeit ist auf einem dieser Bilder weggelassen oder verändert, und alles aufs sorgfältigste und zarteste ausgeführt bis ins geringste Detail. Aber nicht nur dieses giebt der Sammlung ihren Werth, noch bewundernswürdiger ist es, wie Morgenstern den Geist aller der von einander so verschiednen Künstler so auffassen konnte, wie er die Eigenheiten, den Ausdruck, den Farbenton, mit einem Wort die Manier eines jeden Einzelnen in dem engen Raum mit täuschender Wahrheit darzustellen wußte. Alles, was man in großen Gallerien findet, ist auch hier vereint. Einzelne Köpfe, Landschaften, Thierstücke, Seestücke, nie-

derländische Bauernstuben, historische Gemälde aus allen Schulen, von allen Meistern. Die Figuren auf den Landschaften sind winzig klein, die Köpfchen auf den historischen Gemälden nicht größer, als auf Kalenderkupfern, und alle haben Geist, Ausdruck und die größte Aehnlichkeit mit den Originalen, von denen ich manche früher gesehene wieder erkannte. Unter andern einen heiligen Johannes von Mengs, der lange in Weimar war. Zwei solcher Schränkchen sind ganz mit Gemälden bedeckt, im dritten ist noch Platz, der leider wohl unausgefüllt bleiben wird. Die Anzahl der Gemälde schien mir in die Hunderte zu gehen; sie sind ein seltner Schatz, wohl werth, daß er einst in Hände gerathe, die ihn zu würdigen wissen.

Auch als Perspektivmaler kann der alte Morgenstern zu den bedeutendsten Künstlern in diesem Fache sich zählen. Ich sah in seinem Hause sein Lieblingsbild, von dem er nie sich trennen mochte; es stellt das Innere einer schönen hellen Kirche vor.

Herr von Bethmann hat in seinem ganz nahe an der Stadt belegnen Garten allen Kunstfreunden einen großen Genuß bereitet. Er widmete

ein großes, ihnen immer offen stehendes, mit Säulen tempelartig geschmücktes Gebäude der plastischen Kunst. Vortreffliche Abgüsse der schönsten antiken Statuen und Büsten sind hier, schön beleuchtet, theils in der großen Eintrittshalle, theils in daran stoßenden Kabinetten aufgestellt und mit feinem Kunstsinn so geordnet, daß die zu einander passenden auch zusammen stehen. Hier sah ich zum ersten Mal ein bedeutendes Werk unseres berühmten Danneckers, von welchem ich bis jetzt nur Büsten, und diese auch nur in Abgüssen, kannte. Seine viel besprochene Ariadne steht in diesem Museum, ganz allein, mitten in einem von oben beleuchteten Kabinett, auf einem beweglichen Sockel, der mit leichter Mühe gedreht wird, so daß man die schöne Gruppe von allen Seiten im besten Lichte sehen kann, ohne von der Stelle zu gehen. Sie glauben nicht, welchen magischen Effekt dies langsame Wenden des Marmorbildes hervorbringt, und wie es dadurch belebt wird. Die Gruppe selbst kennen Sie längst aus Zeichnungen und Beschreibungen. Ariadne, nicht die Verlassene, sondern die Königin, die vom Gott der Freude zur Göttin Er-

hobene, ruht auf einem Tiger vom Wagengespann ihres großen Befreiers. Sehnsüchtig und erwartend blickt sie hinaus in die Ferne, wahrscheinlich ihm entgegen. Lange stand ich bewundernd vor ihr; ich glaube nicht, daß neuere Plastik viel aufzuweisen hat, was dieser schönen Gruppe mit Recht den Vorrang streitig machen könnte, obgleich Kenner Manches daran zu tadeln wissen mögen. Denn wo fände man das nicht? Leider entstellen einige dunkle bläuliche Flecken den höchst weich und vollendet gearbeiteten Körper, und Gesicht und Hals sind auch nicht ganz frei davon geblieben, weil ein ganz weißer Marmorblock von dieser Größe nicht zu finden war.

Schwalbach, 16. Juli 1816.

Das Wetter war wieder wunderschön nach mehreren regnichten Tagen, der Weg vortrefflich, die angenehmste Gegend und mannichfaltige Ansichten des Mainstroms ergötzten uns auf dem kurzen Wege von Frankfurt nach Wiesbaden, bis näher an letzterm eine weite ausgebreitete Aussicht auf den Rhein uns wirklich entzückte. Da sahen wir

nun, zum erstenmal den herrlichen freigekämpften Strom um seine Inseln, durch den mit Städten und Dörfern dicht besäeten fruchtbaren Rheingau sich winden.

Man wird in diesen Gegenden so schnell auf den Posten befördert, daß wir schon gegen eilf Uhr in Wiesbaden eintrafen, obgleich unsre Abfahrt aus Frankfurt sich ein wenig verspätet hatte. Wir traten in der Wohnung unsrer Freundinnen aus Jena ab, denn in diesem Jahr ist hier während der Badezeit an ein bequemes Absteigequartier in einem Gasthofe nicht zu denken, weil die sehr zahlreichen Brunnengäste jeden bewohnbaren Winkel längst eingenommen haben. Die Stadt ist nicht klein und vergrößert sich mit jedem Tage; überall sahen wir neue hübsche Häuser im Entstehen, alles baut, um dem dringenden Bedürfniß der mit jedem Jahr zunehmenden Anzahl der Fremden abzuhelfen. Die meisten Badegäste wohnen hier bis jetzt weder elegant noch bequem, Ausnahmen finden sich freilich. Die Wohnungen, welche nahe an der Hauptquelle liegen, sind sehr warm, an heißen Tagen, wie dieser einer war, scheint es mir fast unmöglich, in der erstickenden

feuchtwarmen Luft zu athmen, aber in der sogenannten kalten Stadt, welche von der Quelle entfernter liegt, ist die Luft besser und kühler. Jede Wohnung für Badegäste hat ihre eignen gemauerten Bäder, in welche das siedend-heiße Wasser durch Kanäle geführt wird, und jeder Badegast erhält mit seiner Wohnung den Schlüssel zu einem derselben, dessen er allein sich bedienen darf. Dies ist eine von Wiesbadens größten Annehmlichkeiten, die man selten in andern Bädern findet.

Da unser Aufenthalt in Wiesbaden gerade auf einen Sonntag fiel, so beschlossen wir im Kursaal zu Mittag zu essen, weil sich an diesem Tage dort beinahe die ganze Gesellschaft versammelt, und wir manche Bekannte zu finden hofften; aber das ging nicht so leicht, als wir es dachten. Wer hier an der Sonntagstafel Platz finden will, muß ihn mehrere Tage vorher bestellen und dessen Nummer sorgfältig bewahren, sonst kann er der Seligkeit nicht theilhaftig werden, mit einigen hundert Personen, unter dem Geräusch einer betäubenden Tafelmusik und dem Geklapper der Aufwärter zwei Stunden lang am Tische zu sitzen. Ohne die sich aufopfernde Güte einiger Freunde, die

uns ihre Plätze abtraten, wären wir auch nicht dazu gelangt. So ist es aber nur an Sonntagen, denn in der Woche essen die meisten Brunnengäste in ihren Wohnungen. Sonntags aber versammelt sich alles, wenigstens Nachmittags zum Kaffee, im und um den Kursaal. Die Freuden dieses Tages beschließt ein Ball, zu welchem sich oft auch viele Einwohner von Mainz und der umliegenden Gegend einfinden, die dann neues Leben in die Gesellschaft bringen.

Der Kursaal ist ein so schönes imponirendes Gebäude, wie ich es noch in keinem Brunnenorte sah; eine hübsche Allee führt zu ihm hin, und sehr angenehme Spaziergänge rings um einen großen Teich schließen sich an ihn an.

Außer dem Saal, wo gespeist und getanzt wird, und in welchem mehrere hundert Personen bequem Platz finden, enthält dies Gebäude noch einige recht artig dekorirte und meublirte Zimmer zum Spiel und für kleinere Gesellschaften. Den großen Saal selbst umgiebt eine von hohen Marmorsäulen getragene Gallerie, viele glänzende Kronleuchter blitzen von der Decke herab und vervielfältigen sich in den großen Spiegeln. Die Säu-

len sind alle von grauem inländischen Marmor, der in der Gegend von Limburg gebrochen wird; sie würden sehr schön seyn, wenn man dahin getrachtet hätte, die Zusammensetzung der Säulenschäfte besser zu verbergen.

Die an mehreren langen Tafeln ziemlich gut bediente Gesellschaft war sehr elegant, doch sahen wir bald deutlich, daß das Ganze unter sich wenig Verbindung hat. Beides die Stadt sowohl, als die Anzahl der Badegäste sind zu groß. Bekannte halten sich hier zu Bekannten, wie wir auch thaten, dadurch aber zerstückelt sich der große Kreis in unzählige kleine, und an allgemeine Geselligkeit, die in Brunnenorten doch zu Hause seyn sollte, ist nicht zu denken. Alles zerfällt in kleine Coterien von alten Freunden und Landsleuten, welche zusammen die himmlische Gegend umher besuchen. Wer hier allein aus weiter Ferne ankommt, dem muß, wenigstens Anfangs, zu Muthe seyn wie einem einzelnen Regentropfen im Ozean.

Die zwei Meilen von Wiesbaden nach Schwalbach sind sehr bergig. Sie führen fast immer durch einen schönen dichten Wald über die hohe Wurzel, so heißt eine Anhöhe unfern der Chaussee, zu wel-

cher von Schwalbach aus fleißig gewallfahrtet wird. Von dieser Stelle umfaßt das Auge mit einem Blick den ganzen Rheingau bis an die Thürme von Mainz, und weiter hinaus die vom Main durchströmten Gegenden; gute Augen entdecken sogar bei hellem Wetter die Thürme von Frankfurt; es ist eine der ausgebreitetsten Aussichten im Taunus-Gebirge. Schwalbach erblickt man erst, wenn man hereinfährt, tief und steil windet sich der Weg eine beträchtliche Anhöhe hinab, in das von waldbewachsenen Bergen eng umschlossene Thal, durch welches der kleine Ort sich lang und schmal hinzieht. Mit Recht heißt er eigentlich Langenschwalbach, denn er besteht fast nur aus einer einzigen Straße, und selbst recht bedeutende Städte werden selten eine aufzuweisen haben, welche diese an Länge überträfe. Der zunächst liegenden wild-romantischen Umgegend fehlt es nicht an ländlichem Reiz, an schönen Wiesen, schattendem Wald und herrlichen Bäumen; aber gleich beim ersten Schritt vermißte ich überall die sorgliche Pflege, das bescheidne Nachhelfen der Gartenkunst, welche in einem nicht günstigern Klima die Gegend um Karlsbad so unaussprechlich ver-

schönern und eigentlich erst recht genießbar machen. Auch auf diesen Bergen, in diesen schattigen Gründen könnten ohne großen Aufwand von Geld und Mühe bequeme Fußpfade angelegt werden; an schönen Bäumen fehlt es nicht, unter denen ein dem Ermüdeten höchst willkommener Ruhesitz winken könnte, nicht an lieblichen Aussichten in das Thal, bei welchen ein einfach schützendes Dach sehr wünschenswerth wäre, um sich ihrer bequem erfreuen zu können. Aber den guten Bürgern von Schwalbach, welche hier die Herren spielen, kömmt dergleichen nicht in den Sinn. Sie vermiethen ihre Wohnungen zum möglichst hohen Preis, den sie erhalten können, lassen sich den übrigen Gewinn, den ihnen die Badegäste bringen, wohl gefallen, doch um ihre Bequemlichkeit kümmern sie sich weiter nicht. Sie füllen jährlich mehrere tausend Krüge mit ihrer heilbringenden Quelle, deren Versendung ihnen viel Geld einbringt, aber die Quellen liegen in einem nassen Wiesengrunde, und bei feuchten Sommern, wie dieser, waten die Trinkenden wirklich in einem Sumpfe herum; denn selbst hier wird nicht durch wohlerhaltene Kieswege für Gesundheit gesorgt.

Auch den Wohnungen fehlt das freundlich ein- ladende, reinliche Ansehen, welches dem Badegast in Karlsbad gleich beim Hereinfahren den Ort seines künftigen Aufenthalts schon im voraus an- genehm macht. Im Innern derselben vermißt man manche, besonders im Bade, fast unentbehr- liche Bequemlichkeit, denn alle sind nur mit dem nothwendigsten Geräthe ausgestattet, und das so einfach, mitunter so altväterisch als möglich. Das Sopha, welches uns unser Wirth mit Mühe ver- schaffte, ist der Gegenstand des Neides aller un- serer Bekannten, denn im ganzen Ort sind deren gewiß kein Dutzend vorhanden. Dennoch fehlt es in Schwalbach nie an zahlreichem Zuspruch, und die Gewißheit desselben bewegt wahrscheinlich die Bürger, sich um Gäste wenig Mühe zu geben, da diese von selbst sich einfinden. Unsere Wohnung gehört indessen zu den bessern im Ort. Wir woh- nen im Kaisersaal, dem größten und besuchtesten Gasthof, der aber außer dem Namen nichts Kai- serliches aufzuweisen hat. Doch muß ich Herrn Wiegand, dem Eigner desselben, bei dieser Ge- legenheit wegen seiner aufmerksamen Gefälligkeit

und auch wegen der Billigkeit seiner Forderungen das ihm gebührende Lob ertheilen.

Außer dem Kaisersaal sind noch mehrere Gasthöfe und eine Menge Privathäuser zur Aufnahme von Fremden bestimmt. Die Gesellschaft ist jetzt noch klein, vergrößert sich aber mit jedem Tage. Alle Wohnungen sind für die letzte Woche dieses Monats im voraus bestellt. Dann tritt die glänzendste Periode in Schwalbach ein und währt bis zur Mitte des Augustmonats. Mit dem zwanzigsten Juli beginnen die Bälle, die Spieler ziehen dann auch wie Hayfische herbei, und der beschränkte Raum des engen Thals wimmelt von fröhlich buntem Leben. Jetzt wandeln wir noch in sehr kleiner Anzahl zum Brunnen, das blaugeränderte vorschriftsmäßige Trinkglas in der Hand, und zwar gegen sieben Uhr des Morgens, weil die Sonne dies enge Thal erst spät erwärmt.

Eine ziemlich lange, mit hohen Bäumen dicht besetzte Allee führt vom Orte an bis zu der besuchtesten Quelle, die man den Weinbrunnen nennt, und dient den Trinkenden zur Promenade. Auf einer sehr schlechten hölzernen Treppe, seitwärts

zu Ende der Allee, steigt man herab auf die kleine sumpfige Wiese, in deren Mitte die Quelle reichlich sprudelt, zwar mit einer Balustrade umgeben, aber ohne alle Bedachung. Zwei Männer schöpfen den heilbringenden Trank, der wie Champagner braust und wirklich etwas Berauschendes hat. Die übrigen Umgebungen der Quelle sind die kunstlosesten, die man sich denken kann. Des Sumpfes, der sie umgibt, habe ich schon ehrenvoll erwähnt; die einem verfalleuen Pferdestall ähnliche hölzerne Barake, unter welcher die Brunnengäste beim Regen Schutz suchen müssen, paßt vollkommen zum übrigen. Man erzeigt dieser die Ehre, sie eine Kolonade zu nennen; sie ist so enge, daß kaum dreißig Personen darunter Raum finden, wenn sie auch ganz ruhig neben einander stehen wollen. Die verstimmte Harfe eines Juden und ein gewaltig dazu schreiendes Mädchen machen den musikalischen Theil der Morgenunterhaltung aus, und beide Virtuosen sind auf Uebung ihrer Kunst so erpicht, daß weder Geld noch gute Worte sie zum Schweigen zu bringen vermögen. Schmutzige Juden, mit allerlei kurzer Waare, verengen in großer Anzahl den beschränkten Raum der sogenannten

Kolonade, sie haben wenigstens das Gute, daß Niemand durch ihr Waarenlager sich hier, wie in den Karlsbader Magazinen, zu großen Ausgaben verleiten läßt, auf die er bei dem Antritt der Reise nicht rechnete.

Die zweite Quelle, der Stahlbrunnen, liegt höher, zur Seite des Ortes. Die sie umgebenden Alleen sind sonniger und besser erhalten, aber auch sehr feucht und ohne Kiesweg; eine geräumigere, etwas leidlichere Kolonade bietet hier Schutz gegen die Witterung, kurz, alles sieht im Ganzen anständiger und einem Badeorte ähnlicher aus. Sogar einige mit Putzsachen und andern Waaren angefüllte Laden sind unter den Säulen zu finden; auch hier glänzen freilich Karlsbads Herrlichkeiten nicht, aber man hat doch Gelegenheit für kleine Bedürfnisse des Augenblicks zu sorgen, ohne deshalb erst nach Frankfurt schreiben zu müssen. Der Stahlbrunnen wird indessen weniger benutzt, als der Weinbrunnen, weil das Wasser, bei sonst völlig gleicher Wirkung, dem Magen weniger zuträglich ist.

Schwalbach, 25 Juli.

Jetzt ist hier der lustige bunte Wirrwarr des Badelebens in vollem Gange. Aus allen Fenstern bis unters Dach hinauf gucken zierliche Lockenköpfe und Säle, Straßen und Spaziergänge wimmeln von Brunnengästen, deren Mehrzahl man es ansieht, daß nicht das Bedürfniß einer Kur sie hieher führte. Die Gesellschaft besteht zwar jetzt fast aus allen europäischen Nationen, doch ist der größte Theil derselben in Frankfurt, Mainz und andern benachbarten Städten zu Hause. Böse Zungen behaupten sogar, ein alljährlicher Besuch in Schwalbach oder Wiesbaden sey ein unerläßlicher Artikel des Ehekontraktes in diesen Gegenden. In allem mögen jetzt wohl unsrer fünf bis sechs hundert hier versammelt seyn, ohne die Zugabe von Bedienten und Zofen. Wir machen zusammen Lärm genug in diesem kleinen Winkel der Welt, in welchem wir eben nur Raum genug haben, uns herum zu drehen, das versichre ich Ihnen. Nur wenige von uns suchen sich zu isoliren, oder kleine abgesonderte Koterien zu bilden. Freilich hat jeder einen Kreis, zu welchem er sich vorzugsweise hält, aber bei allen vorkommenden Gelegenheiten

vereinen sich diese kleinen Kreise zu einem Ganzen, und jedes trägt gern zum allgemeinen Vergnügen sein Scherflein bei, ohne Rücksicht auf Rang und Titel. Noch nie sah ich einen Brunnenort, in welchem man sich wechselseitig mehr entgegen käme und ganz ohne alle Repräsentation. Auch ist eigentlich gar kein Raum zum Repräsentiren vorhanden; ein Hof, der sich hieher verirrte, würde schon um ein Local dazu in Verlegenheit kommen, wenn er seine gewohnte Sitte mitbringen wollte. Bei der vollkommensten Gleichheit aller gebildeten Stände artet dennoch der Ton der Gesellschaft nicht aus, und nie bemerkte ich noch die kleinste auffallende Unsittlichkeit. In der Kleidung herrscht Eleganz, doch keine übertriebene Pracht. Das Leben ist nicht wohlfeil, doch auch nicht theuer zu nennen, besonders da alles sehr gut ist, was man für sein Geld erhält, Wohnung und Bäder ausgenommen. Im Grunde kann ich den oben erwähnten Artikel der Ehekontrakte nicht sehr tadeln, denn es gibt wenig Orte, wo man einige aus einem ganzen langen Jahr zur Erholung auserwählte Wochen fröhlicher und anständiger hinbringen könnte, ohne großen Aufwand von Geld.

Wie wir hier leben, ist nicht wohl anders recht anschaulich zu machen, als wenn ich Ihnen einen Tag in Schwalbach von Anfang bis zu Ende beschreibe; denn alle gleichen sich, mehr oder weniger. Gegen sieben Uhr ziehen wir sammt und sonders zum Weinbrunnen, die vielen schönen weißgekleideten Gestalten der Damen beleben, gleich so viel Hamadryaden, die dunkelgrüne Dämmerung der zu ihm führenden Allee, und gewähren einen sehr anmuthigen Anblick. Doch möchte ich ihnen lieber zu wohl wattirten Ueberröcken und starken wasserdichten Schuhen rathen. Nirgends sind diese nöthiger, als in diesem immer kühlen und feuchten Laubgewölbe, durch welches nur selten ein Sonnenstrahl dringt. An allen Brunnen der Welt wird geschwatzt, getrunken und Bekanntschaft gemacht, aber nirgends geht alles dieses besser von Statten, als in Schwalbach; das Trinken, weil das Wasser höchst angenehm schmeckt, das Plaudern und schnell mit einander Bekanntwerden, weil das durchaus unwürdige Lokal die Trinkenden gewaltsam an einander drängt und uns alle als Leidensbrüder und Schwestern vereinigt. Der Mensch ist nie geselliger und an-

schließender, als bei einem Unglück, welches Alle gleich trifft, das haben wir bei Plünderung und anderer Kriegsnoth zur Genüge erfahren; daher schreibe ich einen großen Theil der Leichtigkeit, mit der man hier Bekanntschaften macht, dem schlüpfrig nassen Boden am Quell und dem löcherigen Dach der schönen Kolonade zu. Doch möchte ich nicht, daß die Rathsherren von Schwalbach etwas von dieser meiner psychologischen Bemerkung erführen, sie wären im Stande, die bretterne Bude ganz abzubrechen und uns bis an die Knie im Morast zu versenken, einzig zu mehrerer Beförderung der Geselligkeit; jetzt kommen wir doch noch mit durchnäßten Schuhen davon.

Nachdem wir unsere bestimmte Zahl von Gläsern geleert haben, machen wir noch eine kleine Promenade zum Stahlbrunnen und sehen uns dann gegen neun Uhr nach dem Frühstück um, welches jeden in seiner Wohnung erwartet. Oeffentliche große Frühstücke sind hier nicht gebräuchlich, wenigstens nicht in diesem regnichten Sommer; hin und wieder etabliren sich wohl kleine Tischchen in der Allee, vor dem an dieser in geringer Entfernung von der Stadt belegnen Allee-

saal, aber gewöhnlich treibt der Regen sie bald wieder fort, und selbst an schönen Morgen ist der Aufenthalt in der kühlen feuchten Allee nicht rathsam, besonders wenn man vom Gehen nur im mindesten warm ward.

So weit geht es gut, aber nun bricht eine böse Stunde herein, in der Niemand ein freundliches Gesicht macht. Alle schelten, zanken, ärgern sich gewaltig, und die Polizei hat nicht Beine genug, um überall hinzulaufen, wo man sie verlangt, nicht Ohren genug, um alle Klagen zu hören. Es ist die Badestunde, lieber Freund, in welcher ein heilloser Dämon ganz Schwalbach zu beherrschen scheint. Niemand wird zufrieden gestellt, obgleich Treppen und Gänge von den schweren Tritten der häßlichsten Najaden in der Welt dröhnend wiederhallen.

Wirklich ist das Baden in Schwalbach das unangenehmste, und bei aller Trefflichkeit des Wassers das zweckloseste, oft schädlichste, was sich denken läßt, weil die ganze Einrichtung desselben durchaus fehlerhaft ist. Schon daß man in einer sehr engen kleinen Wanne in seinem eignen Zimmer zu baden gezwungen ist, taugt nichts;

obendrein muß man diese oft mit andern Badegästen theilen, wenn man sie nicht mit Argusaugen bewacht, denn die vorhandene Anzahl derselben reicht nicht hin, um jeden Einzelnen damit zu versehen. Das Wasser wird von eigenen, dazu angestellten Weibern in großen Kübeln auf den Köpfen herbeigetragen. Mit lautem Geplapper stampft davon immer wenigstens ein halbes Duzzend zugleich in das meist enge Zimmer der Fremden herein, und gewährt eben keinen reizenden Anblick. Diese Weiber stehen zwar unter der Polizei, deren Diener bei jedem Ruf erscheinen, auch sonst fleißig nachfragen, wie man bedient werde, aber nie erlebte man noch, daß irgend einer der unzähligen Beschwerden der Badenden deshalb abgeholfen würde. Auch ist das Haupt der Polizei, an welches man sich vorzüglich zu wenden hat, in der Badezeit immer krank und unzugänglich, gleich den unsterblichen Göttern in ihrem Olymp. Daher erhält man sein Bad nie zur bestimmten Zeit, kann nie lange genug darin bleiben oder vor dem Ankleiden eine halbe Stunde ruhen, wenn man bei der Mittagstafel erscheinen will, und, was noch schlimmer ist, das Wasser hat nie die ge-

hörige Temperatur. Immer ist es entweder zu kalt oder zu heiß, und selten gelingt es, noch einen Kübel voll warmen oder kalten Wassers von den hartherzigen Najaden zu erflehen. Wer, in Privathäusern wohnend, von seinen Hausleuten das Bad bereitet erhalten kann, wird freilich etwas besser bedient, aber so glücklich sind nur wenige, und diese Privatwohnungen haben wieder andre Unannehmlichkeiten.

Doch auch dies böse Stündlein geht vorüber wie die guten. Nach ein Uhr eilt alles zu den durchaus sehr reichlich und gut besetzten Tischen. Ehre dem Ehre gebührt; in Hinsicht des Essens und Trinkens bleibt Karlsbad weit hinter Schwalbach zurück. Fast alle Gäste speisen an den öffentlichen Tischen, deren es mehrere giebt, welche alle lobenswerth bestellt sind. Die vorzüglichsten sind im Alleesaal, in der Kette, in der Post und in unserm Kaisersaal zu finden. Letzterer wird für den besten gehalten. Dort essen wir gewöhnlich, hospitiren aber auch oft in den andern Sälen, wo wir Freunde und Bekannte wissen, die uns dann wieder einen Gegenbesuch an unserm Tische abstatten. Die Gesellschaft besteht jetzt im Kaiser-

saal gewöhnlich aus siebzig bis achtzig Personen. Der Saal erschallt von fröhlichem Gespräch, aber auch leider von recht schlechter betäubender Tafelmusik. Sie wissen, auch die beste ist mir immer zuwider, und können also denken, wie oft ich im Stillen die schlechte ins Pfefferland wünsche, besonders da man leider fast zwei Stunden bei Tische sitzt.

Gegen Ende der Tafel treten die Spieler herein, unter dem Arm ihr verhängnißvolles grünes Tuch, welches sie am Ende des Saales ausbreiten. Den Vormittag gehen sie damit im Saal der Kette auf den Fang aus. Bald nach ihnen erscheint die ganze Brunnengesellschaft von allen andern Tischen, um, der hergebrachten Sitte gemäß, im Kaisersaal ihre Tasse Kaffee zu trinken, die hier weder besser noch schlechter ist, als anderswo. Diese halbe Stunde ist wirklich ergötzlich, obgleich des Gedränges oft zu viel wird; die Scene am Brunnen wiederholt sich hier trocknen Fußes und im größern Styl, Partien werden für den Abend oder den folgenden Tag verabredet, alte Bekannte begrüßt, neu angekommne bewillkommt, bis Alle hinab ins Freie eilen. Die

Spieler haben dabei keine sonderliche Aerndte, zwar belagern Zuschauer genug ihren Kampfplatz, aber wenig Theilnehmer, und im Ganzen werden keine bedeutenden Summen von ihnen umgesetzt.

Auf der Straße vor dem Hause finden wir nun meine neuerkohrnen Lieblinge, die Esel, schlecht, aber nicht recht gezäumt und gesattelt. An der Hand ihrer etwas zerlumpten Treiber erwarten sie unsre Befehle, und wer nicht gern geht und Berge ersteigt, der eilt, ein solches geduldiges Thier in Beschlag zu nehmen. Die Damen sitzen auf etwas unbequemen, mit einem Fußbrett versehenen Stühlen, quer auf dem Esel, die Herren reiten wie gewöhnlich. Bald bilden sich lange prozessionenartige Züge von Reitern und Reiterinnen, umschwärmt vom rüstigern, zu Fuße gehenden Theil der Gesellschaft, und ziehen rechts und links durch das Thal und über die Berge.

Etwas burlesk sieht solch ein Zug zwar aus, das ist nicht zu läugnen, auch mußte ich bei dem Anblick zuerst recht herzlich lachen, bald aber befreundete ich mich selbst mit den lieben Thieren, die mich so bequem und sicher auf die steilsten Gipfel der Berge tragen. Wollte der Himmel,

ich fände sie überall, wo es Berge giebt! In Schwalbach sind sie wirklich unentbehrlich, denn man muß bergauf, wohin man sich auch in diesem tiefen Felsenkessel wenden mag, und außer den nach Wiesbaden und Ems führenden Kunststraßen sind die Wege rings umher beinahe unfahrbar. Auf solch einem Esel trotzt man jeder Gefahr; zuweilen werden sie zwar wohl verdrüßlich und wollen nicht fort, dafür weiß der Treiber aber Rath, der ohnehin immer nebenhergeht. Oft legen sie sich unterwegs ein wenig nieder, dabei ist aber weiter keine Gefahr, man kommt plötzlich auf seine eignen Füße zu stehen, man weiß nicht wie, ohne andern Schaden, als den, ausgelacht zu werden, nnd hat gewöhnlich dabei noch den Trost, daß den Lachern in der nächsten Viertelstunde dasselbe widerfährt.

Mit dem sinkenden Tage finden wir uns wieder im erleuchteten Alleesaal alle zusammen. Letzterer ist ein recht artiges Gebäude, mit einem großen, nicht uneleganten Tanzsaal und mehreren Nebenzimmern; im obern Stock sind auch Wohnungen für Brunnengäste eingerichtet. Hier treffen wir nun wieder die Musik, die Spieler, und

in den Nebenzimmern mehrere Tische, an welchen man nach der Karte supiren kann. Nun wird gelacht, geplaudert, erzählt, die junge tanzlustige Welt dreht sich in ein paar Walzern herum, und so ist der Tag zwischen elf und zwölf Uhr vollbracht.

Bei Regenwetter fallen freilich die Landpartien weg, und dies geschieht in diesem Sommer leider nur zu oft. Dann kommen wir schon um sechs Uhr im Alleesaal zusammen, einzelne Gesellschaften bilden bald einen geselligen Kreis um den Theetisch, der allmählich durch später Hinzukommende sich vergrößert. Wer spielen will, findet leicht auch außer dem Gebiet des Königs Pharao eine Partie, wie er sie wünscht, und der Abend vergeht wie in jeder andern Gesellschaft.

Ein Heer dienstbarer gnomenartiger Kobolde belebt die Gegend in und um Schwalbach, dessen ich noch ehrenvoll gedenken muß, weil es immer und überall ohne großen Lohn zu jeder Hülfleistung bereit ist. Hat man auf einem Spaziergang sich verirrt, gleich ist solch ein Kobold zur Hand, um

uns zurecht zu weisen; ist der Tag heiß, ungerufen erscheinen sie mit frischem Wasser in reinlichen Gläsern, oder mit einem Körbchen voll Erdbeeren, und nehmen uns Shawls und Ueberröcke ab, um sie hinter uns her zu tragen. Ueberrascht uns ein Regen, gleich eilen sie aus allen Winkeln mit recht guten seidenen Regenschirmen herbei. In allen Büschen, allen Felsspalten und Klüften, wenigstens eine Viertelmeile um Schwalbach, sind sie zu Hause, und wer irgend ein Tuch oder sonst eine Habseligkeit in der abgelegensten Gegend verlor, braucht nur ein Wort zu sagen, und ganze Schaaren fliegen darnach aus, und rasten nicht, bis sie das Verlorne gefunden haben. Dies Gnomen-Heer übt wirklich eine Art von Allgegenwart; jeder Gesellschaft, deren Heimkehr von Landpartien sich bis zur Dämmerung verzieht, erscheint es, sobald letztere einbricht, und wäre man noch eine Stunde weit vom Ort entfernt. Von weitem ist es dann wie eine lange Reihe von Irrwischen anzusehen, in der Nähe wird man aber gewahr, daß jeder eine Laterne trägt, mit der er später bis weit nach Mitternacht am Alleesaal bereit steht, uns nach Hause

zu leuchten. Bei allen diesen lobenswerthen Eigenschaften behält das Gnomenheer ein sehr bescheidnes Ansehen, man könnte es sogar zerlumpt nennen und für Straßenbuben zwischen fünf und zwölf Jahr alt ansehen; eben so bescheiden sind seine Ansprüche auf Belohnung treuer Dienste. Es beugt sich sogar unter die strengen Gesetze der Polizei, die jeden Einzelnen mit einer Nummer versieht, welche ihm zugleich statt des Namens dient. Auch hat die Polizei eine Art von Reihefolge beim Leuchten unter ihnen eingeführt, auf die sie selbst streng halten. Genug, sie sind in ihrer Art eben so lobenswerth, als die Esel, und tragen, gleich diesen, viel zur Annehmlichkeit des Aufenthalts in Schwalbach bei.

Nun noch ein paar Worte von der Gegend um Schwalbach. Wer sich damit begnügt, dies wild romantische Thal zu durchstreifen und hier und da eine Anhöhe zu besteigen, der wird sich nicht über Mangel an Anmuth und mannichfaltigem Reiz der Umgebungen beklagen können. Anders ist es, wenn wir bei weiteren Landpartien

uns ein Ziel vorsetzen, wo wir ein paar Stunden bleiben und uns erfrischen wollen. Die Wege sind böse, und nirgends in der Nähe ist ein Gasthof zur Aufnahme von Gästen bereit; man muß unter freiem Himmel biwachten und alles, was man braucht, mitbringen, wobei wieder die Kobolde und Esel treffliche Dienste leisten. Wiesbaden und Schlangenbad sind die einzigen Orte, wo man ein gastliches Obdach und eine gute Mahlzeit finden kann, und da die Nähe derselben einen freundschaftlichen Verkehr unter den Badegästen begünstigt, so werden oft wechselsweise Besuche hinüber und herüber abgestattet.

Von den Orten, wo wir fleißig biwachten, muß ich Adolphseck als den besuchtesten und auch anmuthigsten zuerst nennen. Man geht oder reitet ein Stündchen durch ein wunderliebliches, von der Aar und vielen Quellen durchrauschtes Thal, am Fuße schöner, grün bewachsener Felsen, bis zu den Ruinen des Schlosses, welches Adolph von Nassau hier auf einer mäßigen Anhöhe erbaute. Die malerischen Umgebungen dieser Ruine, das kleine Dörfchen am Fuß derselben, die Aar, welche hier eine Mühle treibt und einen kleinen

Wasserfall bildet, geben diesem ruhigen Fleck Erde einen unbeschreiblichen ländlich-stillen Reiz. Die Sage geht, daß dies Schloß ursprünglich der Zufluchtsort treuer unglücklicher Liebe des Königs Adolph von Nassau zu einer von ihm dem Kloster entführten schönen Nonne gewesen sey, mit welcher er hier einige Jahre ganz im Verborgenen glücklich lebte, und die zuletzt mit ihm unterging. Ich mag an der Wahrheit dieser Sage nicht zweifeln, denn ein heimlicheres Plätzchen für zwei Menschen die einander die Welt sind wäre wohl nicht zu finden, und der Glaube an den liebenden König und die bis in den Tod getreue Imagina giebt ihm einen neuen romantischen Reiz. Vor allem empfehle ich Ihnen hier eine kleine, von Jelängerjelieber, Rosen und Epheu umrankte Felsengrotte, mitten in einem ländlichen Garten voll duftender Blumen. Die Eigner desselben öffnen ihn gern den Fremden und sind sogar mit Theegeschirr versehen, was mir zu besondrer Freude diente. Sie wissen, ich trüge auch gern meinen Theekessel bis auf den Vesuv, wie die englischen Damen. Eine andere Nachmittags-Partie bietet der Hammer. Der Weg dorthin ist etwas weiter, als bis Adolphseck und

kann ebenfalls nur zu Fuße oder zu Esel zurückgelegt werden, denn an Fahren ist bei beiden nicht zu denken. Die Gegend ist hier anmuthig, aber Adolphseck behält doch den Vorzug.

Auch nach dem noch entferntern Hohenstein werden öftere Wallfahrten angestellt, die indeß etwas beschwerlich sind; zum Gehen ist es zu weit, zum Fahren ist der Weg einer der schlechtesten, die es geben kann, aber der Anblick der schönen großen Ruine, eines im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses, entschädigt reichlich für die Mühseligkeiten des Hingelangens. Waldumschlossene, tiefe Wiesengründe, durch welche die Aar sich windet, umgeben die Anhöhe, von welcher die grauen Thürme und Mauern der Burg gen Himmel starren, als düstere Zeugen der alten hier versunkenen Herrlichkeit. Keine Wohnung der Lebenden zeigt rings umher sich dem Blick, die wenigen benachbarten Hütten liegen tief verborgen, und das kleine Haus eines Försters im Bezirk des Schlosses selbst, verschwindet ganz hinter den ehrwürdigen Trümmern und dem sie umrankenden Epheu.

Wir faßten einmal den kühnen Gedanken, dort

oben unser Mittagsmahl zu halten. Eine große Schaar zog beim schönsten Sonnenschein zu Esel und zu Wagen hinaus und freute sich im voraus auf die tausendfache lustige Noth, in die man dort oben beim Mangel an manchen Bequemlichkeiten gerathen würde. Oben that jeder groß mit seinen mitgenommenen Vorräthen, ein langer Tisch und Sitze umher wurden aus Brettern und Klötzen mitten in dem alten Rittersaal errichtet, dem aber jetzt, wie der ganzen Burg, das Obdach fehlt. Laut jubelnd über unsre wohlgelungenen herrlichen Anstalten, saßen wir im lustigsten Verein, als plötzlich die über unsern modernen Frevel ergrimmten Burggeister dicke Regenwolken über unsre Häupter zusammen ballten, und uns alle, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hause schickten. Diese Sündfluth hatte indessen unsere gute Laune nicht mit fortgespült. Zwar nahmen wir alle die Flucht, bei welcher die Eselsreiter und Reiterinnen am übelsten daran waren, aber es gab unterweges und zu Hause noch so manches lustige Abentheuer zu belachen, so daß die Geister trotz ihrer an uns geübten Ungastlichkeit in ihrer Behausung nicht sichrer vor Besuchen sind, als zuvor.

Adolphseck, der Hammer, Hohenstein, Wiesbaden und Schlangenbad sind aber auch alles, was ich Ihnen von Orten nennen kann, welche nahe liegen und zu denen die Brunnengäste, der Abwechselung zu Liebe, hinziehen. Fahrten nach Ems, Ellfeld, Bibrich und andern Orten des Rheingaus sind schon kleine Reisen; man muß über Nacht ausbleiben, oder kommt doch erst nach Mitternacht nach Hause; deshalb werden sie selten unternommen.

Nun steht uns noch der Tag der heiligen Porziunkula bevor, ein Volksfest, bei welchem die wirklichen Bewohner von Schwalbach die größte Rolle spielen und die Brunnengäste meistens Zuschauer sind. Wer die Heilige war, konnte ich nicht recht erfahren, auch nicht, warum eigentlich an diesem Tage so viel Menschen nach Schwalbach herbeiströmen, als der Ort nur halten kann. Nach diesem Feste verschwinden die Brunnengäste, einer nach dem andern, und in der Mitte des Augusts sinkt Schwalbach fast ganz in die Einsamkeit zurück, in welcher es beinahe zehn Monate im Jahre begraben liegt.

Schlangenbad, 15. August.

Wir sind hier kaum zwei Stunden von Schwalbach entfernt, und doch wie in einer andern Welt; so tief ist die in diesem engen grünen Thale herrschende Ruhe und Stille. Ich komme mir darin vor wie ein Vogel, der sein Nest in den am dichtesten verschlungenen Zweigen einer mächtigen Linde erbaute; wohin ich blicke, sehe ich über mir Himmel, und rings um mich grüne Schatten; es ist, als ob die übrige Welt gar nicht in der Welt wäre.

Erquickt vom Bade in den krystallenen, seidenweichen, lauwarmen Wellen, gehöre ich nachher den ganzen Morgen über nur mir und meinem Wollen, irre in den nahen Spaziergängen umher und gebe mir selbst Audienz, oder reite, wenn ich mich etwas weiter wagen will, irgend eine Anhöhe hinauf, von der ich den Rhein erblicken kann, denn auch hier finde ich meine nie genug zu lobenden Schwalbacher Esel wieder.

Mittags kommt die ganze Gesellschaft im Speisesaal zusammen. Im Nassauer Hof, wo wir wohnen, besteht sie jetzt aus vierzehn bis funfzehn Personen, die zum Theil mit uns unter demselben Dache leben, zum Theil im hessischen Hofe.

Häufige Besuche aus Schwalbach und Wiesbaden vergrößern oft diesen kleinen Kreis und bringen uns in unsre schöne Einsamkeit Nachricht vom Thun und Treiben der Außenwelt. Besonders kommen die Schwalbacher am Ende ihrer Kur gewöhnlich einige Male nach Schlangenbad, um den Ocker wieder abzuspülen, welcher während der Badezeit dort selbst der blendendsten Blondine das Ansehen einer Zigeunerin giebt. Nach Tische und den Abend über ist wieder ein jeder sich selbst überlassen. Hier sind keine Bälle, keine Spieler, kein Salon, obgleich es an Raum dazu nicht fehlt, nicht einmal eine Badeliste kommt zu Stande. Abends soupirt Jedermann in seinem Zimmer. In dem dicht an den Nassauer Hof gränzenden hessischen Hof ist die Zahl der Bewohner noch kleiner, bei der nämlichen Einrichtung des Ganzen.

Sie können leicht denken, daß diese kleine Anzahl bleibender Gäste in dem großen Lokal nicht störend wird, und daß man sie kaum bemerkt; aber die, welche zu einander gehören, können einander auch nicht verfehlen, denn der Mittagstisch setzt alle mit einander in Rapport. Daher beklage ich mich keineswegs über Mangel an Ge-

sellschaft. Ich habe hier schon manche angenehme Bekanntschaft gemacht und erneuert, übrigens thut mir die Ruhe um mich her unaussprechlich wohl, nach den letzten vier geräuschvollen Wochen.

Einzeln verstreute ländliche Hütten abgerechnet, sind nur zwei Gebäude in diesem von hohen waldigen Felsen eng umschlossenen Thal, der hessische und der Nassauer Hof. Eine vortreffliche Kunststraße von Schwalbach hieher, und eine andre, welche nach Bibrich führt, sind die einzigen, das Thal durchschneidenden Wege, wohl nur des Bades wegen angelegt, denn eine eigentliche Heerstraße geht hier nicht durch, und nie verirrt sich der Fuß eines Wanderers, den nicht sein Zweck gerade hierher führt in diese stille Gegend. Das Thal selbst ist fast nur eine große Laube, Schatten reihen sich an Schatten, alles ist grün, wohin das Auge sieht, und prangt in der üppigsten Vegetation.

Der hessische Hof, ein großes schloßartiges Gebäude, mit sehr großen weitläuftigen Sälen und Gallerien, geräth leider nach und nach in einen zum Untergang sich neigenden Zustand. Etwas kleiner ist der Nassauer Hof und in weni-

ger vornehmen Styl erbaut. Ein langer, ziemlich dunkler, gewölbter Gang verbindet beide Häuser und führt auch zu den sehr geräumigen Bädern, von denen einige sogar mit Porzellan und Marmor bekleidet sind. Sie werden alle reinlich und ordentlich gehalten; das Baden wird dadurch hier eine rechte Freude, besonders wenn man dabei an Schwalbach denkt.

Nie habe ich in meinem Leben wohlfeiler gewohnt, als in Schlangenbad, wenigstens in keinem Badeorte. Jedes Zimmer hat seinen festgesetzten, unglaublich niedrigen Preis. Das Ganze wird hier für herrschaftliche Rechnung verwaltet, und alles Hausgeräth besteht aus Inventarienstücken. Man glaubt sich wenigstens um fünfzig Jahre zurück, wenn man in den hohen geräumigen Zimmern die großen alterthümlichen Stühle, die Tische mit Löwenklauen, die uralten Komoden betrachtet, die so groß sind wie ein Haus in den schottischen Hochlanden. Doch alles ist ziemlich reinlich gehalten, und die Betten, als die Hauptsache, sind vorzüglich gut. Bei alle dem haben beide Häuser etwas Schauerliches, besonders der hessische Hof; dieser gleicht ganz den Spukabteien

der Miß Radcliff, so uralt und grauerlich sieht er aus. In den hohen weiten Sälen, den unabsehbaren Gallerien, verhallen die Tritte des einsam darin Wandelnden, lange nachdem man sie aus dem Gesicht verlor, wie Geisterschritt; oft, wenn ich spät Abends aus dem Bade komme, schauere ich unwillkürlich zusammen vor einer, von einem schwachen Licht beleuchteten weißen Gestalt, die neben einer dunkeln, tief verhüllten, durch den langen düstern Gang mir entgegen schwebt. Am Ende ist es dann eine Dame, die, wie ich, in ihren schwarzen Mantel gewickelt, sich von ihrer Kammerjungfer ins Bad geleiten läßt. Einige Terrassen und Boskette, welche zum hessischen Hofe gehören, werden ziemlich ordentlich gehalten und bieten gar freundliche trauliche Plätzchen für den kleinen geselligen Theetisch. Sie sind zwar im veralteten französischen Styl angelegt, mit geschnittnen Hecken und ähnlichen Zierrathen, aber die Natur ward hier Meister über die Kunst, überall drängt sie sich üppig hervor, und erlaubt letzterer nur für leidliche Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen. Die zum Nassauer Hof gehörenden sehr weitläuftigen Prome-

naden sind ganz verwildert. Man hofft, daß beide Häuser bald unter eine Herrschaft kommen werden, und daß alsdann mehr zur höchst nöthigen Erhaltung und Wiederherstellung des Ganzen geschehen soll. Der jetzige Zustand ist wirklich unnatürlich gespannt. Ein kleiner, zwischen beiden Gebäuden hinfließender Bach trennt die Gränzen, deren Ueberschreitung manchen Zwist unter den Inhabern beider Wirthschaften herbeiführt, und zugleich die Unterlassung jeder Verbesserung, weil der Nutzen davon auch dem feindlichen Nachbar zu gut käme.

Für einen ländlichen Aufenthalt von ein Paar Monaten wüßte ich keinen angenehmern Ort, als Schlangenbad. Man ist dort einsam und doch nicht allein. Wird man des engen romantischen Thales überdrüssig, so liegt der ganze Rheingau offen da; nach Bibrich, Ellfeld, dem Johannesberg läßt es sich bequem in wenigen Stunden fahren. Wem nach dem Geräusch der Welt verlangt, hat Schwalbach und Wiesbaden ganz in der Nähe, die dessen genug bieten. Dennoch wird es hier Niemanden gefallen, der mit der Idee herkommt, einen wirklichen Badeort zu fin-

den; die mehresten Besuchenden erklären daher den Aufenthalt in Schlangenbad für höchst langweilig, und wollen nicht begreifen, wie man es darin länger als einen halben Tag aushalten kann.

Das Wasser ist so weich, daß man es ohne Widerwillen nicht trinken mag, aber zum Baden das schönste und angenehmste in der Welt. Sehr berühmte Aerzte schreiben ihm bedeutende Heilkräfte zu, obgleich es keine Spur mineralischer Bestandtheile enthalten soll.

Darmstadt, 16. August.

Ein höchst angenehmer Weg führt durch mein liebes Schlangenbader Thal nach Bibrich. Eine Stunde lang wanden wir uns zwischen schönen waldbewachsenen Felsen hindurch, dann traten wir aus dem Thal hervor und der mächtige Rhein und seine wunderschönen Ufer lagen plötzlich vor uns, in überraschender Herrlichkeit. In einiger Entfernung der Johannisberg, näher Bibrich mit seinem großen modernen Schloß, weiter hin die Thürme von Mainz, die sich aus der grünlichen Fluth zu erheben scheinen; die lange Schiffbrücke

sieht von hier wie eine durch den Strom gezogene Linie aus. Unzählige Ortschaften und einzelne Wohnungen blinken rings umher aus Rebenlaub und schattenden Bäumen hervor. Froh jubelnd über den Anblick, fuhren wir in Bibrich ein. Recht herzlich wünschten wir Sie und unsre übrigen Freunde an diesem schönen Tage um unsern Frühstücktisch in dem dicht am Rhein erbauten Gasthof versammelt. Die Lage Bibrich's ist unbeschreiblich schön, uns erschien sie um so reizender, da wir jetzt mehrere Wochen in engen Felsenthälern verlebten, die uns von ihren Bergen zwar weite Aussichten gewährten, aber dort lag doch Alles in zu weiter Ferne vor uns; wir sahen es von oben wie im Vogelfluge, und selbst die schönste Aussicht erhält, so gesehen, etwas Landkartenähnliches. Hier konnten wir fast erreichen, was wir dort von fern erblickten, und die ganze Gegend schien uns in dieser Nähe noch tausend Mal schöner, als wir es auf jenen Bergen geahnet hatten.

Der das Schloß umgebende Garten hat sehr reizende Parthien. Bald wandelten wir dicht am Ufer des lebensreichen Stroms, bald gewährten

uns schattige Baumgänge einzelne Blicke auf ihn und seine Umgebung; dann wanden wir uns wieder durch schlängelnde Fußsteige zwischen Blumen und blühendem Gesträuch. Hohe Bogengänge, dicht bezogen mit Aprikosen, Pfirsichen und Reben, welche selbst in diesem ungünstigen Sommer üppig wachsen, versetzten mich ganz in den glücklichen, immer blühenden Süden, den ich nimmer vergessen kann. Das ansehnliche, recht schöne Schloß sahen wir nur von außen, und freuten uns der herrlichen Aussicht von der davor liegenden Terrasse. Der Eintritt in das Innere desselben war mit einiger Schwierigkeit verbunden, es gehörte eine besondere Erlaubniß dazu, die wir weder hatten noch zu erhalten wußten. Ich freute mich heimlich über dieses Hinderniß, denn der Besuch eines Schlosses an diesem seltnen schönen Tage schien mir gar nicht wünschenswerth; und dennoch hätte ich es im entgegengesetzten Falle sehen müssen, um die Pflicht eines rechtlichen Reisenden zu üben, die ihn verbindet, Alles in Augenschein zu nehmen, was ihm in den Weg kommt. Eine Pflicht, der ich mich aber gern dann und wann entziehe, ob-

gleich mit einem gewissen stillen Gefühl des Unrechts, trotz dem, daß meine beste Ueberzeugung mir sagt, daß man durch allzuvieles Sehen nur sich und Andere verwirrt.

Zu Mittage waren wir in Mainz und fuhren bald darauf weiter, einen sandigen öden Weg bis Darmstadt. Mainz kennen zu lernen, erspare ich mir auf die Zeit, wenn ich von dort den Rhein herunter schiffen werde.

Darmstadt hatte ich mir immer sehr alterthümlich, und wohl etwas düster und winklig gedacht. Die kleine Lindenallee, durch die unser Weg in die Mitte der Stadt uns führte, paßte [illegible] gar nicht zu dieser meiner vorgefaßten Meinung. Zu beiden Seiten derselben erblickte ich [illegible] Landhäuser mitten in schönen Gartenanlagen, und Schaaren wohlgekleideter Spaziergänger begegneten uns. Jetzt fuhren wir in Darmstadt ein und fanden mit Erstaunen eine neue freundliche Stadt, fast noch im Entstehen begriffen, schöne große Häuser, breite, mit bequemen Fußpfaden eingefaßte Straßen, große Gasthöfe im elegantesten Styl, und überall Spuren eines heitern genußfrohen Lebens.

Ich habe nun den Ort näher kennen gelernt. Der neuere Theil desselben prangt mit mehreren schönen Straßen, zierlichen und großen Gebäuden und einigen recht ansehnlichen öffentlichen Plätzen, unter denen der Louisen-Platz sich besonders auszeichnet. Dieser bildet ein regelmäßiges, von stattlichen Gebäuden umgebnes Achteck, zu welchem vier der schönsten Straßen führen. Man spricht noch viel von großen Plänen zur Verschönerung, sowohl des Louisen-Platzes, als der ganzen Stadt, von schön verzierten Brunnen, die man anlegen will, von einem neuen Schauspielhause, das erbaut werden soll. Wirklich sehe ich überall noch viele neue Häuser im Werden, und fährt man fort zu bauen, wie es in den letzten zwanzig Jahren geschah, so wird Darmstadt in den nächsten zwanzig Jahren eine der schönsten Städte Deutschlands. Raum genug dazu gewährt die sehr große Anlage der Neustadt. Dem weitläuftigen alterthümlichem Schloß sieht man es an, daß es nach und nach unter mehreren Fürsten entstand, denn in der Bauart paßt kein Theil desselben zu dem andern, dennoch hat es ein imponirendes fürstliches Ansehen. Es scheidet die

gleich mit einem gewissen stillen Gefühl des Unrechts, trotz dem, daß meine beste Ueberzeugung mir sagt, daß man durch allzuvieles Sehen nur sich und Andere verwirrt.

Zu Mittage waren wir in Mainz und fuhren bald darauf weiter, einen sandigen öden Weg bis Darmstadt. Mainz kennen zu lernen, erspare ich mir auf die Zeit, wenn ich von dort den Rhein herunter schiffen werde.

Darmstadt hatte ich mir immer sehr alterthümlich, auch wohl etwas düster und winklig gedacht. Die schöne Lindenallee, durch die unser Weg in der Nähe der Stadt uns führte, paßte schon gar nicht zu dieser meiner vorgefaßten Meinung. Zu beiden Seiten derselben erblickte ich elegante Landhäuser mitten in schönen Gartenanlagen, und Schaaren wohlgekleideter Spaziergänger begegneten uns. Jetzt fuhren wir in Darmstadt ein und fanden mit Erstaunen eine neue freundliche Stadt, fast noch im Entstehen begriffen, schöne große Häuser, breite, mit bequemen Fußpfaden eingefaßte Straßen, große Gasthöfe im elegantesten Styl, und überall Spuren eines heitern genußfrohen Lebens.

Ich habe nun den Ort näher kennen gelernt. Der neuere Theil desselben prangt mit mehreren schönen Straßen, zierlichen und großen Gebäuden und einigen recht ansehnlichen öffentlichen Plätzen, unter denen der Louisen=Platz sich besonders auszeichnet. Dieser bildet ein regelmäßiges, von stattlichen Gebäuden umgebnes Achteck, zu welchem vier der schönsten Straßen führen. Man spricht noch viel von großen Plänen zur Verschönerung, sowohl des Louisen=Platzes, als der ganzen Stadt, von schön verzierten Brunnen, die man anlegen will, von einem neuen Schauspielhause, das erbaut werden soll. Wirklich sehe ich überall noch viele neue Häuser im Werden, und fährt man fort zu bauen, wie es in den letzten zwanzig Jahren geschah, so wird Darmstadt in den nächsten zwanzig Jahren eine der schönsten Städte Deutschlands. Raum genug dazu gewährt die sehr große Anlage der Neustadt. Dem weitläuftigen alterthümlichem Schloß sieht man es an, daß es nach und nach unter mehreren Fürsten entstand, denn in der Bauart paßt kein Theil desselben zu dem andern, dennoch hat es ein imponirendes fürstliches Ansehen. Es scheidet die

neue Stadt von der alten, indem es zwischen beiden liegt; letztere gleicht mehr dem Darmstadt, das ich mir gedacht hatte, doch sieht sie im Ganzen nicht unfreundlich aus.

Der an das Schloß sich anschließende große Garten steht aller Welt offen. Hohe weitschattende Bäume, wohl angelegte Lustgänge, und ein großer malerisch umgebner Teich machen ihn reich an mannichfaltiger Schönheit. Mich freuten besonders die vielen ausländischen Bäume, Gesträuche und Blumen, die darin grünen und blühen, als wären sie zu Hause. Schönere Trauerweiden, als hier am Wasser stehen, sah ich nie. Ein kleiner düstrer Hain, mitten in dem freudigsten Leben der Natur, umfriedet den mit Epheu bedeckten Hügel, unter welchem die Mutter des jetzigen Großherzogs ruht; dunkle Taxusbäume und Tannen beschatten die einfach schöne Urne von weißem karrarischen Marmor, welche die heilige Stätte schmückt.

Es lebt sich gar gut und froh im Kreise der freundlichen gebildeten Einwohner von Darmstadt, und auch in den niedern Klassen sieht man viel angenehme heitre Gestalten und überall ein freund-

lich höfliches Betragen. Die Umgegend von Darmstadt ist flach, hin und wieder sandig, aber anmuthig durch eine reiche Vegetation und fleißigen Anbau. Den Horizont kränzen die Gebirge des Odenwaldes, des Taunus und der ferne Donnersberg. An angenehmen Spaziergängen fehlt es der Gegend nicht; auch nicht an anständigen Erholungsorten zum Ausruhen in freundlicher Geselligkeit. Unter diesen zeichnet der nur eine halbe Stunde entfernte Karlshof sich vor allen aus. Ein schöner Garten im neuern Geschmack steht dort dem gebildeten Publikum offen; er gehört zu der sehr elegant gebauten und eingerichteten Villa des Freiherrn von Borkhausen. Nicht weit davon findet man einen recht anständigen Gasthof. Die Fasanerie, ein kleines Gehölz voll herrlicher Buchen, bietet ebenfalls ganz in der Nähe seine erquickenden Schatten; kein Wunder daher, daß die Darmstädter diesen Ort zum Lieblingsziel ihrer Spaziergänge wählen. Auch findet man an jedem heitern Tage gesellige Kreise, sowohl vor der Thüre des Gasthofs bei Karlshof, als vor dem Forsthause mitten im Holze.

Das Leben wird hier schon recht leicht und fröhlich betrieben, wie überall wo Reben gedeihen. Auf allen Tischen, im Schatten der Lauben und Bäume blinkt goldener Wein; fröhliche Gesichter jedes Ranges und Geschlechts sind um ihn versammelt, und keine Frau, kein Mädchen, selbst aus den höheren Ständen, weiset ihn zimperlich von sich weg. In dieser ganzen Gegend bietet man nach einem ermüdenden Spaziergange den Damen ein Glas Wein, wie bei uns ein Glas Milch oder Limonade. Dies ist hier allgemeine Sitte und kommt freilich den Fremden zuerst etwas wunderbar vor, doch bald gewöhnen sie sich daran so gut wie die Einheimischen, und es bekommt ihnen recht wohl.

Daß ich das Darmstädter Theater nicht zu besuchen versäumte, glauben Sie wohl ohne meine Versicherung. Zingarelli's Oper, Romeo und Julie, war die erste Vorstellung, der ich beiwohnen konnte. Vor mehreren Jahren hatte ich sie in Wien gesehen. Crescentini's Zauberton, sein bis zum innersten Gemüth wie Geisterhauch tönendes „Ombra adorata“ rissen mich damals hin; die italienische Sprache und das Recitativ thaten

das Ihrige dazu, mir meinen Shakespeare in dieser Verkleidung unkenntlich zu machen, und so vergaß ich meinen gerechten Zorn über die Entwürdigung eines seiner vollendetsten Meisterwerke. Hier aber sollte ich in deutscher Sprache die Parodie der hohen ernsten Tragödie halb singen, halb sprechen hören; dies schien mir unerträglich, und doch mochte ich keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, die mir hochgepriesene Darmstädter Oper kennen zu lernen.

Ziemlich mißmuthig und sehr wenig erwartend, machte ich mich also auf den Weg zum Theater. Ich war sogar im Innern fest entschlossen, in meiner verdrüßlichen Stimmung zu bleiben und mich durch nichts aus ihr bringen zu lassen. Sie kennen ja auch wohl diese Unart, die jedem mehr oder weniger anhängt. Doch schon der Weg erheiterte mich wider meinen Willen, denn das Schauspielhaus liegt im Schloßgarten, und schöne Schattengänge führen dazu hin. Für einen Ort, wie Darmstadt, ist es recht ansehnlich und geräumig, auch bequem und zweckmäßig eingerichtet. Das Innere desselben, sehr elegant, grau mit Gold dekorirt, müßte bei besserer Er-

leuchtung einen glänzenden Effekt machen. Aber dies Halbdunkel, in welchem die Zuschauer sich befinden, ist der Fehler aller deutschen Schauspielhäuser. Man glaubt die Beleuchtung der Bühne dadurch zu heben, und bedenkt nicht, daß man diese auch nur besser zu erleuchten brauchte, so würde die größere Helle des Saals ihr keinen Abbruch thun. Den Beweis davon gibt jedes englische Theater von einiger Bedeutung. Der Anblick des mit Zuschauern erfüllten Hauses ist ein Vergnügen, um welches man uns nicht bringen sollte; unsre Geduld in den oft so unendlich langen Zwischenakten verdient diese kleine Belohnung mit Recht.

Sobald der Hof seine Loge im Hintergrunde des Schauspielhauses betrat, begann die Symphonie wie mit einem einzigen Bogenstrich, und verscheuchte vollends jede Spur des vorigen Unmuths aus meinem Gemüth. Sie sowohl, als die ganze Oper ward von dem sehr starken Orchester mit einer Präzision, einem Ausdruck durchgeführt, welche den größten Opertheatern Ehre machen würden. Die Sängerinnen ließen auch wenig zu wünschen übrig; Frau Fischer hat eine reine

schöne Stimme; die Dame, welche den Romeo sang, ist freilich kein Crescentini, und seit dieser verstummte, sollte eigentlich das „Ombra adorata“ Niemand singen, aber es mißlang ihr doch nicht. Weniger Löbliches kann ich von den Sängern sagen, desto mehr von den sehr stark besetzten Chören, auf deren Vervollkommnung immerwährend viel gewendet wird. In der Scene, wo Julie anscheinend stirbt, füllte sich das ganze Theater mit zu Hülfe eilenden Mädchen; eine solche Armee von Kammerfrauen hat schwerlich eine Kaiserin. Nach Statisten-Art standen Alle untheilnehmend da, nur auf ihren Gesang bedacht. Die schönen Kinder hätten doch recht liebliche, der Handlung anpassende Gruppen bilden können, und thäten es auch wohl gern, wenn ihnen nur Jemand dazu Anleitung geben wollte. Auch kam es mir als ein Uebelstand vor, daß alle noch in der Ballkleidung waren, in der sie beim Anfang des Stücks als zum Feste geladne Damen figurirt hatten. Die Dekorationen verdienen ebenfalls gelobt zu werden, besonders das Grab der Kapulets und das Boskett, in welchem Tebaldo den Tod findet. Dies sah aus, als ob man eine der

schönsten Partien des Parks hätte hineintreten heißen.

Gern hätte ich die quälende Schlußscene entbehrt, in welcher die erwachte Julie ihren Geliebten noch lebend wiedersieht; diesen ganz unshakespeareschen Einfall hat indeß Garrick auf seinem Gewissen, der ihn zuerst auf die englischen Bühnen brachte. Der unaussprechlich holprige Dialog war mir in der Seele zuwider, besonders weil Shakespeare's Strahlen noch hie und da aus dem Wust hervorschimmern. Doch ging ich im Ganzen befriedigt nach Hause, mit der Ueberzeugung, daß die Darmstädter Oper unstreitig zu den bessern in Deutschland gehört und den Ruhm verdient, welcher ihr allgemein ertheilt wird.

Eine Darstellung des Wettkampfs in Olympia nach Metastasio vom Freiherrn von Poiß'l bestärkte mich in diesem Glauben, obgleich Langeweile bleiern auf mir und allen übrigen ruhte. Das ganz Leblose kann kein Künstler mit der angestrengtesten Aufopferung seiner Kräfte beleben; dennoch strebten Sängerinnen und Orchester das Mögliche zu leisten, und lauter Beifall der

zahlreich versammelten Zuschauer lohnte es ihnen, wie billig.

Außer diesen beiden Opern sah ich noch eine Vorstellung des Ganges zum Eisenhammer, die ich zu den gelungensten rechne, so ich kenne, obgleich das Schauspiel hier weniger gelobt wird, als die Oper. Herr Grüner, als Graf von Savern, und Herr Hölken, als Fridolin, zeichneten sich besonders vortheilhaft aus. Sonderbar ist es aber doch, daß ich hier lauter argen Versündigungen gegen die Manen unsterblicher Dichter begegnen muß; zuerst sah ich Shakspeare entwürdigt, nun vollends unsern Schiller in diesem unverzeihlichen Machwerk zerstückelt, und selbst dem guten Metastasio hatte der Uebersetzer oder Umarbeiter gar übel mitgespielt.

Im Museum und in der Gemäldegallerie habe ich zwei Morgen zugebracht, um wenigstens eine flüchtige Uebersicht von beiden zu erhalten. Sie stehen dem Publikum Mittwochs von zehn bis zwölf Uhr offen; bei diesen allgemeinen Besuchen wird man aber mit dem Schwarm vorwärts ge-

trieben, sieht wenig und betrachtet nichts. Daher machte ich von dem Vorrecht der Reisenden Gebrauch, und erbat mir den Zutritt an einem andern Tage. Er ward ohne Schwierigkeit gewährt; doch aus Furcht, diese Gefälligkeit zu mißbrauchen, wagte ich es nicht, eine Wiederholung derselben zu verlangen. Beide Sammlungen befinden sich im Schloß, so wie auch die bedeutende Bibliothek und das Naturalienkabinet.

Die Gemälde-Gallerie darf man nicht mit zu großer Erwartung betreten; sie entstand erst während der letzten stürmischen zwanzig Jahre, in der ungünstigsten Zeit. Wer hierauf Rücksicht nimmt, muß noch immer die Zahl und den Werth der hier aufgestellten Kunstwerke bewundern, wenn auch noch manches Wünschenswerthe dabei vermißt wird. Sie füllen schon jetzt neun große Säle, und Abgüsse der vorzüglichsten Antiken nehmen einen großen Theil dieses Raumes ein. Nicht nur Statuen, Büsten und Basreliefs, auch einzelne Fragmente von bewundernswürdiger Schönheit trifft man hier treu nachgeformt an, Torsös, Köpfe, Arme und Beine, die für den Lehrling der Zeichenkunst von unschätzbarem Werth sind.

Felloplastische Nachbildungen der merkwürdigsten römischen Ruinen stehen auf langen Tafeln daneben; das Colliseum, das Pantheon, die Pyramide des Cestius, neben welcher so mancher deutsche Künstler in Rom den langen Schlaf schläft, und noch viele andere merkwürdige Ueberreste jener alten wundervollen Zeit. Alle sind in Italien vortrefflich gearbeitet und ahmen aufs täuschendste Form und Farbe ihrer Urbilder nach, ein Vorzug, den die Abbildungen in Korkholz vor allen Gemälden und Zeichnungen voraus haben. Die eigentliche Größe jener alten Gebäude können sie uns freilich nicht begreiflich machen; aber dies vermag auch nicht einmal ihr Anblick, wenn andere Gegenstände nicht in der Nähe sind, um uns als Maaßstab zu dienen. Neben diesen italienischen Korkarbeiten nehmen die des geschickten Hofkonditors May aus Aschaffenburg einen ehrenvollen Platz ein. Sie stellen Ruinen alter deutscher Burgen vor, besonders aus den Gegenden am Rhein und der nahen Bergstraße.

Viele der Gemälde prangen zwar mit großen Namen berühmter Meister, besonders aus den italienischen Schulen, ohne dazu ein Recht zu haben;

trieben, sieht wenig und betrachtet nichts. Daher machte ich von dem Vorrecht der Reisenden Gebrauch, und erbat mir den Zutritt an einem andern Tage. Er ward ohne Schwierigkeit gewährt; doch aus Furcht, diese Gefälligkeit zu mißbrauchen, wagte ich es nicht, eine Wiederholung derselben zu verlangen. Beide Sammlungen befinden sich im Schloß, so wie auch die bedeutende Bibliothek und das Naturalienkabinet.

Die Gemälde-Gallerie darf man nicht mit zu großer Erwartung betreten; sie entstand erst während der letzten stürmischen zwanzig Jahre, in der ungünstigsten Zeit. Wer hierauf Rücksicht nimmt, muß noch immer die Zahl und den Werth der hier aufgestellten Kunstwerke bewundern, wenn auch noch manches Wünschenswerthe dabei vermißt wird. Sie füllen schon jetzt neun große Säle, und Abgüsse der vorzüglichsten Antiken nehmen einen großen Theil dieses Raumes ein. Nicht nur Statuen, Büsten und Basreliefs, auch einzelne Fragmente von bewundernswürdiger Schönheit trifft man hier treu nachgeformt an, Torsos, Köpfe, Arme und Beine, die für den Lehrling der Zeichenkunst von unschätzbarem Werth sind.

Felloplastische Nachbildungen der merkwürdigsten römischen Ruinen stehen auf langen Tafeln daneben; das Colisseum, das Pantheon, die Pyramide des Cestius, neben welcher so mancher deutsche Künstler in Rom den langen Schlaf schläft, und noch viele andere merkwürdige Ueberreste jener alten wundervollen Zeit. Alle sind in Italien vortrefflich gearbeitet und ahmen aufs täuschendste Form und Farbe ihrer Urbilder nach, ein Vorzug, den die Abbildungen in Korkholz vor allen Gemälden und Zeichnungen voraus haben. Die eigentliche Größe jener alten Gebäude können sie uns freilich nicht begreiflich machen; aber dies vermag auch nicht einmal ihr Anblick, wenn andere Gegenstände nicht in der Nähe sind, um uns als Maaßstab zu dienen. Neben diesen italienischen Korkarbeiten nehmen die des geschickten Hofkonditors May aus Aschaffenburg einen ehrenvollen Platz ein. Sie stellen Ruinen alter deutscher Burgen vor, besonders aus den Gegenden am Rhein und der nahen Bergstraße.

Viele der Gemälde prangen zwar mit großen Namen berühmter Meister, besonders aus den italienischen Schulen, ohne dazu ein Recht zu haben;

doch trifft man auch in allen Zimmern manches vorzügliche Kunstwerk neben mittelmäßigern. So fand ich hier eine köstliche Landschaft von Claude Lorrain, eine heilige Dorothea von Carlo Dolce, einen heiligen Petrus von Domenichino, eine Magdalena von le Brun, und ein sehr schönes weibliches Porträt von Rembrandt. Auch einige ganz vorzügliche Thierstücke von Potter und Rosa di Tivoli, ein paar schöne Pferde von Rugendas, daneben einen schönen Mondschein von van der Neer und eine Winterlandschaft von Foschi. Mehrere recht warme erfreuliche Landschaften von unserm bekannten Schönberger schmücken ebenfalls diese Säle; genug, ich würde mich sehr freuen, wenn wir diese Gallerie oder eine ihr ähnliche in Weimar besäßen, und manche genußreiche Stunde in ihr verleben.

Das Naturalienkabinet sahen wir nicht. Man sagt, es enthalte viel Seltnes und Merkwürdiges; die Sammlung von Vögeln und die von Versteinerungen werden von Kennern als ganz vorzüglich reich und wohlgeordnet gelobt. Durch einen Theil der großen reichen Bibliothek eilten wir auch nur hindurch, um recht bald zu den Schätzen alter

und neuerer Kunst zu gelangen, welche das Museum in einer Reihe von Zimmern aufbewahrt.

So groß das Lokal eigentlich ist, so fehlt es im Museum dennoch an Raum, den großen Reichthum gehörig zu ordnen und aufzustellen, und dies erschwert gar sehr die Uebersicht desselben. In den Fensterbrüstungen, an den Seitenwänden der Schränke, an beiden Seiten der Thüren, überall sind Handzeichnungen der besten alten Meister, und alte merkwürdige Gemälde und Kupferstiche angebracht. Wer nicht auf den Einfall geräth, die Thüren zuzumachen, bemerkt vieles gar nicht. Ich verdankte diesem Einfall den Anblick einer der schönsten Federzeichnungen Albrecht Dürers, das Portrait des Erasmus von Rotterdam. Der daneben hängende, in seiner Art recht schöne Kupferstich dieses höchst vollendeten und geistreichen Kunstwerks, war mir ein neuer augenscheinlicher Beweis, wie viel jede Zeichnung unter der Radirnadel verliert und verlieren muß. Die Kupferstecher, dünkt mir, sind dem Maler und Zeichner höchstens das, was der Uebersetzer dem Poeten ist.

Alles, was das Gebiet der Kunst umfaßt, ist auch hier im Museum zu finden, von der frühe-

sten Zeit bis auf die gegenwärtige. Von altdeutschen Gemälden, besonders auf Goldgrund aus der frühen Zeit, die uns Goethe als die byzantinische bezeichnet, ist ein reicher Schatz vorhanden. Die Wände bedecken Schweizerlandschaften in Gouasche von Heß gemalt, Abbildungen anderer Gegenden, Thierstücke, perspektivische Darstellungen des Innern großer Gebäude und Kirchen, unter welchen ein paar vom alten Morgenstern sich auszeichnen, viele andere zum Theil vorzügliche Gemälde, auch chinesische Landschaften und römische sowohl als florentinische Mosaik. Hier hängt auch die kolorirte Skizze, welche Rubens zuerst von seinem berühmten jüngsten Gericht zeichnete, das jetzt mit so vielem andern Herrlichen in München sich befindet. Die Idee davon schwebte mir noch dunkel vor, aus einem frühern Anschauen desselben in der damaligen Düsseldorfer Gallerie.

Seufzend betrachtete ich die Menge großer Mappen nur von außen, welche eine ungeheure Anzahl seltner und schöner Kupferstiche und Handzeichnungen enthalten; dann wandte ich mich zu den vielen Schränken rings umher und zu den großen mit Kunstwerken beladenen Tafeln mitten

in den Zimmern. Vasen, Urnen, Prachtgefäße aller Art, aller Zeit, stehen da aufgehäuft, aus China und Japan, aus Pompeji und Herkulanum. Majolika von seltner Schönheit, merkwürdige Becher von köstlichen Steinen, von Gold, Silber, Email und Krystall; daneben Bronzen aller Art, Lampen und Kandelabers, wunderschöne Reliquienkästchen mit antiken Kameen verziert, künstliches Schnitzwerk von Holz und Elfenbein, von Bernstein und Korallen, kleine Statuen von Bronze, Alabaster und Marmor. Der Münzen und geschnittenen Steine mag ich gar nicht einmal erwähnen, so groß ist ihre Anzahl. Mir schwindelte vor der Menge merkwürdiger Gegenstände, an denen ich wie im Fluge vorübergehen mußte, und ich vermißte schmerzlich einen kundigen unterrichtenden Führer. Der aufeinander gehäufte Reichthum der mannichfaltigsten Gegenstände ist hier so groß, daß es auch bei wiederholten Besuchen unmöglich wird, sich ohne eine leitende Hand aus diesem Labyrinth von Schätzen zu finden, besonders da der Mangel an Platz eine strenge Ordnung, der Zeitfolge oder der Gegenstände nach, bis jetzt beinahe unmöglich macht. Der beste Füh-

rer wäre ein belehrendes Verzeichniß, das hier jedem Kunstfreunde höchst wünschenswerth erscheinen muß; aber das Unternehmen eines solchen ist eine mehr als herkulische unübersehbare Arbeit, darum fürchte ich, daß wir es noch lange werden entbehren müssen, bis günstige Umstände eine Vergrößerung des Lokals herbeiführen.

Weinheim, 21. August.

Jetzt, mein Freund, kenne ich auch den Garten von Deutschland, die über alle meine Erwartung schöne anmuthige Bergstraße, welche aber, nebenher gesagt, diesen Namen mit Unrecht führt, denn sie ist die ebenste die sich denken läßt. Zu lange schon hatte ich mich auf ihren Anblick gefreut, um nicht dahin zu trachten sie nicht im Regen sehen zu müssen, ich verließ deshalb Darmstadt nicht eher, bis der Stand des Barometers mir gutes Wetter zusicherte, und hatte wirklich das Glück, einen zwar heißen, aber sonst wunderschönen Tag zu wählen.

Meine Pläne waren sehr weitaussehend. Ochsen sollten mich auf den Gipfel des Melibocus schlep-

pen, alle Ruinen wollte ich besteigen, auch die seit kurzem berühmte Granitsäule des Feldbergs besuchen, welche aus dem Odenwald nach Leipzigs Ebenen geführt werden sollte, um dort als Denkmal unserer Befreiung zu prangen. Ich weiß selbst nicht mehr was ich alles wollte; aber es ging mit meinen Plänen wie mit allen andern, die wir in diesem Leben machen. Sie werden in der Ausführung immer einfacher, weil Niemand den Aufwand von Zeit und Kraft vorher gehörig berechnet, dessen er bedarf, um sie ganz ins Werk zu stellen.

Da ich in Auerbach zu verweilen gedachte, so hatte ich Pferde bis Heppenheim, der ersten Poststation, gemiethet, um mich, so lange ich wollte, unterwegs aufhalten zu können. Die erste Meile von Darmstadt aus gab uns noch keine Ahnung von dem, was weiterhin unsrer wartete. Zwar ist das Land in der Nähe der Stadt mit Sorgfalt angebaut, und schöne Gärten dienen ihm zum Schmuck, aber weiterhin wächst fast nur dunkles Nadelholz in unfruchtbarem Sande. Erst bei Bickebach, wo wir aus dem Tannenwalde hervortraten, erblickten wir die eigentliche Berg-

straße im vollen Glanz des heitern Morgenlichts. Vom Gipfel des mächtigen Melibocus schimmerte uns das oben erbaute weiße Häuschen wie ein leuchtender Punkt entgegen, und erinnerte mich an die Bastiden bei Marseille. Auf einem andern nahen hohen Berge erhoben sich die prächtigen Ruinen des Auerbacher Schlosses; ähnliche Ueberreste alter Burgen erblickten wir rings umher auf Höhen, zu deren Füßen freundliche Dörfchen in stillem Frieden ruhten. Riesengroße Wallnußbäume, Mandelbäume, Obstbäume aller Art streuten dichte Schatten auf unsern Weg, und ihre Zweige bogen sich schon jetzt unter der Last der noch bei weitem nicht zum völligen Wachsthum gediehenen Früchte.

Alle Bauerhäuser sind hier dicht mit Rebenlaub umzogen, schöne blühende Kinderköpfchen gucken dazwischen aus allen Fenstern heraus, liebliche Bilderchen, wie so oft Mieris sie malte. Ueberall am Wege winken blühende Gärtchen mit schattigen Lauben; es ist das Land der Fülle und des reichsten Segens der Natur. So wie die dunkeln Ruinen mit dem blühenden Leben an ihrem Fuß, so kontrastiren die links sich erheben-

den pittoresken Felsen des Odenwaldes mit der Ebne zur Rechten, in welcher hie und da ferne kaum sichtbare Thurmspitzen das Daseyn bedeutender Städte am Ufer des mächtigen Rheines verkünden.

In Auerbach hielten wir im Gasthof zur Rose an, und fanden freundliche sachkundige Wirthsleute, die uns über alles Auskunft zu geben wußten, was wir zu wissen verlangten. Des beschwerlichen weiten Wegs halber riethen sie uns vom Besteigen des Melibocus ab, besonders da wir vor der Mittagsstunde nicht hinauf kommen würden, und man in dieser auf hohen Bergen fast gar nichts sieht, oder wenigstens doch alles in der ungünstigsten Beleuchtung. Dagegen priesen sie uns die Aussicht von dem in weit kürzerer Zeit zu erreichenden nahen Schloßberge an, auf welchem die Ruine steht, die ich ohnehin in der Nähe zu sehen wünschte. Dieser Berg ist viel niedriger, als der Melibocus, gewährt aber, nach aller Versicherung, dieselbe, nur etwas weniger ausgebreitete Aussicht. Auf eine Meile mehr oder weniger kommt es mir bei sehr weiten Aussichten nicht an; ich habe wenig Freude davon, wenn ich

mit angestrengtester Sehkraft am fernen Horizont ein schwarzes Mückenfüßchen erblicke oder zu erblicken glaube, und der Führer mir dabei sagt, das ist der Strasburger Münster. Ich lobe mir die Nähe, in der ich wenigstens das deutlich sehe, worüber ich mich freuen soll, deshalb nahm ich guten Rath an und wanderte rasch vorwärts, von einem ganz vernünftigen Führer begleitet, der unsre Shawls und unser Frühstück trug.

Unterwegs dachte ich mit wahrer Sehnsucht an meine Schwalbacher Esel, da wir auf ziemlich beschwerlichem Wege über eine Stunde, fast immer aufwärts stiegen, aber mit dem letzten Schritt, der den Gipfel des Berges erreichte, war jede Mühseligkeit des Hinaufkommens völlig vergessen. Die Ruine des uralten, von den Franzosen im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses ist eine der herrlichsten in dieser ganzen, an kostbaren Ueberbleibseln des Alterthums so reichen Gegend. Epheu von einer Größe, wie ich ihn nie sah, umschlingt mit mächtigen Zweigen die dunkeln Mauern, die gewaltigen Thürme, und schmückt die Vergangenheit mit frischem jugendlichen Leben. Gebahnte Wege erleichtern und

sichern den Zugang zu allem, was Zeit und feindliche Gewalt von dem weitläuftigen, einst prächtigen Gebäude übrig ließen, ohne das Auge durch moderne Kunst in diesem Heiligthum der Vorzeit zu beleidigen. Ueberall ist nur das zur Erhaltung des noch Vorhandnen Nöthigste gethan, und nirgend eine, hier übel angebrachte Verzierung gewagt, wie wohl bei andern Ruinen, namentlich bei der in Tharant, geschehen ist.

Da saßen wir nun, bald auf der hohen Ringmauer, bald im Bogen eines ehemaligen Fensters, bald oben auf der Zinne des Thurms, geblendet von der Pracht der uns umgebenden Natur. Von der einen Seite der Ruine blickten wir tief in die schauerlichen Klüfte und Wildnisse des Odenwaldes und des Spessarts, an der andern lagen die Pfalz, die ganze, vom Rhein durchströmte reiche Ebene im Morgenstrahl vor uns, bis zu den fernen Vogesen, dem Taunus und dem Donnersberg. Ein großer Theil der Bergstraße lag wie ein blühendes Paradies, fast senkrecht unter uns. Ganz in der Nähe das freundliche Dörfchen Auerbach, etwas weiter das Städtchen Benzheim, unfern davon das Städtchen Heppenheim mitten in

seinen Reben, über welches die Ruine der einst mächtigen Starkenburg, auf einem bis hinauf zum Gipfel mit Wein bepflanzten hohen Berge, ihre dunkeln Thürme erhebt. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Gegend ein schönerer Punkt zu finden sey als dieser, selbst nicht auf dem Melibocus. Der Kontrast zwischen dem wilden Gebirge und der unabsehbar weiten Ebne, die große Anmuth der nahen Gegend dicht unter uns, wo man fast in die Straßen von Auerbach, Benzheim und Heppenheim hinein blickt, die gegenüberstehende Starkenburg, welche uns so nahe schien, daß wir glaubten, ein Ruf müsse bis zu ihr dringen; alles dies bildet ein entzückendes unbeschreibliches Ganze, welches ich nie vergessen werde.

Auf einem sehr beschwerlichen Wege, mitunter durch Sumpf und Moor, hätten wir in Zeit von drei Stunden von diesem Berge zum Feldberge gelangen können, wo die Riesen-Säule noch so daliegt, wie die Römer sie bei ihrer Bearbeitung verließen. Diese Säule ist indessen nach Aller Aussage nur dreißig Fuß lang, und verdient also nicht ihren großen Namen. Ihretwegen that es

mir auch nicht leid, daß wir unsern Kräften diesen weiten Weg nicht zumuthen konnten, wohl aber wegen des nahe daran liegenden Felsenmeeres. So nennen die Umwohner dieser Gegend ein mit, wie von Geisterhänden hingeschleuderten, großen Felsenmassen dicht besäetes wildes Thal des Odenwaldes. Aller Beschreibung nach muß es den Felsen bei Adersbach in Böhmen, oder auch denen bei Alexandersbad im Voigtlande ähnlich seyn, welche man sonst die Luxburg nannte, und der verewigten Königin von Preußen zu Ehren, zur Luisenburg umgetauft hat.

Da wir in Ermangelung hülfreicher Esel den Gedanken aufgeben mußten, den Feldberg zu besuchen, so wählten wir wenigstens den etwas weitern angenehmeren Weg zurück nach Auerbach. Wir wanderten erst im frischen Waldschatten gemächlich den Berg hinab, und befanden uns bald darauf in den schönen Anlagen, welche die im Rosbacher Thal entspringende Heilquelle umgeben. So sahen wir uns in weniger als einer Stunde aus der gewaltigen Vorzeit in die allerneueste jetzige versetzt. Vor uns im Thal lag das elegante kleine Schloß mit artigen Nebengebäuden,

welches der Darmstädter Hof zuweilen im Sommer einige Wochen bewohnt, nicht weit davon ein ziemlich großer Gasthof und einige für Brunnengäste eingerichtete artige Häuser. Schattige Gänge, Grasplätze, Blumenstücke, kleine Pavillons schmükken hier die Höhen und das Thal, während von ihren Bergen die Ruinen des Auerbacher Schlosses und der Starkenburg dunkel und ernst über die Gipfel der hohen Bäume auf diese ihnen so fremdartigen neuern Erscheinungen herüber blicken. Wenige berühmte Brunnenorte haben eine reizendere Lage, als die fast unbekannte Quelle, welche hier, von einem artigen kleinen Tempel umgeben, einsam sprudelt. Nur die Einwohner der zunächst liegenden Orte benutzen zuweilen ihre heilende Kraft; desto häufiger aber besuchen sie an Sonn- und Festtagen die Einwohner von Darmstadt und andern nahen Städten, als geselligen Erholungsort. Dann erschallt das sonst so stille Thal von lautem fröhlichen Leben, und Gläser erklingen zum Takt des raschen Walzers, in welchem das junge Volk sich lustig dreht.

Je weiter wir nun auf der Bergstraße fortschritten, je herrlicher ward alles um uns her.

Immer üppiger wachsen die Reben an den Bergen, die Obstbäume am Wege und in den Gärten. Ueber das helle Grün der Reben erheben sich in beträchtlicher Höhe dunkle Kastanienhaine, über diese strecken höhere Felsen die waldigen Gipfel gen Himmel. Die weite Ebene bleibt stets zur rechten Hand, zur linken die hohen Berge des Odenwaldes, und doch wechseln die Ansichten aufs mannichfaltigste. Bald steigen die Felsen drohender empor, bald senken sie sich zu sanftern Anhöhen; hier starren zackige Felsspitzen aus dem frischen Grün hervor, dort geben schöne Ruinen alter Burgen der Gegend einen eignen romantischen Reiz. Am Abhang der Berge ist jedes urbar zu machende Fleckchen auf das sorgfältigste angebaut, und alles gedeiht, Menschen und Thiere, Pflanzen und Bäume. Städtchen reihen sich an Städtchen, Dorf an Dorf, in diesem kleinen Bezirk. So gelangten wir gegen Abend hierher nach Weinheim, dem schönsten Theil der Bergstraße, wie er auch der wärmste ist.

Die kleine uralte Bergstadt mit ihren epheubewachsenen zackigen Mauern und grauen Thürmen hat eine paradiesische Lage; gern vergesse ich darüber

die winkligen, bergauf bergab führenden engen Straßen und den steil abhängenden Marktplatz, an welchem wir für die Nacht unsre Wohnung nahmen. Die, Weinheim umgebenden, mit Reben und Kastanien bepflanzten Berge steigen am Ufer der Wischnitz, eines dicht an der Stadtmauer hinfließenden Bergstroms, fast senkrecht empor, und hoch über der alterthümlichen Stadt thront die mächtige Ruine der Burg Windeck auf einem Weinberge, und gewährt, mit ihr vereint, einen höchst pittoresken Anblick. Rings umher gedeihen die edelsten Obstbäume, noch üppiger als im übrigen Theil der Bergstraße. Es wird hier viel Gärtnerei getrieben, daher blühen die schönsten fremden Blumen und Sträuche in allen Fenstern und Gärten, und keine Pflanze trauert unter diesem schönen Himmel um ihr südliches Vaterland. Die Stadt selbst hat, bei aller ihrer Alterthümlichkeit, einige hübsche freundliche Häuser; auch liegt hier der elegante Landsitz einer adeligen Familie, von schönen Gartenanlagen umgeben.

Sie kennen meine Art, mich wenigstens in Gedanken überall anzusiedeln, wo es mir gefällt; so habe ich auch hier ein kleines hübsches Landhaus

gefunden, welches jetzt nicht bewohnt wird, und von dem ich mir einbilde, daß ich einmal einen Sommer darin verleben könnte. Ein ländlicher Garten voll Reben und Pfirsichen und Mandeln und Feigen umgiebt es, und die schönsten Blumen blitzen wie farbige Juwelen aus ihrem Schatten hervor. Auch hat der obere Stock meines Hauses einen Balkon, von dem man weit und breit die himmlische Gegend überschaut, den Rheingau in der Ferne, näher die Ebene, bis zu den fernen Vogesen, auf welcher Mannheim und die uralte Stadt Ladenburg liegen. Die nämliche Aussicht, nur noch ausgebreiteter, bietet ebenfalls die Ruine der Windeck, von welcher auch die alten Mauern der Stadt mit ihren zackigen Zinnen und den beiden Hexenthürmen sich recht malerisch ausnehmen. Dicht an der Stadt öffnet sich das Birkenauer Thal. Zwei in den Felsen gehauene uralte Thorpfosten, an welchen man noch Spuren der Angeln erblickt, woran die Thorflügel hingen, bilden hier den Eingang in die düstern Klüfte des Odenwaldes. Wahrscheinlich verschloß dies Thor den Zugang zu einem dem Odin geweihten heiligen Hain. Mich ergriffen ahnende Schauer einer gewaltigen

Vorzeit, da ich hindurch schritt. Schon der Name des Odenwaldes verkündet, daß er vor allem dem Dienste Odins geweiht war; die ganze Gegend bietet noch Spuren davon, und wohin man tritt, ist altdeutscher klassischer Boden.

Felsen und Steine, alte Denkmahle und Namen von Gegenden und Ortschaften, alles erinnert an die Geschichte der Niebelungen und einer großen Vorwelt, die jetzt im romantischen Dunkel einzelner Sagen verhüllt liegt. Starr und wild drängen sich die Felsen am Anfange des Birkenauer Thales zu einer engen Schlucht zusammen; die Weschnitz eilt rauschend zwischen ihnen hin, durch das Thal hindurch; oft läßt sie am Fuße der Berge kaum Raum genug für den sich längs ihrem Ufer hinziehenden Fahrweg, hin und wieder aber erweitert sich das Thal, und wo der Platz es erlaubt, ist auch eine Mühle hingebaut; hohe Erlen umgeben das ländliche Gebäude, und der Wiederhall verdoppelt das Rauschen des unwillig über die Räder sich stürzenden Bergstroms. Solcher Mühlen giebt es hier drei, die alle die romantische Schönheit des wilden Felsenthals erhöhen, jede auf besondre Weise und von den an-

dern verschieden. Nächst einem Kloster wüßte ich nichts, das den Reiz einer gebirgigen Gegend mehr erhübe, als eine Mühle mit ihren brausenden Bächen, ihren immer im Schwunge sausenden Rädern, und jetzt, da die Klöster wie „ausgenommene Nester“ dastehen, ist mir eine Mühle fast noch lieber, als ein solches verödetes oder gar zu einer Fabrik umgeschaffenes Kloster.

Die das Thal einschließenden hohen Felsen bieten dem Naturforscher höchst merkwürdige Erscheinungen dar; mich freute ihre wunderbare Gestaltung, der frische Wald, der sie kleidet, und die rothen zackigen Felsenspitzen, die hie und da aus dem üppigen Laube hervorragen und schöne Gruppen bilden. Das Thal endet in einer ziemlich weiten Ebne, in deren Mitte das Dörfchen Birkenau und das dazu gehörende Schloß eine sehr freundliche Landschaft bilden.

An das andere Ende von Weinheim stößt das vom Grundelbach durchströmte Gorchsheimer Thal. Es ward mir als still und schattig, voll angenehmer Waldscenen beschrieben, aber weit weniger malerisch und interessant, als das Bir-

kenauer Thal. Deshalb ging ich nicht hin. Die Welt ist zu groß, um alles darin zu sehen.

Heidelberg, 23. Aug.

Auf halbem Wege von Weinheim hieher schimmerte die Strahlenburg uns im Schein der dem Untergang sich neigenden Sonne so herrlich entgegen, daß wir, um in ihre Nähe zu gelangen, den kleinen Umweg über das uralte, an ihrem Fuß sich hinschmiegende Schriesheim gern nicht achteten. Keine Ruine rings umher glänzt einem verklärten Geiste dahin geschwundener alter Zeiten so ähnlich, als diese, besonders wenn Abends die letzten Sonnenstrahlen das weiße Gestein in Rosengluth färben. Alsdann erblickt man meilenweit im flachen Lande die Burg wie einen leuchtenden Stern, und gewiß verdankt sie dieser, sie vor allen andern auszeichnenden Lage den schönen Namen der Strahlenburg, welchen die Erbauer ihr gaben. Die Burg liegt ganz frei auf einem nicht sehr hohen Weinberge. Höhere Felsen bilden den Hintergrund der reizenden Landschaft,

auf welcher große, sonderbar geformte Granitmassen zwischen dicht belaubten Bäumen emporsteigen. Schriesheim ist ein sehr alter Ort voll Leben und Thätigkeit; mehrere Mühlen, einige Fabriken und ein nahes Bergwerk, in welchem Vitriol und Alaun gegraben werden, beschäftigen die Einwohner und geben ihnen Unterhalt. Ziemlich lange sahen wir uns in der engen, etwas schmutzigen Straße vergebens nach einem Führer zur Burg um, bis ein freundlicher Färber uns seine dunkelblaue Hand bot und uns recht sorgsam den steilen, von Reben beschatteten Fußweg hinauf leitete.

Da standen wir vor den schönen Trümmern der einst prächtigen Burg, staunten ihre Thürme an, und wandelten zwischen den Mauern umher, bei denen der Aberglaube noch bis diese Stunde nach Schätzen gräbt, wie mehrere, frisch aufgeworfene Hügel bezeichnen.

Unser mit den Sagen seiner Gegend wohlbekannte Führer erzählte uns indessen recht einfach und treuherzig, wie Kaiser Friedrich mit dem rothen Bart diese Burg vor vierhundert Jahren in einer Nacht eroberte und verbrannte, und wie

er vierzehn gefangene Ritter binden und im Kanzelbach ertränken ließ. Schaudernd blickte ich seitwärts in das enge, vom Kanzelbach durchrauschte Thal, und verglich die wilde Vorzeit mit der friedlichen Gegenwart. Wo damals die Ritter gemordet wurden, da steht jetzt eine Reihe ewig klappernder Mühlen, die der silberklare, einst blutgefärbte Bach treibt. Dicht daran sah ich fleißige Menschen den Schooß der Erde durchwühlen, um verborgene Schätze ans Tageslicht zu fördern, über welche unsre Voraltern achtlos hingingen. Vor mir lag die angebaute Ebne, ich übersah viele Dörfer und Städte, weit über Mannheim hinaus, und dachte, welche Schrecken in jener verhängnißvollen Nacht, der grausend schöne Anblick der brennenden Burg unter die Einwohner des flachen Landes verbreitet haben mag. Die Flammen müssen hier fürchterlich gewüthet haben, dennoch konnten sie diese aus Granitmassen für eine Ewigkeit zusammen gethürmten Mauern nicht zerstören; der langsamern, aber mächtigern Gewalt der Zeit wurde vieles später zum Raube, was der Gewalt des Feuers damals widerstanden. Doch stehen noch Thürme und Gewölbe, ihr trotzend, da, um-

klammert von den starken Armen des hier üppig gedeihenden riesengroßen Epheus.

Ganz in der Nähe fand man römische Gräber und Spuren alter Bäder. Dies brachte wahrscheinlich das Volk auf die Idee des Schatzgrabens im Bezirk der Burg.

Von Schriesheim gelangten wir bald nach Handschuchsheim, einem gar freundlichen Ort, in dessen mit Reben umrankten ländlichen Häusern mehrere Einwohner von Heidelberg den Sommer über wohnen. Nun bog der Wagen bei Neuenheim um eine Ecke; es war der letzte Schritt, mit welchem wir die Bergstraße hinter uns ließen. Vor uns lag eine neue schöne Welt; der breite schimmernde Neckar und sein entzückendes Thal; die schöne, mit Statuen geschmückte Brücke, die sich über ihn wölbt; am entgegengesetzten Ufer Heidelberg, dicht am Strome in einem weiten Halbzirkel erbaut, über den sich die prächtigen Ruinen des Schlosses hoch erheben; und hinter diesem höhere waldgekrönte Felsen, deren dunkles Grün den Grund des großen Gemäldes bildet.

Hätte die Bergstraße auch keinen andern Zauber, als hier wo sie endet, diesen großen über-

raschenden Anblick, er allein würde die ganze Reise reichlich belohnen. Daher eilen Sie, mein Freund, damit Sie unsre freundliche Erde nicht verlassen, ohne ihn genossen zu haben.

Heidelberg, 9. September.

Kaum weiß ich Worte zu finden, um Ihnen, lieber Freund, zu sagen, wie so ganz über meine Erwartung wohl es mir hier gefällt, wie groß und herrlich die Natur um mich ist, wie freundlich und heiter die Stadt. Sonst spotteten Sie oft über meinen Mangel an Ortsinn, wenn ich mich in den Straßen nirgend zurecht zu finden wußte; aber kommen Sie nur zu uns nach Heidelberg, ich will Sie herumführen troß dem besten Lohnbedienten, denn hier weiß ich überall Bescheid, so gut wie in meinem eignen Zimmer. Indessen muß ich Ihnen doch gestehen, daß Heidelberg eigentlich nur aus einer einzigen breiten schönen Straße besteht; am Fuße hoher Felsen, welche hier von beiden Seiten des Stromes das Thal beschränken, zieht sie wohl eine halbe Stunde

lang, am Ufer des Neckars sich hin. Ein inneres Thor mitten in dieser Straße, trennt die Vorstadt von der eigentlichen Stadt, ohne daß übrigens ein bedeutender Unterschied zwischen beiden bemerkbar wäre. Einige große, von schönen Gebäuden umgebene Plätze schließen sich an diese Straße an, und viele, zum Theil etwas düstre enge Queerstraßen gehen zu beiden Seiten von ihr aus. Fast alle Häuser sind massiv und haben ein recht stattlich-bürgerliches Ansehen. Einige tragen Spuren eines hohen Alterthums, besonders eins, vor dem ich immer einige Minuten betrachtend verweilen muß, wenn ich auch noch so ermüdet vom Spaziergange zurückkomme. Wahrscheinlich ward es gleichzeitig mit dem östlichen Flügel des Schlosses im sechzehnten Jahrhundert erbaut, und war einst der Wohnsitz der edlen Familie von Sickingen; jetzt bewohnt es ein Kaufmann. Säulen und Nischen, mit allerlei Bildhauerarbeit verziert, schmücken noch von oben bis unten die reiche Fasade und zwischen ihnen schauen die Büsten vieler alten Ritter und Damen gar wunderbar und ernst auf die neue Generation herab.

Weiter aber lasse ich mich nun auf keine

topographische Beschreibung der Stadt und ihrer merkwürdigen Gebäude ein. Wollen Sie mehr davon wissen, so verweise ich Sie an Frau von Chezy und Herrn Aloys Schreiber, denn beide haben alles erschöpft, was davon zu sagen ist. Hingegen von Heidelbergs Umgegend möchte ich Ihnen recht viel schreiben; sie gehöret zu den anmuthigsten und zugleich erhabensten in Deutschland. Die ganze reiche Rhein-Ebene, in welcher Mannheim liegt, breitet sich vor uns aus, so wie wir aus dem Mannheimer Thor treten, welches das westliche Ende der Stadt begränzt; der Neckar eilt durch sie hin, dem Rheine zu; die Gebirge am Rhein schließen die blaue Ferne und seitwärts die des Odenwaldes an der Bergstraße, mit ihren alten Burgen und dem über alle emporragenden Melibocus.

In der Stadt und am andern Ende des Thales hingegen, umringen uns hohe schön geformte Felsen, zwischen welchen breit und silbern der Neckar hinwogt. Reben bekleiden die Berge bis zu einer gewissen Höhe; über diese erheben sich, wie an der Bergstraße, dunkle Kastanien-Haine,

fast bis zu dem mit Wald und Busch gekrönten Gipfel hinauf. Wo die größere Breite des Thales es irgend erlaubt, blinken freundliche Dörfer und einzelne Wohnhäuser aus Reben und reichen Obstgärten hervor, und ziehen sich am Abhange der Berge oder durch enge Felsenschlüfte hin. Dicht über der Stadt, auf einer mäßigen Höhe, am Fuße eines hohen, mit dunkelm Grün gekleideten Felsen, thront über all diesem Reichthum die prächtige Schloßruine. Ich werde nicht müde, sie anzuschauen, denn immer bietet sie im Wechsel der Tageszeit oder des Wetters einen neuen herrlichen Anblick, Abends und Morgens, im Nebel und im Sonnenschein, oder wenn vom Winde schnell vorüber gejagte Wolken mit leicht hineilenden Schlagschatten sie überziehen. Ueberhaupt gewährt der Kampf der aus dem Strom aufsteigenden Nebel mit den Sonnenstrahlen zwischen den mit dunkelm saftigem Grün bekleideten hohen Felsen ein ganz wunderbares Schauspiel. Besonders Morgens währt er oft viele Stunden lang, in denen die Nebel sich in tausendfachen Gestaltungen bald hier, bald dort festhängen und einklemmen. Leider aber tragen sie nur zu oft

den Sieg über die Sonne davon, und fallen dann in unbarmherzigen Regenströmen nieder.

In der Nähe gleicht die Ruine des Heidelberger Schlosses mehr der, einer von lauter Königen ehemals bewohnten Stadt, als der eines einzigen Palastes, so groß ist ihr Umfang, so in der Bauart von einander verschieden sind die vielen einzelnen Gebäude, aus denen sie zusammengesetzt ist, und welche im Lauf mehrerer Jahrhunderte hier nach und nach entstanden. Oft genug ward diese berühmte Ruine bis ins kleinste Detail beschrieben, aber es geht mit diesen Beschreibungen wie mit allen, welche es wagen, wahrhaft große Gegenstände umfassen zu wollen; sie befleißigen sich der ängstlichsten Genauigkeit, ohne je den mächtigen Eindruck des Ganzen wiedergeben zu können. Besser gelingt dies dem Zeichner, auch betrete ich nie den Bezirk des Schlosses, ohne mehrere Künstler oben zu finden, die sich mit Kopiren einzelner Theile desselben emsig beschäftigen. Ein Franzose hat sich sogar seit länger als einem Jahr im Hause des oben

wohnenden Gärtners förmlich angesiedelt, und zeichnet mit unermüdetem Fleiß, so lange die Sonne am Himmel steht. Einige seiner Ansichten des Schlosses sind schon in Kupfer gestochen, und was ihnen etwa an Geist abgehen möchte, ersetzt die pünktlichste Treue, mit welcher alles bis auf die kleinste Verzierung aufgefaßt wird.

Als ich zuerst den geräumigen Schloßhof betrat, und die mit sechzehn Bildsäulen und vielen andern Verzierungen geschmückte nördliche Fasade des Schlosses von fern erblickte, glaubte ich fast ein noch bewohnbares prächtiges Gebäude zu sehen, und erst beim Nähertreten entdeckte ich, wie furchtbar hier vernichtende Zerstörung gehaust hat. Der noch reicher geschmückte östliche Flügel steht in ähnlichem Zustande da; im Innern desselben sind noch die Abtheilungen des Rittersaales und mehrerer großer Gemächer deutlich zu unterscheiden. Ueberbleibsel reicher Verzierungen von Bildhauerarbeit an den Thürpfosten und Fenstergesimsen von innen und außen, Säulen, Nischen, Statuen, Wappen und zum Theil emblematische Basrelifs, bezeugen noch die ehemalige hier vorwaltende Pracht. Obgleich aber das Dach längst

eingesunken oder weggebrannt ist, so hat dieser Theil des Schlosses doch noch ein zu neues Ansehen, um als Ruine in der Nähe vollkommen schön zu seyn. Ihm mangelt bei aller seiner imponirenden Größe das ehrwürdige Ansehen des Alterthums, welches nur lange an ihm vorüberziehende Jahrhunderte zu geben vermögen. Jetzt gleicht er noch zu sehr einer großen Brandstätte, an welcher man zwar bedauernd verweilt, aber ohne das Gefühl, welches zum Beispiel beim Auerbacher Schloß Jeden ergreift. Doch nicht nur der Zeitraum von wenig mehr als hundert Jahren, seit welchen das Schloß zerstört ward, auch die dem Modernen sich nähernde Bauart dieses Theils desselben ist Ursache, daß er ein weniger ehrwürdiges und pittoreskes Ansehen hat. Dem ältern, in einem frühern Styl erbauten und mit zum Theil noch stehenden Granitsäulen geschmückten Flügel des Schlosses mangelt beides nicht, obgleich er zur nämlichen Zeit im dreißigjährigen Kriege zerstört ward. Einen unvergleichlich erhabnen Anblick aber gewährt der gesprengte Thurm an der andern Seite des Schlosses, dessen ungeheure, aus Felsenstücken zusammengesetzte

Masse der Wuth der Flammen widerstand. Selbst die mächtigere Gewalt des Schießpulvers, womit damals die Franzosen diesen starken Thurm der Erde gleich zu machen trachteten, vermochte nur einen Theil des Felsengebäudes loszureißen, der nun drohend über dem Abhang schwebt, einzig durch eigene Schwere vor dem völligen Herabsturz gesichert. Baumstarker Epheu umklammert ihn mit Riesenarmen; nirgend wächst diese Pflanze üppiger als hier, wo sie Felsen und Mauern unglaublich verschönert und mit immer grünen Kränzen schmückt. Noch ein alter prächtiger Thurm in der Nähe von diesem macht einen nicht minder malerischen Effekt, auch ist er unzählige Mal gezeichnet, geätzt und besungen. Ein schönes altes Thor führt zu einer Abtheilung der das Schloß umgebenden Anlagen, in welcher er steht; sie heißt, ich weiß nicht warum, der Stickgarten. Ich bin wie auf diesen Platz hingebannt, und lasse ungern einen Tag vergehen, ohne ihn zu besuchen. Von einer kleinen, mit Linden besetzten Terrasse, welche ehemals ein Wall war, genießt man dort einer köstlichen Aussicht. Dicht unten am Wall fließt der Neckar; man übersieht

die schöne Brücke und die ganze Stadt; in der Ferne blinken die mannichfaltigen Windungen des Rheins aus der Ebene herüber, und die blauen Vogesen kränzen den weiten Horizont. Auf der Terrasse selbst steht der schöne alte Thurm, fast ganz mit Epheu überdeckt, welcher zwei daran angebrachte Nischen in Lauben verwandelt, aus denen die Bildsäulen zweier alten Pfalzgrafen drohend blicken. Der Effekt, welchen diese beiden, im Geschmack der damaligen Zeit sehr gut gearbeiteten Statuen hier machen, ist groß und wunderbar. Sie haben etwas Geisterartiges, als fühlten sie noch Trauer und Zorn über die Zerstörung ihrer Fürstenwohnung, und wären bereit, sie zu rächen. Oben auf dem alten Gemäuer des Thurms grünen und blühen Pflanzen und Blumen in zwei kleinen Anlagen, die man den Luftgarten nennt. Die Aussicht dort ist noch ausgebreiteter, als die unten von der Terrasse; es war ein hübscher Gedanke, hier Blumen und Sträuche zu pflanzen, die im Graus der Zerstörung üppig gedeihen und Leben aus dem Tode saugen.

Das berühmte Heidelberger Faß ist ebenfalls noch zu schauen; ich werde mich aber wohl nicht

in den kalten feuchten Keller hinabwagen, in welchem es liegt. Gegen Master Whitbread's thurmhohe Porterfässer, welche ich in London sah, ist es doch ohnehin nur ein Zwerg. Auch hörte ich heute eine Schaar englischer Herren und Damen, die ich davon herkommen sah, mit wahrem vornehmen Mitleid von dem winzigen kleinen Dinge sprechen und Altengland preisen, welches auch in dieser Hinsicht den Sieg über Deutschland davon trägt. Brummend schlich die Schloßwärterin hinter der Gesellschaft drein, die ihr für die nicht kleine Mühe des Herumführens im ganzen Schloß nur sechs Kreuzer gegeben hatte, und ich dachte daran, wie man in England den Besuch eines Schlosses mit Gold erkaufen muß.

Ueberhaupt werfen die jetzigen Engländer auf Reisen den Leuten nicht mehr die Guineen an die Köpfe, wie sonst wohl geschah; sie zeichnen sich eher auf ganz entgegengesetzte Weise aus; dafür werden auch in dieser ganzen Gegend die elegantesten Reisekutschen an den guten Gasthöfen aus vorgeblichem Mangel an Raum abgewiesen, sobald der Wirth Britten darin spürt, und ich traute kaum meinen Sinnen, da ich dies zuerst hörte

und sah. So ändern sich die Zeiten und Sitten. Vor zwanzig Jahren durfte ein Deutscher sich mit seinem Geldbeutel kaum in die Gasthöfe wagen, welche von den großmüthigen Mylords besucht wurden, denn damals war jeder Engländer wenigstens ein Lord, und jetzt habe ich es wirklich erlebt, daß einer den in Heidelberg sehr billigen Preis der Wirthstafeln für seine Damen noch billiger behandeln wollte, weil diese weniger äßen als die Männer.

Ich werde es nicht müde, hier Berg und Thal an jedem heitern Tage zu durchstreifen, denn der mannichfaltige Reiz, die Anmuth und Erhabenheit dieser Gegenden sind ewig neu. Heut wandelten wir zum Wolfsbrunnen, zuerst den Strom entlang, bis zu dem kleinen Dörfchen Schlierbach, wo wir durch einen Bauerngarten zu den kühlen silberklaren Quellen hinaufstiegen, die in einem dunkeln Felsengrunde reichlich sprudeln, und sich in vier terrassenartig über einander liegende fischreiche Weiher sammeln. Dunkles Gebüsch und einige Bäume verbreiten eine ewige

kühle Dämmerung über diesen von der Welt abgesonderten stillen Platz. Er gleicht einem sehnsuchtsvoller Schwermuth geweihten Tempel. Ich glaube nicht, daß man auch mit dem fröhlichsten Gemüth hier lachen oder lustig seyn kann, so feierlich ist der Ort, in welchem nur das leise Murmeln der Quellen die tiefe Stille durchsäuselt. Um den obern Weiher schatteten sonst noch uralte mächtige Linden und verdichteten das heilige grün dämmernde Dunkel; sie wurden unter allerlei nichtigen Vorwänden vor wenigen Jahren gefällt und werden noch immer schmerzlich beklagt. Dieser Vernichtungsgeist, der die Menschen treibt, auch das Unersetzbare zu zerstören, nur um es anders zu haben, ist eine sehr traurige Erscheinung, der man nur zu oft begegnet.

Die Sage behauptet, daß Siegfried an diesem abgelegenen stillen Orte unter Haagens meuchelmörderischem Schwerte fiel, da er im Brunnen badete. Doch widersprechen ihr viele eifrige Verehrer des Niebelungenliedes, und führen Gegengründe an, die hauptsächlich auf dem Lokal des Ortes beruhen, vorzüglich den, daß hier keine

Wiese in der Nähe ist, auf welcher der Held sein Roß tummelte, ehe er ins Bad ging. Ich glaube, daß die Zeit hier wohl vieles veränderte, daß Busch, Wald und Anhöhen im Lauf der Jahrhunderte recht wohl an die Stelle eines Rasenteppichs entstehen konnten, und denke hier gern an Siegfried und die Niebelungen; auch an die uralte Seherin der Germanen, Velleda, welche Chateaubriand neuerlich zu der Heldin einer Liebesgeschichte zu machen für gut hielt. Sie ward auch Jutta genannt und bewohnte die Höhe, auf der die Ruine des Schlosses jetzt steht, welche noch heutigen Tages nach ihr der Jettenbühl heißt; ein Name, der das Andenken und die Sage von der Prophetin noch immer unter dem Volke lebendig erhält. Velleda wandelte in früher Morgendämmerung von ihrem Wohnsitz zum Brunnen herab, um dort im Verborgnen heilige Gebräuche zu üben. Die Seherin, zu beschäftigt mit wichtigen künftigen Ereignissen, dachte nicht daran, Gefahren zu erforschen, welche ihr selbst drohten; unversehens traf sie daher am Brunnen eine Wölfin, welche dort ihre Jungen bewachte, und ward dem wüthenden Thiere wehrlos zur Beute.

Darum wird dieser Ort noch immer der Wolfs=brunnen genannt.

Es ist hier das Land alter Sagen, lieber Freund! Sie wissen, wie ich diese liebe, wie sie mir alles um mich her beleben, daher verargen Sie es mir nicht, wenn ich ihnen zuweilen recht treuherzig etwas erzähle, was gescheutere Leute als ich geradezu für Mährchen erklären.

Der Tag war zu heiß, mir selbst zu warm vom Spaziergange geworden, um lange in dieser frischen Kühle am Brunnen zu verweilen. Wir wählten den Rückweg über die Höhe nach dem Schlosse, wahrscheinlich denselben, welcher die Prophetin ihrem Schicksal entgegenführte. Jeder Schritt gewährte uns hier eine neue Aussicht auf den tief unten fließenden Neckar und das wunderschöne Thal. So gelangten wir bald zu den weitläuftigen Anlagen, welche die Ruine des Schlosses umgeben. Kunst und Natur schufen hier im schönen Verein die angenehmsten, von unzähligen ausländischen Bäumen und Sträuchen umgrünten Spaziergänge. Bald belebt sie das Flüstern einer einsamen Quelle, bald wandelt man unter hohen dichten Laubgewölben, zwischen schön geformten

Felsen. An einigen Stellen treten einzelne Theile der Ruine unerwartet hervor und machen einen höchst pittoresken Effekt; oder man gelangt auch plötzlich an freie Plätze, von welchen man beide vom Rhein und vom Neckar durchströmte Thäler zugleich übersieht, bis wo die Vogesen, der Donnersberg und das Haardtgebirge den Horizont schliessen.

Die ausgebreitetste Aussicht bietet eine grosse, mit wilden Kastanienbäumen besetzte Terrasse, auf welcher uns diesmal der Thee erwartete, denn ein Gasthof, wo man Erfrischungen aller Art findet, gehört auch mit zu den Annehmlichkeiten dieser Spaziergänge. Hier genossen wir nun einen herrlichen Abend, sahen die Sonne sinken und den Vollmond heraufsteigen. Nirgend, selbst nicht am Ufer des Meeres, fand ich das wechselnde Farbenspiel der Abendröthe, den Kampf des Lichts mit der Dunkelheit schöner als hier. Jeder Moment bringt neue glänzende Farbenerscheinungen an dem weiten Horizont hervor; die nach einem heissen Tage aus beiden mächtigen Strömen aufsteigenden Dünste, in welchen die Lichtstrahlen widerscheinen, sind wohl die Ursache dieser un=

glaublichen Pracht. Rosig schimmernd tritt der Rhein in der Ferne hervor, und verbirgt sich wieder, um an einem andern Ort noch glänzender zu erscheinen, ohne daß das Auge allen seinen Krümmungen zu folgen vermöchte. Dicht unten funkelt glühend der Neckar im Abendroth, die nahe Ruine, die Stadt, die Brücke, alles glänzt im Purpurlicht, während die Dämmerung allmählich ihre grauen Schleier immer weiter und weiter verbreitet, bis sie endlich alles zur nächtlichen Ruhe verhüllt.

Es wäre eine unverzeihliche Sünde, wenn wir hier einen schönen Tag ungenossen hingehen liessen; man sollte dies eigentlich nie, denn das Leben ist so kurz und gleicht überhaupt nur zu sehr diesem Sommer, an welchem ganz heitere Tage so selten erscheinen. Wir benutzten also gleich den ersten schönen Morgen, um durch das Neckarthal nach Neckargemünd zu fahren.

Je mehr ich vom Neckarthal sehe, je schöner erscheint es mir. Auf unserm Wege umschlossen uns bald prächtige Granitfelsen so enge, daß nur

eben für uns und den Strom Raum genug blieb. Weiterhin treten sie auseinander, und freundliche Dörfer spiegeln sich in der klaren Fluth. Dann folgen röthliche Sandsteinbrüche, in welchen der Wiederhall das Knallen des die Steinmassen sprengenden Pulvers unzählige Mal wiederholt. Plötzlich wendet der Strom sich nach Osten, und dicht an seinem Ufer liegt Neckargemünd vor uns, von Reben und aller Anmuth der reichen Vegetation dieses Landes umgeben. Dicht daran fällt der kleine Fluß, die Elsenz, in den Neckar und bildet einen kleinen Hafen für Holzschiffe, Flöße und Nachen. Schöne hohe Berge erheben stolz ihre Häupter über dem freundlichen Städtchen; vor allen zeichnet sich der Dillsberg durch seine regelmäßige Kegelform aus, welche wahrscheinlich auf einen ausgebrannten Vulkan deutet. Man will sogar Spuren von Lava in den Steinen der uralten Ringmauer des oben liegenden Städtchens Dillsburg entdeckt haben. Das sehr alte Dillsburger Schloß und die es umgebenden hellrothen Ziegeldächer des Städtchens gewähren, von unten gesehen, einen ganz eignen Anblick; sie liegen wie ein Adlernest auf dem beträchtlich hohen Berge;

nirgend zeigt sich von dieser Seite die Spur eines hinauf führenden Weges, und man begreift nicht, wie die Leute dort oben es anfangen, um mit der übrigen Welt in leidlichem Zusammenhang zu bleiben. Von der andern Seite führt freilich ein ziemlich steiler Weg hinauf, den wir aber nicht sehen konnten und an diesem heißen Tage auch nicht besteigen mochten, obgleich die Aussicht oben als sehr ausgebreitet und schön gepriesen wird. Wir sahen uns lieber gleich nach einem Führer und einem Nachen um, die uns an das jenseitige Ufer brachten, nachdem wir in Neckargemünd unser Mittagsessen bestellt hatten.

Unser Führer war ein wackrer alter Landmann, der seine drei Söhne gegen die Franzosen in den Krieg geschickt hatte, zwei von ihnen auf dem Siegesfelde bei Belle-Alliance verlor, und doch nicht glaubte, um diesen Preis die Befreiung des Vaterlandes zu theuer erkauft zu haben. Er mußte mir von Dillsburg erzählen, das, vom Strome aus gesehen, noch schroffer und unzugänglicher auf seinem Felsen zu liegen scheint. Solche, in höchst unbequemen Stellungen angelegte Wohnungen der Menschen erregen in mir immer ein hohes Inter-

esse, besonders wenn das Schöne und Bequeme sie so nahe begränzt, als hier. Ich möchte gern ergründen, was die Leute bewegt, dort zu bleiben, und finde immer keinen andern Grund, als die Macht der Gewohnheit. Die Bewohner von Dillsburg haben nur einen einzigen Brunnen, aus welchem täglich nur vier Eimer Wasser geschöpft werden dürfen, in welche die Honoratioren des Orts sich theilen. Die übrigen Bewohner behelfen sich mit Regenwasser, welches sie in Cisternen auffangen. Dieser Sommer muß die waschlustigen Hausfrauen von Dillsburg entzücken, und eine ächte Holländerin aus Broek oder Zaardam wäre dort oben, so ganz außer ihrem Element, gewiß das unglücklichste Geschöpf in der Welt.

Unter diesen Gesprächen und Betrachtungen waren wir über den Strom gesetzt und eine gute Strecke am andern Ufer fortgegangen, als uns eine ganz neue, höchst romantische Aussicht überraschte. Der breite Strom krümmt sich hier plötzlich nach dem Dillsberge zu und bildet einen großen Halbkreis. Uns beinahe gegenüber, am äußersten Ende dieses Kreises, sahen wir das Städtchen Neckarsteinach am Fuße mächtiger grüner Felsen

im Strome sich spiegeln und seitwärts, auf bedeutender Höhe, vier alte Burgruinen, in nicht großer Entfernung von einander, eine ernste Reihe bilden. Die erste und kleinste dieser Ruinen, zu welcher wir gelangten, hängt dicht am Strom, den Einsturz drohend, beinahe über den Weg, wie ein Schwalbennest auf der Zinne eines Kirchthurms, und macht einen höchst malerischen Effekt; sie wird auch das Schwalbennest genannt. Nur ein Thurm und einiges Gemäuer entgingen der Zerstörung und werden leider vielleicht bald ihr ganz zum Raube, denn ein Steinbruch untergräbt den Fels, auf dem die Burg steht; deshalb ist auch das Hinaufsteigen zu ihr höchst beschwerlich und nicht ganz ohne Gefahr.

Zu der zweiten Ruine stiegen wir hinauf. Diese Burg ist größer und prächtiger gewesen, als die erste. Ein schöner Thurm und ein großes Thor, mit einem Wappen geschmückt, stehen noch wohl erhalten neben andern weniger gut erhaltenen Thürmen und vielen alten Mauern, welche die Abtheilungen eines Schloßhofes und einiger Säle errathen lassen. Hohe Birken und Fichten wurzeln auf den mächtigen Steinmassen, und schö-

ner Epheu umzieht sie. Die Aussicht auf den Neckar und die nahen Felsen und Ruinen ist entzückend schön, die Krümmung des Stroms giebt ihm das Ansehen eines lang sich hindehnenden Sees, denn an beiden Seiten treten die Felsenufer vor, und verbergen den Ort, woher er kommt und wohin er geht. Seitwärts blickt man in das einsamwilde Schönauer Thal, das, wie eine schmale grüne Bergschlucht, sich durch die Felsen hinwindet. Mich ergriff dort oben ein wehmüthiges Gefühl. Grau und düster sah ich die ernsten Trümmer über den Weg blicken und die ewig jugendlichen Wellen mit dem Abbilde ihrer ehrwürdigen Formen spielen, welche ehemals wohl im Schein der Fackeln rothflammend blinkten, wenn diese jetzt verödeten Mauern vom Geräusche froher Feste wiederhallten. Ich dachte mir, wie vielleicht ein Vater vieler Söhne diese Burgen so nah an einander erbaute, um seine Kinder darin um sich her wohnen zu lassen, und wie späterhin gastliches Verkehr die Bewohner dieser Schlösser vereinte, deren Namen jetzt Niemand mehr nennt.

Die dritte Burg erhebt sich nahe über Neckarsteinach. Ein in neuerer Zeit daran gebauter Theil

derselben ist bewohnt und sogar zu einem Gasthofe eingerichtet, aus dessen Saalfenstern man die ganze herrliche Gegend übersieht.

Die vierte Ruine ist sehr verfallen, sie besteht nur aus wenigem Gemäuer und einem sehr alten Thurme, und sieht noch schauerlicher und öder aus, als die andern.

In Neckarsteinach besuchte ich die halb alte, halb neue Kirche, um einige alte Grabmähler des längst erloschnen Geschlechts der Landschaden von Steinach zu sehen. Die in gar naiven, alten deutschen Knittelreimen abgefaßten Inschriften der Gräber ergötzten uns sehr, während uns die Küsterin mit der Geschichte ihrer Bewohner unterhielt. Die alten Herren von Steinach stehen noch immer in sehr schlechtem Ruf hier unter dem Volke. In ihrer dunkeln Zeit mögen sie auch wohl das damals unter dem Adel übliche Räuberhandwerk getrieben haben. Unsre Frau Küsterin machte sie aber zu Seeräubern auf dem Rhein, und behauptete, sie hätten deshalb den Beinamen Landschaden erhalten. Mir fielen dabei die Seekönige ein, die jetzt in unsern neuesten Romanen eine so große Rolle spielen, seit Fouqué sie einführte.

Uebrigens gibt diese kleine Kirche ein großes Beispiel der höchsten Toleranz. Mit Erstaunen sah ich Weihkessel und Prozessionsfahnen am Grabe eines Landschaden hängen, der, wie die Inschrift lobend verkündete, zuerst in dieser Gegend dem Pabst entsagte und Luthers neue Lehre ergriff. Ich vernahm zur Erklärung, daß Lutheraner und Katholiken sich dieser Kirche gemeinschaftlich bedienen, um darin zu verschiedenen Stunden, jedes auf seine Weise, Gottesdienst zu halten.

So wie wir in Neckargemünd wieder angelangt waren, schickten wir unsern Wagen nach Heidelberg zurück, und schifften uns gegen Abend auf einem Nachen ein, um auf dem Neckar nach Hause zu fahren. Die Sonne streute ihre letzten Strahlen auf Fels und Strom; es war eine höchst angenehme Fahrt, ein Vorschmack dessen, was uns am Rhein erwartet. Jede Krümmung des Stroms, jedes Dörfchen am Ufer gewährte ein neues Bild; alles, was uns am Morgen beim Hinfahren erfreut hatte, erschien uns jetzt, vom Wasser aus, noch schöner, und ungern verließen wir nach einer guten Stunde den Kahn, es bedauernd, daß diese Freude so kurz war.

Ganz anders und doch nicht minder schön zeigt sich mir die Welt, wenn ich dem romantischen Neckarthale den Rücken wende, aus dem Mannheimer Thore trete, und die reiche, vor mir liegende Ebne überschaue. Hier ladet alles zu heiterm Lebensgenuß ein, wie dort zu ernsterer Betrachtung. Ueppig grünt und blüht Garten und Flur, und die aus Obstbäumen und Reben hervorblickenden schönen Dörfer sehen aus, als lebe man nur zur Lust darin, und als müßten ihre Bewohner nicht im Schweiß ihres Angesichts das Land bauen, wie andre Erdensöhne und Töchter.

Solch ein Dorf ist auch Rohrbach, in welchem die verwittwete Markgräfin von Baden ein nicht großes, aber elegantes Landhaus besitzt, welches sie im Sommer zuweilen bewohnt. Ein klarer Bach, ein von schattendem Gehölz umgebener Teich, ländliche Aussichten auf grüne Wiesen und freundliche Dörfer geben den dazu gehörigen Gartenanlagen etwas sehr Anmuthiges. Der Eintritt steht dem gebildeten Publikum offen. Wir saßen dort an einem schönen Abend sehr fröhlich am Theetisch, als wir ein allmählich aufsteigendes Gewitter bemerkten, welches plötzlich so schnell und

in so drohender Gestalt sich über Heidelberg aufthürmte, daß wir eilen mußten, um vor dem völligen Ausbruch desselben die Stadt zu erreichen. Noch war über uns der Himmel blau, kein Lüftchen regte sich, aber in furchtbarer Majestät thronte die schwarzblaue Gewitternacht über dem Kreise der die Bergstraße umgebenden Felsen; am dunkelsten ruhte sie auf dem hoch über Heidelberg sich erhebenden Heiligenberg und dem darunter liegenden Schloßberg. Nie sah ich die Natur in furchtbar-erhabnerer Pracht. Der Wiederhall in den Bergen wiederholte den unaufhörlich rollenden Donner unendliche Mal, so daß kein einzelner Schlag sich unterscheiden ließ. Blaue zackige Blitze zerrissen die dunkle Wolkendecke, dann glänzte einen Moment lang die Schloßruine hervor, und versank im nächsten wieder in dem Gewitterschleier, welcher schwarz und undurchdringlich sie verhüllte. Wild aufgeregt in seinen tiefsten Tiefen, brauste der Neckar und glänzte wie dunkelblauer Stahl, obgleich der Sturm noch schwieg und kein Regentropfen fiel. Schaudernd gedachte ich jener entsetzlichen Nacht, als hier im sechzehnten Jahrhundert ein Wetterstrahl das uralte erste

Schloß zerstörte, welches auf dem nämlichen Berge hoch über der jetzigen Ruine des neueren Schlosses erbaut war, und von dem keine Spur mehr übrig blieb. Ein großer, mit Pulver angefüllter Thurm stand damals neben dem alten Schloß; der Blitz entzündete diesen, und in einem Moment waren Thurm und Schloß zerstört und die Stadt unten verwüstet und in Flammen, angezündet von den auf sie herabregnenden brennenden Balken, zerschmettert von herunterstürzenden Felsstücken. Schon ahnete mir, ein Aehnliches zu erleben, als das Gewitter sich theilte. Nur ein Theil desselben entlud sich über Heidelberg, nachdem wir glücklich angelangt waren, aber so furchtbar, wie wir es uns auf dem flachen Lande nicht denken können. Die alten Felsen krachten, als ob sie zusammenstürzen wollten, und die Blitze leuchteten heller, als die strahlende Mittagssonne. In der Bergstraße hat das Gewitter noch weit ärger gewüthet, große Schloßen verwundeten Reisende und Pferde, welche eben auf freier Straße waren, und die ganze herrliche Obstärndte in Heppenheim ist zerstört.

Mit dem neulichen Aufruhr der Natur scheint jetzt der Sommer wirklich eingezogen zu seyn, freilich etwas spät, doch immer besser, als gar nicht. Wir denken jetzt ernstlicher daran, unsre eigentliche Rheinreise in wenigen Tagen anzutreten, und benutzen die Zeit bis dahin, um noch alles zu sehen und zu genießen, was uns bis jetzt die nur zu häufigen Regentage verwehrten. So brachten wir denn auch einen Sonntag in Schwezzingen zu, weil an diesem Tage die Springbrunnen dort angelassen werden. Es liegt von hier so entfernt, als von Mannheim, und auch so weit, als Mannheim selbst von Heidelberg liegt. Beide Orte kann man bequem in Zeit von zwei Stunden erreichen, und dies ist keine der geringsten Annehmlichkeiten, welche Heidelbergs Lage bietet. Diese Nähe Mannheims ist den Freunden des Theaters besonders bequem, da man bei Tage, bei Nacht und zu jeder Jahreszeit nicht die geringste Gefahr oder Unbequemlichkeit auf der trefflichen Kunststraße zu scheuen hat.

Es ist mir unbegreiflich, wie jemand auf den Einfall kommen konnte, die prächtigen großen Anlagen von Schwetzingen mitten in diese öde Sand-

wüste zu verlegen, da Heidelberg so ganz in der Nähe eine Gegend bietet, in welcher die Natur der verschönernden Kunst auf mehr als halbem Wege willig entgegen gekommen wäre. Aber die Fürsten lieben es, das Unmögliche zu versuchen und sowohl die Elemente, als die ewigen Gesetze der Natur zu besiegen. Zuweilen gelingt ihnen dies, und obgleich der Sieg selten des großen Aufwandes von Kraft und Geld werth ist, mit welchem er errungen ward, so erregt er doch wenigstens das Erstaunen der Menge. Hier in Schwetzingen wächst dies Erstaunen noch durch den Kontrast der traurigen Oede der Umgebung mit der reichen üppigen Vegetation, die man im Garten zu erzwingen wußte, wozu denn freilich das warme günstige Klima nicht wenig beigetragen haben mag.

Der Garten, einer der größten in Deutschland, ist eine eigne Zusammensetzung einzelner grandioser Partien, wie le Notre in Frankreich sie schuf, und modernerer Anlagen in sogenanntem englischen Geschmack. Dieser Mangel an Einheit des Styls fällt indessen bei dem großen Umfange des Ganzen gar nicht widerwärtig auf. Auch die vielen

Tempel und andre darin angebrachten Gebäude erscheinen aus demselben Grunde nicht geschmacklos und lächerlich, wie es auf einem kleineren Platz so leicht geschieht. Sie sind alle wahrhaft prächtig aus massiven Quadersteinen erbaut, einige in sehr edlem Styl, wie zum Beispiel ein Apollostempel und ein andrer, der Minerva geweiht. Eine große Moschee, die genaue Kopie eines solchen in Konstantinopel existirenden Tempels, ist wenigstens prächtig und merkwürdig. Wer sich die Mühe geben will, auf engen Wendeltreppen ihren hohen Minaret zu besteigen, den lohnt oben eine ausgebreitete Aussicht auf die Städte Speyer, Mannheim, Ladenburg und viele andre, welche in der weiten Ebne zwischen den Vogesen und dem Melibocus zerstreut liegen. Manche artige Spielerei ergötzt wenigstens für den Augenblick. Zu diesen rechne ich ein großes Vogelhaus von mährchenhaftem Ansehen, und die berühmte gemalte Aussicht auf den Rhein, welche sonst durch einen optischen Betrug alle Welt täuschte, jetzt aber zu verbleichen beginnt. Den imposantesten Effekt macht indessen der mit hohen Alleen umgebne große Platz im altfranzösischen Styl, gleich

am Eingange. Ihn schmücken eine Menge von Springbrunnen, Marmorvasen und Statuen, deren es in diesem Garten unendlich viele giebt und von denen einige nicht ohne Kunstwerth sind. Auch ein sehr großes Wasserbassin, an dessen Ufer die kolossalen Statuen des Rhein- und und Donau-Gottes liegen, nimmt sich recht grandios aus. Einen Tag kann man in Schwetzingen recht angenehm hinbringen, und sich obendrein müde laufen, wenn man alles sehen will, was dieser Platz enthält. Auch müde lesen kann man sich, wenn man eine detaillirte Beschreibung aller darin enthaltenen Einzelheiten lesen muß, deshalb verschone ich Sie damit, und ich hoffe, Sie danken es mir. In Summa, alles wäre hier vortrefflich und gut, wenn nur nicht die Luft von blutdürstigen Ungeheuern wimmelte, die schonungslos jedermann anfallen, und keinem erlauben, nur eine Viertelstunde im Freien auszuruhen. Diese berüchtigten Rheinschnaken, deren Hauptsitz Schwetzingen ist, sind keine Mücken, kleine geflügelte Drachen sind sie, gegen welche die berühmten Mücken in Israelsdorf bei Lübeck, die ärgsten, die ich bis jetzt kannte, als sanfte

harmlose Geschöpfe gepriesen zu werden verdienen.

Ich habe Ihnen nun schon so viel von Heidelbergs Umgebungen gesagt, und noch kein Wort von dem Ton der dortigen Gesellschaft. Das kommt aber daher, lieber Freund, weil man das, was man sonst in der Welt eigentlich oder uneigentlich Gesellschaft nennt, hier nicht findet. Nirgend erblickt man hier ein Streben nach Vergnügungen außer dem Hause, ausgenommen nach denen, welche die Natur reichlich in der Umgegend bietet. Man kennt oder fühlt hier nicht das Bedürfniß, sich zum Spiel oder zur Konversation in größerer Anzahl zu versammeln, daher giebt es auch keinen großen allgemeinen Vereinigungspunkt für Männer und Frauen, weder in Privathäusern, noch an einem öffentlichen Ort. Einige Konzerte und Bälle machen im Winter hiervon eine geringe Ausnahme. Dennoch wird man selten mehr kenntnißreiche, gebildete, mit einem Worte mehr interessante Menschen auf einem so kleinen Punkt versammelt finden, als in Hei-

delberg. Aber diese interessanten Menschen sind Männer, welche den ganzen Tag ihrer ernsten Beschäftigung widmen, und Frauen, die ihren Haushalt, ihre Kinder besorgen, um Abends dem ermüdeten Mann im Kreise der Seinen Erholung und Erheiterung zu bereiten. Müßiggänger giebt es hier nicht, oder verirren sie sich einmal hieher, so halten sie es wenigstens nicht lange aus, und ohne diese kann doch bekanntermaßen keine Gesellschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes bestehen. Ausgebreitete Familienverbindungen, welche in andern Städten einigen Anlaß zu größeren Gesellschaftskreisen geben, finden hier ebenfalls nicht Statt, denn die bedeutendsten Einwohner wurden größtentheils aus andern, oft fernen Orten nach Heidelberg versetzt. Daher suchen und finden nur Gleichgesinnte einander, und bilden kleine gesellige Kreise aus drei oder vier Häusern, die ohne Zwang oder Zeremonie unter einander in freundschaftlichem Verkehr stehen, und die übrigen nur gelegentlich als entfernte Bekannte begrüßen. In diesen kleinen Kreisen befindet sich aber jeder Fremde recht wohl, der Zutritt zu ihnen erhält, und der die Qualität, nicht die Quantität be-

rücksichtigt. Ausgezeichnete junge Leute, welche hier studiren, werden zuweilen, doch selten, zu diesen Zirkeln gezogen; übrigens treiben die Studenten ihr Wesen für sich, doch auf die wenigst störende Weise. Sie ziehen sich wunderliche Jacken an, die sie altdeutsch nennen, setzen sammtne Damenhüte auf, und nennen sie Baretts, binden sich allerlei seltsam gezackte Kragen um den nackten Hals, und wem die gütige Natur einen Schnurrbart verleiht, der läßt ihn wachsen und dankt dem Himmel dafür. So sehen diese jungen Leute denn freilich ziemlich maskenartig aus, aber sie denken damit einen gewaltigen Schritt zum ächten Deutschthum zu thun, und die Freude ist ihnen zu gönnen. Wenn sie einmal Accessisten, Kanzelisten, Kandidaten, oder so etwas werden, giebt sich der Spaß von selbst.

Ich weiß, Sie wundern sich längst, daß ich Ihnen noch immer kein Wort von der Boisseréeschen Gemäldesammlung schrieb, denn Sie ahnen wohl, daß diese hauptsächlich es ist, was mich so lange hier fest hält. Da Sie aber gewiß einmal

in Ihrem Leben recht liebten und vielleicht noch lieben, so wissen Sie auch, daß ein Liebender den Namen der Dame, die er vor allen im Herzen trägt, immer zuletzt und so spät als möglich nennt. So schwieg ich denn auch von jenen Gemälden, eben weil sie unaufhörlich und überall mein Gemüth beschäftigten, denn ihr Anblick hatte mich in einen schwankenden Zustand von Unruhe und Ungewißheit versetzt, aus dem ich wieder zu gelangen suchen mußte, ehe ich es wagen konnte, Ihnen etwas darüber zu sagen. Eine Schülerin Fernows und Winckelmanns Verehrerin, kannte ich bis jetzt nur die Antike, als die Sonne, von der das Licht der Kunst zuerst über Italien ausging; als die Quelle des Ideals, welches vor allen Raphael dem Göttlichen göttlich erschien.

Die flamändische, überhaupt die niederländische Schule war mir auf andre Weise lieb, und nie konnte ich es mit Langmuth ertragen, wenn vornehm thuende Kunstkenner sie herabsetzen wollten. Der Farbenglanz, die anspruchlose Naivetät ihrer Schöpfungen ergötzten mich; der Fleiß, die pünktliche Treue in den Darstellungen der die Meister umgebenden Natur rührten mich oft auf

eigne Weise, wenn gleich die Gegenstände nicht immer die edelsten sind. Ich hing mit wahrer Liebe an diesen ehrlichen, lieben Bildern, so wie man auch gern mit einem guten getreuen Nachbar manches gemüthliche Stündchen verlebt, ohne deshalb hohe Ansprüche an seinen Geist zu machen, und ahnete nicht, daß bloßes treues Kopiren der Natur zu einer noch höhern Stufe der Vollendung führen könnte, als die ich hier erreicht sah und die mir deshalb genügte.

Von der altdeutschen Schule kannte und ehrte ich hauptsächlich nur Albrecht Dürer und Lukas Kranach. Ihre Farben, ihr unermüdeter Fleiß erregten meine Bewunderung. Aber wenn die Frommheit, die einfache Hoheit ihrer Gedanken mich anzogen, so stießen mich die unschönen Formen oft wieder zurück. Albrecht Dürers treffliches Zeichnen konnte mich doch nicht ganz mit der Härte seiner Konture, mit der Magerkeit vieler seiner Formen versöhnen, und manche Verzerrung in Lukas Kranachs Köpfen fiel mir widerwärtig auf. Ich ehrte und fühlte, was diese großen Meister gewollt hatten; aber es betrübte mich zugleich, daß sie bei hohem Talent und dem

angestrengtesten Fleiß es weder erreicht hatten, noch in ihrem, durch tausend äußere ungünstige Umstände beengten Kunstkreis es jemals erreichen konnten. Daher hatte ich selten eine recht reine innige Freude an ihren Kunstwerken.

Die letzte, seit einigen Jahren bei uns eingetretene Kunstperiode hätte mir diese trefflichen alten deutschen Meister beinahe ganz verleidet. Sie wissen, wie fast allgemein die neuere Künstlerwelt ein mystisch-frommer Schwindelgeist ergriff, den sie noch auf wunderliche Weise mit Vaterlandsliebe zu verbinden trachtet. Die Antike wird als Ueberbleibsel des blinden Heidenthums ganz bei Seite geschoben. Raphael läßt man noch allenfalls gelten; zwar war er kein Deutscher, aber doch katholisch, und malte Madonnen; doch Albrecht Dürer, Lukas Kranach und ihnen gleichzeitige oder frühere, zum Theil unbekannte Meister sind die Helden des Tages, und werden zu Vorbildern erwählt, nicht nur in der Erfindung, auch in der Ausführung. Das Uebelste dabei ist, daß man, aus Unvermögen ihre höheren Eigenschaften zu schätzen oder sich zu erwerben, nur gerade alle Fehler treu nachahmt, welche diese

Alten aus mancherlei Gründen begehen mußten. Wunderliches, geschmackloses Kostum, fratzenhaft übertriebene oder vermagerte Gestalten, in verdrehter unmöglicher Stellung, mit eidechsenartigen Körpern, Gesichtern, Händen und Füßen von unnatürlicher Länge, gelten jetzt für altdeutsch, und junge talentvolle Künstler bemühen sich, nur solche Gestalten auf allerlei Weise zu gruppiren und ihnen irgend eine verworren-mystische Bedeutung unterzulegen. Wenn solch ein Bild recht herrlich seyn soll, so malt man es auf Goldgrund, vergoldet auch wohl die Spitzen der Blätter an den Bäumen, die Säume der Draperien, die Federn der Vögel, sogar den Blick in den Augen mit wirklichem Metall, wie die Pfefferkuchen-Bäcker es mit ihren Puppen zu machen pflegen. An die Gesetze der Perspektive, der Vertheilung des Lichtes, der Gruppirung, wird nicht dabei gedacht, denn die hohe fromme Kindeseinfalt, nach der man strebt, verbietet jede Regel. Dies Unwesen empörte mich oft zu gerechtem Zorn, welcher um so höher stieg, wenn ich in den Werken der auf solche Abwege gerathenen Künstler ein hohes Talent, Fleiß und Genius nicht ver-

kennen konnte, deren ganz mißgriffene Anwendung mich tief schmerzte. Doch wie man auch im gerechtesten Zorn oft zu weit zu gehen pflegt, so geschah es wohl, daß mein Widerwille sich zuweilen auf die alten Bilder selbst erstreckte, die dieses Unheil verursacht hatten, wenigstens war mir das ewige Loben und Bewundern derselben ganz unerträglich geworden.

Daß die Gemälde in der Boisserée'schen Sammlung nicht von jener mir verhaßten Art seyn konnten, wußte ich, ehe ich sie sah; ich kannte sie schon einigermaßen aus Goethe's erstem Heft über Kunst und Alterthum am Rhein und Main; aber was ich fand, hatte ich dennoch nicht erwartet, nicht den Stoß, der alle meine Meinungen und Ideen über den Gang, den die Kunst zur ächten Vollkommenheit nehmen soll, so durch einander wirrte, daß ich lange umsonst strebte, mich wieder zu recht zu finden.

Ich sah eine Reihe Gemälde von Johann van Eyk, von Schoreel, von Hemmling, von Mabuse, lauter Namen, deren erster mir nur aus dem in meiner Kindheit gesehenen Danziger Bilde bekannt war. Eine neue Kunstwelt ging mir auf,

oder vielmehr ein Chaos, aus dem sich mir eine neue Welt entwickeln mußte.

Hier ist kein Gedanke von Lukas Kranach oder seinen Nachahmern, aber auch keine Spur der Antike und des Ideals. Neben diesen noch immer Verehrten erblicke ich jetzt noch eine zweite Führerin zum Heiligthum der Kunst, die Natur, eben so fern vom mystischen Dunkel, von Verzerrung, vom Gemeinen, als von der Antike. Alles in diesen Gemälden ist Portrait, treue Nachahmung des im Leben Vorhandenen, aber groß und herrlich durch ungesuchte Einfalt, Schönheit der Formen und ächt menschlich frommen Sinn, ohne Streben darnach. Dieser spricht aus den Gemälden, weil die Meister wirklich fromm und einfach *waren*, und sich nicht nur stellten, als ob sie es *wären*. Die Malerei dieser Bilder ist das Vollkommenste was ich kenne, ausgeführt bis in die kleinsten Details wie Miniatur, aber ohne Aengstlichkeit. Die Karnation des Fleisches athmet und lebt, und gegen die Farbenpracht der Gewänder erbleicht selbst der Glanz der venetianischen Schule. Mit was für Farben diese alten Meister eigentlich malten, wie sie sie bereiteten,

ist schwer auszumitteln, doch da sich der jüngere Boisserée schon lange und ernstlich mit Untersuchungen darüber beschäftigt, so dürfen wir von seinem Kunsteifer vielleicht bald die erfreulichsten Resultate erwarten. So viel ist sichtbar, daß diese Meister sich fast keiner Erdfarben bedienten. Wahrscheinlich lag auch viel an der ersten Bereitung des Grundes, auf dem sie malten. Dieser ist weiß und schimmert beinah durch die bis zum Durchscheinen dünn aufgetragenen Saftfarben durch; er bringt ungefähr das hervor, was bei einem fleißig gemalten Miniaturbilde eine dem Elfenbein untergelegte Silberplatte leistet.

Meine Bewunderung wuchs, da die Eigner der Sammlung mich stufenweise mit der Entstehung dieser ächt deutschen Schule bekannt machten, und mir zeigten, wie sie zuerst durch tiefes Dunkel zu dieser Höhe gelangte.

Nun aber, bitte ich Sie, lieber Freund! nehmen Sie Goethe's erstes Heft über Kunst und Alterthum am Rhein wieder zur Hand, und lesen Sie nochmals, was er über die Boisserée'sche Sammlung, besonders in Hinsicht auf das Geschichtliche der Kunst sagt. Denn nur an diesen

festen Faden kann ich die Erzählung dessen anreihen, was ich davon hörte und sah. Zuerst wurden mir mehrere Gemälde aus der frühern Zeit gezeigt, die Goethe als die byzantinische bezeichnet, und in welcher der Künstler an eine, von der Geistlichkeit streng bestimmte Form der Darstellung gebunden war. Immer wiederkehrende Aehnlichkeit jedes einzelnen Gesichtes, trockne Symmetrie in der Anordnung der neben einander gestellten Figuren, goldner Grund und mit Stempeln eingedrückte Verzierungen und Heiligenscheine, sind die charakteristischen Zeichen jener Zeit. Skulptur, wie man sie noch in alten Kirchen sieht, und nicht die Natur, war damals das Vorbild der Maler; daher stehen die Gestalten kerzengerade da, mit gekreuzten oder gefalteten Händen, in langen schönfarbigen Gewändern, deren trockne Falten aber wie geschnitzt aussehen. Köpfe, Hände und Füße sind lang und mager, so wie die ganze Figur; das Haar sehr fleißig gemalt, aber steif und symmetrisch geordnet.

Eine große goldne Tafel, auf welcher mehrere Apostel neben einander abgebildet sind, zeigt alle Fehler und Vorzüge jener Zeit. Gewänder

und Gestalten sind steinern und todt, die Köpfe haben alle eine Familienähnlichkeit, sind aber edel und mit bewundernswürdigem Fleiße ausgeführt.

Nach und nach riß sich die Kunst immer mehr von den byzantinischen Fesseln los. Zwar ward noch auf die, aus der Architektur in die Malerei übergegangene Symmetrie streng gehalten, welche eine ganz gleichförmige Anordnung beider an den Mittelpunkt des Gemäldes sich anschließenden Seiten erforderte, auch der Goldgrund und die eingedruckten Verzierungen blieben, doch die Bewegung ward freier, die Köpfe wurden individueller, die Draperien erhielten einen natürlicheren Faltenwurf.

Die Sammlung besitzt ein sehr vorzügliches altes Altargemälde aus dieser bessern Zeit; es stellt die Kreuzigung vor. Maria und Johannes bilden am Fuße des Kreuzes eine schöne ausdrucksvolle Gruppe; die übrigen Jünger stehen zu beiden Seiten des Kreuzes, fast in der nämlichen Stellung, wie auf den andern schon erwähnten Bildern. Neben dieses Gemälde muß ich die beiden großen goldnen Tafeln mit Abbildungen

von Aposteln stellen, deren Goethe besonders erwähnt, und sie, wahrscheinlich mit Recht, für Nachbildungen wirklich geschnitzter Bildnisse hält. Die schönen ehrwürdigen Gestalten der Apostel stehen auf glänzend goldnem Grunde neben einander, über jeden wölbt sich ein zierlich durchbrochner, oben spitz zulaufender Bogen, mit brauner Farbe, doch ohne alle Perspektive, auf dem Goldgrund gleichsam schattirt. Diese Bogen gleichen kapellenartigen Nischen, wie man sie noch an Chorstühlen, Thürmen und andern kirchlichen Verzierungen des Alterthums häufig sieht. In einer Abtheilung unter den Füßen der Apostel liegen Todtenköpfe und Knochen, auf seltsame Weise zur Zierde geordnet. Die steinerne Form weicht in diesem Bilde schon dem Leben. Die Stellung der Apostel ist ernst und ruhig, aber nicht starr; ihre in den hellsten Farben glänzenden Gewänder und Mäntel fallen in wirklich großem Styl weit und faltenreich um sie her, die trefflich gemalten Köpfe sind charakteristisch und edel. Ein unaussprechlich frommer Sinn, ein heiliger Gottesfrieden spricht aus ihren Zügen, es weht ein so beruhigender stiller Geist über diese

beiden Tafeln, daß man nicht müde wird, sie anzuschauen.

Die heilige Veronika macht den Beschluß dieser byzantinisch-niederrheinischen Reihe von Gemälden, als das vortrefflichste, obgleich es vielleicht älter ist, als die andern; denn darüber läßt sich nichts bestimmen. Leben und Namen der Künstler, welche alle diese Bilder malten, verhüllt das Dunkel der Vergangenheit, und obgleich die Tradition einiges bewahrte, so hat man hierüber dennoch keine Gewißheit.

Dies Gemälde, welches die heilige Veronika darstellt, wie sie auf einem leinenen Tuche den Abdruck von dem Gesichte des Erlösers ausgebreitet vor sich dem Anschauer entgegen hält, ist, genau wie Goethe es beschreibt, auf Goldgrund gemalt. Weich und zart wie eine junge Rose, leuchtend in unbeschreiblicher Anmuth und Jugend, strahlt das Köpfchen der kaum zur Jungfrau herangeblühten Heiligen über dem furchtbaren Tuch hervor, welches ihre zarten Händchen gar zierlich halten. Die kleinen singenden Engelchen mit ihren schönen Flügeln, deren drei in

jeder Ecke unten zusammen sitzen, sind so hold und lieblich, wie die Heilige selbst. Im furchtbarsten Kontrast mit aller dieser Anmuth steht das kolossale dunkelbraune Bild des Erlösers auf dem von der heiligen Veronika emporgehaltenen Tuche. Die Züge des Gesichts, besonders die Augen und Augenbraunen sind wundersam in die Länge gezogen, die schwarzen Haare hängen wie eine ägyptische Haube zu beiden Seiten herunter, und der Anblick der entsetzlichen Dornenkrone mit den daran hängenden Blutstropfen verwundet auf's schmerzlichste. Ein mit braunen Farben in den Goldgrund gemalte blumenartige Verzierung bildet ein Kreuz, welches über dem Scheitel, zu beiden Seiten des Kopfs und unten an dem höchst sorgfältig ausgeführten Bart hervorragt. Fremd und wunderbar wie ein Traumgebild starrte dies Antlitz mich an, so daß ich beim ersten Blick darauf schaudernd zurückfuhr; aber bei näherer Betrachtung vergaß ich alles darüber, selbst die schöne Heilige und die lieblichen Engel. Aus den edlen Zügen, die immer weniger verzerrt erscheinen, je länger man sie betrachtet, leuchtet wahrhaft göttliches Dulden im tiefsten Leiden mir entgegen

und erfüllte mich mit einem Gefühl von Andacht und Rührung, für welche ich keine Worte habe.

Je länger ich vor dem Bilde stand, je mehr überzeugte ich mich, daß es sehr nachgedunkelt haben muß, und ursprünglich weit heller war. Ein leichter röthlicher Hauch wird bei genauer Betrachtung auf den dunkeln Wangen noch sichtbar, auch auf dem im Ausdrucke des höchsten Schmerzes immer noch edlen Munde, und die Blutstropfen über der Stirn leuchten wie dunkle Rubinen. Es geht mir beim Schreiben von diesem Gemälde wie beim Anschauen desselben; ich kann nicht davon scheiden.

Ein paar kleine Gemälde, welche beide die Verkündigung darstellen, führe ich nur als Beweise der Absurdität an, zu welcher die Kunst sich damals bequemen mußte, und zu welcher sie wahrscheinlich jetzt wieder durch die Bemühungen unsrer neuesten Künstler herabsinkt. Starr und steif kniet die heilige Jungfrau vor ihrem Betstuhl, während der auf einem Lichtstrahl in Gestalt einer Taube zum Fenster herein flatternde heilige Geist ihr mit seinem Schnabel ein Loch in den Kopf zu picken bemüht ist; ein ganz winzig kleines Chri-

stus mit dem Kreuze fährt auf dem nämlichen Lichtstrahl dicht hinter ihm drein. Dem zweiten, diesem vollkommen ähnlichen Bilde fehlt nur der Christus, und die Taube fliegt dem Ohr der heiligen Jungfrau zu.

Jetzt komme ich zu dem Riesenschritt, mit welchem zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Johann van Eyk plötzlich hervortrat, und der um so größer erscheint, wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich die oben erwähnten Gemälde der Verkündigung vielleicht nur funfzig Jahre vor seiner Zeit gemalt wurden. Von der Natur mit hohem Geist, mit Talent, Künstlersinn und Eifer ausgestattet, war er es müde, sich von dem Goldgrunde ewig beschränken zu lassen. Vielleicht sann er lange darüber nach, wie dieser beengenden Fessel zu entgehen sey, und ein einziger begeisternder Moment gab ihm den muthigen Gedanken ein, die goldne Scheidewand zu durchbrechen, welche ihn und seine Gestaltungen von dem Reiche der Natur abschnitt. Mit diesem einzigen Schritt war nun aber auch alles gethan; Luft und Wasser,

das ganze Pflanzenreich, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, alles, was unsere schöne Erde schmückt, hatte Johann van Eyk nun für das Gebiet der Kunst gewonnen, und sein schöpferischer Genius benutzte diese neu erworbne Welt, wie er wollte und mußte. Seine im freien Raum sich nun bewegenden Gestalten rissen sich von der todten steinernen Form los und gewannen Leben und Wärme. Große technische Fertigkeit, der Vorzug seiner Zeit, war ihm eigen; die prächtigsten Farben standen ihm zu Gebot, und so schritt er mächtig vorwärts auf der einmal gebrochnen Bahn, ein Vorbild für Viele, die ihm mit nicht minderem Gelingen nachfolgten, und deren Werke diese Sammlung ebenfalls aufbewahrt.

Ich sah zuerst die drei, eine Reihefolge ausmachenden Gemälde von Johann van Eyk, deren Goethe in seinem ersten Heft ausführlich gedenkt. Sie bestehen bekanntlich aus einem Mittelbilde mit zwei Flügelbildern, und schmückten wahrscheinlich einst einen der heiligen Jungfrau geweihten Altar. Das erste Seitenbild, die Verkündigung, führt uns in das Heiligthum der Jungfräulichkeit. Man glaubt wirklich in das stille, zierlich gehal-

tene Zimmer zu blicken, in welchem die künftige Mutter des Erlösers ihre Blüthenzeit lebte. Alles darin hat ein häusliches und wohnliches Ansehen, die rothen Vorhänge des im Hintergrunde stehenden Bettes sind mit zierlicher Sorgfalt aufgebunden; seitwärts am Bette sieht man das noch etwas eingedrückte, roth sammtne Kissen des Stuhls, von dem Maria aufstand, um zu beten. Das durch ein seitwärts angebrachtes hohes Fenster hereinfallende Licht beleuchtet die Gestalten des Engels und der Jungfrau auf die allernatürlichste Weise. Im weißen, lang herabfließenden priesterlichen Gewande, leicht über den Fußboden hinschwebend, eine Lilie in der Hand, steht der begrüßende Engel in holder Jünglingsgestalt vor dem kaum der Kindheit entblühten jugendlichen Mädchen, das, am Betstuhl knieend, in demuthvoller Ergebung ihn anhört. Der Geist jener Zeit vergönnte dem Maler noch nicht, den gewöhnlichen, sichtbar aus dem Munde des göttlichen Boten hervorgehenden Gruß ganz wegzulassen. Leicht angedeutet schrieb er ihn daher auf den dunkeln Grund in flüchtigen Zügen, die in geringer Entfernung zum Lichtstrahl werden, und mit der Lilie, die

Gabriel in der Hand trägt, ein kaum bemerkbares Kreuz bilden. Reiner und unschuldiger kann nichts gedacht werden, als die holde liebliche Maria auf diesem Gemälde. Sie erinnerte mich an die Sage, daß Engel mit schlummernden Kindern spielen, wenn diese lächeln; es ist, als ob sie in dem Engel einen der schönen Gespielen ihrer Kindheit wieder erkenne, so furchtlos ist ihr Erstaunen, so zutrauensvoll ihre Demuth.

Auf dieses Seitenbild folgt das mittlere größere Gemälde, welches die Anbetung der drei morgenländischen Könige darstellt. Unter dem Dache einer ringsum offenen verfallenen Kapelle, zur Seite eines hohen Prachtgebäudes, sitzt die heilige Jungfrau, ihr göttliches Kind auf dem Schooß. Von der andern Seite öffnet sich die breite Straße einer schönen volkreichen Stadt; der Hintergrund verliert sich in eine weite reiche Gegend, durch welche noch ein Theil des Gefolges der Könige herbeizieht. Zwei Könige, ehrwürdige greise Gestalten in weiten orientalischen Prachtgewändern, reichen der in Demuth und Freude verlornen jungfräulichen Mutter und ihrem göttlichen Kinde, die mit Juwelen reich geschmückten glän-

zenden Geschenke. Hinter Maria, etwas zur Seite, steht Joseph, ihr schützender Freund, mit einem höchst edlen bleichen Gesichte und dem Ausdrucke stillahnender Wehmuth. Der eine der Könige kniet, in heiliger Andacht verloren. Der zweite, mit gebogenem Knie, ist im Begriff, neben seinem Freunde hinzusinken und anzubeten. Der dritte jüngere Maurenkönig, in kurzer sarazenischer Tracht, steht stolz, fast trotzend da, etwas seitwärts gewendet, im inneren Kampf mit sich selbst, halb verwundert, halb beleidigt über die Aermlichkeit des Ziels, zu welchem der Stern ihn leitete; und doch ergriffen von einer Ahnung der ihm nahen Gottheit in dieser niedern Gestalt. Die eine Hand ruht an dem sonderbar gebogenen reichen Säbel, die andere erhebt sich unwillkührlich zu der turbanähnlichen Bedeckung des Hauptes. Aus der ganzen Stellung der Heldengestalt geht hervor, daß dennoch der nächste Moment auch ihn zu den Füßen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieser Maurenkönig, den van Eyk nicht zu einem schwarzen Mohrenkönig machte, ist ein treues Portrait Karls des Kühnen, so wie der schon knieende König die sprechendste Aehnlichkeit mit den Bild-

nissen Philipp des Guten trägt. Wahrscheinlich ist auch der dritte das Portrait eines Fürsten jener Zeit. Zur Seite und hinter den Königen bilden ihre Begleiter mehrere schöne geistreiche Gruppen. Einige nehmen hocherstaunt Theil an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, Andre drücken nur Neugierde aus, noch Andre starren wie bewußtlos hervor. Alle haben ein durchaus fremdes Ansehen, ächt orientalische Physiognomie, und sind nach der Sitte ihres Landes in reiche Gewänder gekleidet. Diese Kleidungen, so wie die wunderlich geformten Säbel, Spornen, Turbans und Fußbekleidung malte Johann van Eyk alle nach der Natur. Am Hofe Philipp des Guten, wo er längere Zeit im Dienste dieses prachtliebenden frommen Fürsten lebte, hatte er Gelegenheit, die Trachten und Gesichtszüge der morgenländischen Völker zu studiren, denn Philipp versammelte aus allen ihren Stämmen Diener um sich, die, nachdem sie getauft waren, ihre eigenthümliche Tracht beibehalten mußten, um den Glanz seines Hofes zu erhöhen. Die Eigner der Sammlung erzählten mir, daß sie einigen asiatischen Kriegern, welche während des letzten Feld-

zuges nach Heidelberg kamen, den Zutritt erlaubt hatten. Diese drückten beim Anblick des Gemäldes laute Freude aus, sprachen heftig unter sich und wiesen dabei bald auf diesen, bald auf jenen Theil desselben mit unverkennbarem Beifall. Boisserée glaubte, daß die Schönheit des Bildes sie so entzückte, aber der Dolmetscher erklärte es ihm anders. Die von den fernsten Gränzen des asiatisch-russischen Reichs hergezogenen Fremden erkannten Sitte und Tracht ihres Landes wieder, wie sie dort noch heut zu Tage üblich sind; denn im Orient hat die Mode wenig Gewalt, und vieles mag noch dort geblieben seyn, wie es vor vier hundert Jahren zu van Eyk's Zeiten war. Daß aber diese an den Anblick solcher Kunstwerke durchaus nicht gewöhnten halben Barbaren die Wahrheit des Gemäldes so anerkannten, ist ein erfreuliches Zeugniß für die Natur der Darstellungen unsers Künstlers und ihrer pünktlichen Treue im Größten wie im Kleinsten.

Das dritte Gemälde in dieser Reihefolge ist die Darstellung des Christuskindes im Tempel. Das durch die gefärbten Scheiben eines großen prächtigen Fensters hereinbrechende Licht erleuchtet

die Tempelhalle, in welcher die heilige Handlung vor sich geht. Eine wunderliche, fast tartarische Gestalt lauscht im Hintergrunde an der geöffneten Thür, durch welche man hinaus in die Stadt blickt. Der ehrwürdige, von Freude begeisterte Simeon empfängt das Kind aus den Händen seiner Mutter, deren frühere Lieblichkeit jetzt im erhabnen Gefühl dieser Würde einen unaussprechlich edlen Charakter angenommen hat. Fast matronenartig in weite Schleier gehüllt, steht sie neben dem heiligen Joseph, und ganz im Vorgrunde neben ihr ein liebliches Mädchen, das, noch naivunbefangen, in das Leben hineinschaut, unbekannt mit dessen ernsterem Sinn, der schon weit schwerer auf der jungen Mutter lastet. Das um Leib und Arme eng anschließende grüne Gewand, welches, von der Hüfte an, die schlanke schöne Gestalt in weiten reichen Falten umfließt, scheint die Tracht vornehmer Frauen zu van Eyks Zeiten gewesen zu seyn; so auch der um das Haupt zierlich gewundene Schleier, der nebst den langen schön geflochtnen blonden Haaren den Rücken hinab rollt. Mir ist es wahrscheinlich, daß die ganze höchst reizende Gestalt das treue Porträt einer damals

Lebenden ist. Ohne sonderliche Theilnahme steht sie, fast kindlich neugierig um sich blickend, neben ihrer hohen Gefährtin. Die ganze einfache Komposition dieses Bildes ist unbeschreiblich anziehend. Je länger man es anschaut, je erhabner und erfreulicher erscheint es.

Auf einer einzelnen Tafel führte Johann van Eyk den freundlichen Gedanken aus, seinen Bruder Hubert van Eyk als heiligen Lucas darzustellen, wie er das Bild der heiligen Jungfrau malt, Hubert war ebenfalls ein Maler von ausgezeichnetem Verdienst, und beide Brüder arbeiteten an mehreren Bildern in Gemeinschaft. Zu diesen gehört wahrscheinlich auch das berühmte jüngste Gericht in Danzig. Aber es scheint als ob ein dem Hubert van Eyk angebornes heftiges Wesen diesen verhindert habe, zu der hohen Klarheit und Milde seines Bruders zu gelangen, und beide gingen zuletzt jeder seine eigene Bahn für sich. Johann malte den Hubert auf diesem Gemälde in halb knieender Stellung, ein schönes violettes Gewand umfließt ihn in breiten, reichen Falten; er hält die Tafel, auf welcher er zeichnet; ihm gegenüber in dem großen kapellenartig verzierten Zimmer sitzt

die heilige Mutter, reich geschmückt, das Kind am Busen; ihr schönes Antlitz strahlt von milder Hoheit und Majestät.

Alles auf diesen vier Gemälden ist Porträt, das kleinste wie das größte, das lebendige wie das leblose, genau wie die Wirklichkeit selbst. Von der Ausführung kann ich nur wiederholen, was Goethe davon sagt. „Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne.“ Auf keinem sah ich in den Stickereien und sonstigen Verzierungen eine Spur von wirklichem Golde.

Neben diesen Meisterwerken van Eyks zeigt ein kleines Gemälde von Wohlgemuth auf eine betrübende Weise, wie leicht auch talentvolle Künstler, selbst bei den besten Vorbildern, auf Abwege gerathen, wenn ihrem Geist die Freiheit mangelt, das ächte Schöne zu erkennen, und sich von lange gewohnten Vorurtheilen loszureißen. Dieser Wohl-

gemuth war van Eyks Schüler, aber ihm fehlte die Kraft, die von seinem Meister geöffnete Bahn zu verfolgen. Er kehrte wieder zum Goldgrunde zurück, zum Mystizismus und den steifen hergebrachten Formen der byzantinischen Zeit; führte aber übrigens seine Gemälde mit möglichst zarter Sorgfalt aus. Auf diesem Bilde ist die heilige Jungfrau als Himmelskönigin abgebildet, das Kind im Arm. Ein faltenreicher Mantel breitet sich von ihren Schultern wie ein vorn offenes Zelt aus, in dessen Mitte sie steht; ihr zu beiden Seiten, kaum ein Drittel so groß als sie selbst, hocken unter dem Mantel alle Könige und Fürsten der Welt mit Kronen und Sceptern, in der allerängstlichsten Stellung, wie ein Nest junger Hühner. Eine Darstellung, die gewiß den höchsten Beifall unsrer neuen mystischen Kunstjünger erhalten muß; auch gibt es deren mehrere, die den Meister Wohlgemuth weit über van Eyk erheben und preisen.

Hemmling folgt jetzt in der Künstlerreihe. Er, der wie van Eyk nur die Natur zum Vorbild

nahm, und sich auch alle dessen übrigen Vorzüge der Farbengebung und der Ausführung zu eigen machte, doch ohne deshalb in die Sklaverei der Nachahmung zu verfallen. Von ihm befindet sich ein kleineres Altargemälde in der Sammlung, welches ebenfalls aus zwei Seitengemälden neben einem Mittelbilde besteht. Die Figuren sind auf diesem etwa eine Elle hoch; doch hat er auch größere gemalt. Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetstück der niederländischen Schule kann zarter und sorgfältiger vollendet seyn, als diese herrlichen Bilder bei aller möglichen Kraft und Farbenpracht es sind. Sie haben alle drei zusammen eine symbolisch-allegorische Tendenz, welche die Eigner mir erklärten; doch verlieren sie sich deshalb nicht in mystisches Dunkel. Denn, selbst wenn man diese Erklärung wegnimmt, besteht jedes für sich, als ein allgemein verständliches Ganze, obgleich sie vereint durch den geheimen Sinn, den der Künstler hineinlegte, ein höheres Interesse erregen.

Die katholische Kirche nimmt drei Stufen zur Erlangung des Glaubens an, welche sie die drei Taufen der Sehnsucht, des Wassers und des Lichts nennt. Diese drei Taufen stellte der Künstler

auf diesem Altarbilde symbolisch dar, und zwar die erste, die Taufe der Sehnsucht, auf dem mittlern Bilde, in denen aus dem Morgenlande zur Anbetung des neugebornen Heilandes herbeieilenden Königen. Bei aller seiner Vortrefflichkeit zog dieses Bild mich dennoch weniger an, als die dazu gehörigen Seitengemälde, vielleicht weil van Eyks Behandlung des nämlichen Gegenstandes mir noch zu sehr vorschwebte. Einen desto größern erfreulichern Eindruck aber macht das erste der Flügelbilder, die Taufe des Wassers.

Johannes der Täufer, eine edle, leicht mit Fellen bekleidete Gestalt, steht, ernst vorwärts blickend, in der Wüste, am Rande eines hell und klar rieselnden Felsenbaches. Zu seinen Füßen spielt das bedeutungsvolle schneeweiße Lamm unter den schimmernden Blumen und saftigen Wasserpflanzen, welche zu beiden Seiten des Baches üppig grünen und blühen. Die kleinen Wellen des Wassers sind so klar, daß man die darin spielenden Fischchen und die Kiesel des Grundes erblickt. Ueberhaupt ist die Ausführung dieses Gemäldes von der höchsten Vortrefflichkeit; man glaubt das

Wasser rieseln zu hören, und jede Pflanze hat ihren, der Natur getreuen Charakter. Der Kopf des Johannes, so wie die ganze Gestalt, sind vom edelsten Ausdruck. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr hellstrahlendes Licht, aber die ganze, reichblühende Gegend schwimmt im rosigen Schimmer einer herrlichen Morgenröthe, die den schönsten heitersten Tag verspricht. So ist alles symbolisch in diesem Bilde. Mit großer Freude entdeckte ich selbst eine kleine artige Allegorie, die bis dahin nicht bemerkt worden war. In vielen Gegenden, auch in der um Danzig, meiner Vaterstadt, glaubt man, eine Eidechse käme immer vor der dicht hinter ihr her eilenden Schlange, um den Menschen durch ihr Geräusch auf das Herannahen derselben aufmerksam zu machen. Nun bemerkte ich im klaren Wasser dicht am Ufer eine Eidechse und hinter ihr eine schöne kleine Schlange; wenn man nun von den schädlichen Eigenschaften der Schlange abstrahirend bedenkt, daß Christus im alten Testament durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick die Sterbenden gesund machte, und daß Johannes sein Verkünder war, so erscheint diese ganz

natürlich herbeigeführte Allegorie so sinnreich bedeutend, als irgend eine des Alterthums.

Das dritte Gemälde, meinem Gefühl nach das schönste von allen dreien, ist die Taufe des Lichts. Sanct Christophorus, der mächtige Riese, trägt den Heiland der Welt in Gestalt eines dreijährigen Kindes durch wild wogende Wellen und erliegt beinahe der ungewöhnlich schweren Last. Das klare Bächlein des vorigen Bildes ist hier zu einem breiten reißenden Strom geworden, der aus dem Hintergrunde zwischen hohen Felsenufern dahinströmt und den größten Theil des Raumes ausfüllt. Fast mitten in den schäumenden Wogen schreitet mit aufgeschürztem Gewande der heilige Christophorus mühsam fort. Gelehnt auf seinen mächtigen Stab, blickt er nach dem wundersamen Kinde, welches er auf der Schulter trägt. Er ist ein wirklicher Riese, mächtig und stark, kein aufgedunsenes übertriebenes Wolkenbild, wie wir sie jetzt so oft abgebildet sehen müssen; es ist deutlich, daß diesen kräftigen Sehnen und Muskeln keine natürliche Last zu schwer werden kann. Das Kind ist wunderschön, in hohem göttlichen Ernst bei allem Reiz der Kindlichkeit, mit aufge-

hobener Rechte gen Himmel zeigend, spricht es in diesem Augenblick die ernsten Worte: „Du trägst den Herrn der Welt.“ Oben auf dem hohen Felsenufer steht eine Einsiedelei; der sie bewohnende Eremit vernahm das Geräusch auf dem Wasser und eilte hinaus mit seinem Lämpchen, um den Wanderern zu leuchten. Ueber die Felsenwand gebogen, steht er, das schwache Licht hinaus haltend; aber im nämlichen Moment steigt hellstrahlend die Sonne in siegender Pracht aus den Wogen, die ganze Welt zu erleuchten, und Niemand bedarf weiter das künstliche, vor dem mächtigern Scheine erbleichende Licht des noch in der Dämmerung Wohnenden.

Mit großer aber gerechter Vorliebe der Eigner ward mir noch ein Altargemälde von Hemmling gezeigt; sie verglichen es dem Niebelungen-Lied, und wahrlich, es ist ein episches Gedicht, welches beinahe das ganze neue Testament umfaßt. Zuerst sahen wir dies wunderbar-große Gemälde nur theilweise, um jede der vielen einzelnen Gruppen, die es enthält, um so deutlicher und bestimmter auffassen zu können. Es ist eine wirkliche Gallerie kleiner biblischen Darstellungen, eine wahre Fund-

grube für Maler, um Ideen zu großen historischen Gemälden daraus zu schöpfen, und doch fand ich es durchaus nicht verworren, als es ganz enthüllt vor mir stand. Die Mitte des Vorgrundes nimmt die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande ein. Aus der fernsten Ferne sieht man sie, jeden von einem andern hohen Berge mit seinem Gefolge herbei ziehn, um dem einzigen Stern zu folgen, der allen leuchtet. In der Mitte der Landschaft treffen alle drei Könige zusammen und setzen vereint die Reise fort; Einige vom Gefolge schwimmen in Schiffen auf Strömen herbei. Das Auge kann ihrem ganzen Wege folgen bis zu der verfallnen Hütte, welche den Heiland der Welt umschließt. Den übrigen Raum der Landschaft zu beiden Seiten erfüllen Geschichten aus dem Leben Christi, sein Tod, seine Auferstehung, seine Verklärung, seine Himmelfahrt und viele seiner Wunder. Ungemein lieblich ist eine kleine Gruppe von Hirten, denen Engel auf freiem Felde das Heil der Welt verkünden. Auch mehrere Legenden sind dargestellt, zum Beispiel der Tod der Maria. Das ganze Gemälde besteht aus mehreren hundert Figuren, größere und ganz kleine entferntere, alle im voll-

kommensten Verhältniß und trefflich gruppirt. Daß viele Personen in verschiedenen Situationen mehrere Male auf diesem Bilde erscheinen, war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches, und man findet dies ja auch auf vielen Basreliefs der Alten; aber daß alle diese verschiedenen, höchst lebendig gemalten Gruppen weder bunt noch verworren erscheinen, sondern ein harmonisches Ganze bilden, ist etwas, das man sehen muß, um es zu glauben. Die ebenfalls sehr vorzüglichen Seitengemälde dieser erstaunenswerth-großen Komposition stellen Geschichten aus dem alten Testament vor, das Sammeln des in der Wüste vom Himmel regnenden Manna, und Abraham, wie er dem König Melchisedek Wein und Brod entgegen bringt.

Schoreel, der nächstfolgende treffliche Meister, welchen ich hier kennen lernte, lebte später, als van Eyk und Hemmling. Sein Fleiß, seine Farbenpracht, der Geist, der in seinen Werken athmet, machen ihn würdig, neben van Eyk gestellt zu werden, mit dem er überhaupt große Aehnlichkeit im Kolorit und der Ausführung hat, was

wohl nicht anders seyn kann, da beide einzig der Natur nachzuahmen strebten.

Ich sah nur ein großes, aus drei Gemälden bestehendes Altarbild von ihm; aber dieses genügt, um ihn als einen der größten Meister der niederrheinischen Schule anzuerkennen. Das Hauptgemälde stellt den Tod der heiligen Jungfrau vor, und nie sah ich den Furchtbaren so ganz seiner Schrecken beraubt, und doch so heilig, so rührend fromm dargestellt. Mitten in einem heitern Zimmer steht das schön drapirte Bette, auf welchem die Heilige entschlummerte, mit dem Fußende gegen den Anschauenden gewendet. Das schöne Gesicht der Todten gleicht einer weißen Rose, die ein ätherisch röthlicher Hauch kaum sichtbar färbt; ein leises seliges Lächeln schwebt über die noch im Tode frisch blühenden Lippen des schönen Mundes, die gewölbten Augenlieder sind wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieses geschlossen. Das Zimmer ist festlich geschmückt, im Hintergrunde links steht ein Altar mit den Bildnissen Moses und Aarons, rechts blickt man durch eine offene Thür hinaus ins Freie. Es ist durchaus nichts Aengstliches, nichts Beengendes in diesem

Sterbezimmer. Ehrfurchtsvolles Schweigen herrscht unter den versammelten trauernden Aposteln, Hoffnung erhebt ihren Schmerz zu seliger Wehmuth. Zwei Gestalten beten still im Fenster, die übrigen stehen theilnehmend in mannichfaltigen Gruppen dem Bette näher. Petrus, am Hauptende, zur Rechten desselben, hält die geweihte Kerze und scheint eben tröstliche Worte zu den übrigen gesprochen zu haben; Johannes ist in Wehmuth versunken. Der Ausdruck des tiefen Schmerzes, der innigsten Theilnahme ist in allen diesen Köpfen auf das verschiedenste dargestellt, so wie der Charakter eines jeden es heischt. Am Fuße des Bettes schwingt ein Diener das Weihrauchfaß. Eine andere Gestalt in langen Gewändern schreitet durch das Zimmer, etwas in den Händen tragend; die Jünger winken ihr zu leise zu gehen, alles deutet auf ehrfurchtsvolle heilige Stille, die selbst dem Schmerz keine laute Klage erlaubt.

In der Anordnung dieses Gemäldes bemerkte ich viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Gruppe auf dem großen epischen Gemälde Hemmlings, die den nämlichen Gegenstand darstellt. Zwar glaube ich nicht, daß Schoreel diese benutzte, vielleicht

kannte er jenes Bild gar nicht; aber ich sah in dieser Aehnlichkeit doch Bestätigung des Gedankens, daß jenes große Gemälde unsern neuern Malern zu sehr erfreulichen Kompositionen den Stoff geben könnte.

Nicht minder vortrefflich sind die beiden zu diesem Hauptgemälde gehörenden Flügelbilder. Nach der Gewohnheit jener Zeit stellen sie die Bildnisse der Stifter dieses Altargemäldes vor, das eine die Frauen, das andre die Männer. Jeden derselben begleitet sein Schutzheiliger; die Wappen der edlen Geschlechter, aus welchen die Ritter und Frauen stammen, sind seitwärts im Vorgrunde angebracht. Unbeschreiblich geistreich und schön wußte der Künstler den Unterschied zwischen den noch im Staube Wandelnden und den seligen Bewohnern des Himmels zu bezeichnen, obgleich diese auch in irdischem Schmuck reich gekleidet erschienen. Die Sterblichen knien, in Demuth versunken; die Heiligen stehen hinter ihnen, jeder mit dem Attribut, das ihn als Märtyrer bezeichnet; über irdischen Schmerz und irdische Freude erhaben, blicken sie wohlwollend-heiter auf ihre Schützlinge herab. Wie wahre Kunst einen an sich ab-

schreckenden Gegenstand schonend behandeln kann, zeigt der hinter einem der Ritter stehende heilige Dionysius mit halbabgehauenem Schädel. Im Paradiese heilen alle Wunden, daher ist auch an dieser keine Spur von Blut zu schauen, und der Heiligenschein, welcher das so wunderbar verkürzte Haupt umgiebt, ist so mit dem heitern Hintergrunde verschmolzen, daß alles Widerliche, sogar fast alles Auffallende des Anblicks schwindet. Die reizendste Heilige, die es geben kann, ist die heilige Christina auf diesem Bilde. Sie steht in reichem Schmuck, über ihr Attribut den Mühlstein etwas vorgebeugt, hinter einer der knieenden Frauen. Es ist eine über alle Beschreibung liebliche Gestalt, der die gar zierliche altdeutsche Schneppenhaube höchst angenehm zu dem freundlichen wunderschönen Gesichtchen steht. Hier könnten unsre jungen Künstler lernen, wie sie ihre altdeutschen Ritter und Frauen zu kleiden haben.

Von der Schönheit der Farben, der Ausführung, der Natur, der Komposition dieser drei Gemälde sage ich weiter nichts, ich müßte ja nur wieder abschreiben, was Goethe von van Eyk sagt. Ich war so glücklich, stundenlang vor ihnen ver-

weilen zu können, und fühlte mich immer aufs Neue zu ihrem Anblick gezogen.

Jetzt führe ich Sie zu Mabuse, welcher später Italien besuchte. Von ihm sah ich eine Kreuzigung, die er vor dieser Reise malte. Weniger heilig und still, als seine großen Vorgänger, mehr, seiner Natur nach, dem beweglichern Süden sich nähernd, herrscht in seinem ganzen Bilde eine dramatisch-fortschreitende Bewegung, die ihm großen Effekt giebt, doch immer treu der Natur und fern von jeder Uebertreibung bleibt. Der sterbende Erlöser hängt am Kreuz zwischen den beiden Schächern, deren ganz verschiedene Physiognomien und Haltung den zwischen beiden obwaltenden Unterschied jedoch ohne alle Verzerrung auf das bestimmteste andeuten. Angeklammert am Fuße des Kreuzes, mit allen Zeichen des wildesten verzweifelnden Schmerzes kniet, halb aufgerichtet, Magdalena, und blickt zum Erlöser hinauf, fast zürnend dem Himmel, der dies Ungeheuere geschehen läßt. Seitwärts versinkt die weinende Mutter in lautlosen Jammer; Johannes und Maria Salome un-

terstützen, im eignen Schmerz fast vergehend, die Halbohnmächtige. Ergreifend ist der Kontrast der stillen Gottergebenheit der Mutter, die alles duldet, was er ihr auferlegt, mit den leidenschaftlichen Stürmen der weit jüngeren Magdalena, die im Drange des Weltlebens zu dieser frommen Fassung nicht gelangen konnte. Ausdruck, Gestalt und Drapirung dieser Gruppe sind nicht genug zu loben. Besonders schön ist das dunkelblaue Gewand der heiligen Magdalena und das der Maria Salome, deren auffallender schöner Kopfputz dem der heiligen Christina ähnlich ist. Einen zweiten Kontrast bilden die um das Kreuz versammelten Pharisäer, Kriegsknechte und einige herrlich geschmückte Reiter auf stolzen Pferden. Einer von ihnen in dunkel rothem Gewande ist wahrscheinlich Pontius Pilatus. Alles Gestalten voll Leben, Ausdruck und Natur, besonders in der Charakteristik der sehr verschiedenen Köpfe. In der Ferne sieht man viel Bewegung von hin und her Wandelnden, vor den Mauern von Jerusalem.

Ein zweites kleineres Bild von Mabuse stellt die Jungfrau mit ihrem Kinde als Himmels-

königin dar. Er malte es, nachdem er in Italien gewesen war, und es hat allerdings etwas, das an Michael Angelo's Werke erinnert. Dies Gemälde ist der Triumph der Malerei, denn es ist unmöglich, etwas vollendeter Ausgeführtes zu sehen, als diese Madonna und ihr weites, in großen Falten hinfließendes Gewand. Der hohe Ernst des Kindes ist wahrhaft göttlich.

Noch eines wunderlieblichen Bildes von einem unbekannten alten Meister der niederrheinischen Schule muß ich erwähnen. Christus, Johannes, die beiden Jakobe und mehrere dem Erstern verwandte Kinder spielen mit Blumen, mit Tauben, mit einem Lämmchen zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der heiligen Elisabeth und einiger andern frommen Frauen. Die Lieblichkeit des Ganzen und jeder einzelnen Gruppe, die Schönheit der Gewänder, des Ausdrucks der Kinderköpfchen erlaubt keine Beschreibung, nur das Christuskind ist etwas aufgedunsen und weniger befriedigend.

Und nun erscheint Albrecht Dürer am Ende dieser glänzenden Reihe vaterländischer Künstler, welche die Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram mit unendlichem Kunsteifer, mit unbe-

schreiblicher Sorge und Mühe, mit großen Aufopferungen aller Art dem Staube der Vergangenheit entrissen und uns wiedergaben.

Eins von Albrecht Dürers gelungensten Werken, die Abnahme vom Kreuz, beurkundet hier sein großes Talent, den hohen Genius, der den zum ausgezeichneten Künstler Gebornen belebte; aber auch den Anfang des Verfalls der Kunst, die sich schon zu seiner Zeit allmählich wieder von der Natur entfernte, ohne zum Ideal sich zu erheben.

Auf diesem Bilde ist die Abstufung und der Ausdruck des Schmerzes der Umstehenden und an der Handlung Theilnehmenden von ergreifender Wahrheit, höchst rührend die fromme Ergebung der tiefbetrübten Mutter. Gruppirung, Zeichnung, besonders die des todten Christus sind nicht genug zu loben, aber die Klarheit, die Heiterkeit, die Schönheit der Farben vermißte ich, mit einem Wort, den warmen Lebenshauch, der in van Eyks Werken athmet. Bei Albrecht Dürer mußte ich immer daran denken, daß ich vor einem trefflichen Gemälde stehe, bei van Eyk, bei Schoreel vergesse ich dies ganz. Ich sehe wirklich den Engel

im stillen Zimmer der Jungfrau, stehe am Bette der todten Maria neben den Jüngern, sehe die Könige wirklich zu den Füßen der erhabenen Mutter. Ich denke nicht daran, daß dies gezeichnet und gemalt sey; kein scharfer dunkler Kontur erinnert mich daran, alles ist verschmolzen, ohne deshalb zu verschweben. Die scharfgezogenen schwarzen Federstriche Albrecht Dürers hingegen, mit denen er seine Konture bezeichnet, und die andern nach ihm, in dem Bestreben gerade diese Eigenheit des Meisters nachahmen zu wollen, allmählich immer breiter und breiter geriethen, stehen zwar als Beweise seines trefflichen Zeichnens da, geben aber seinen Gemälden eine Härte und etwas Flaches, welches die früheren Maler nicht haben. Jene folgten der Natur, die keine solchen Begränzüngen kennt; dafür athmen ihre Werke auch in aller Frische des wirklichen Lebens.

Nach Albrecht Dürer sank die Kunst immer tiefer und tiefer; kein Maler erreichte mehr die Höhe, auf welcher er noch stand. Ich ehre des Lukas Kranach noch immer großes Verdienst und außerordentlichen Fleiß, auch bin ich fern davon, absprechend über ihn urtheilen zu wollen; aber

dennoch möchte ich kein Bild von ihm neben einem van Eyk oder Schoreel sehen, weil es zur Karikatur herabsinken müßte.

Wohin es jetzt bei der neualtdeutschen mystischen Wendung mit uns kommen wird, ist schwer abzusehen, und ich mag nicht gern daran denken. Ich greife wieder dabei zu meinem oft bewährt gefundenen Trost, daß alles sinken muß, wenn es nicht mehr steigen kann, und daher giebt mir die jetzt schon erreichte große Höhe des neuern Unsinns die schönsten Hoffnungen für seinen baldigen Fall. Mein inniger Wunsch dabei ist, daß diese in ihrer Art einzige Sammlung recht bald auf einen günstigen, allen Künstlern zugänglichen Standpunkt gestellt werden möge, damit die, so von ächtdeutschem Sinn und reiner Kunstliebe beseelt das Bessere suchen, hier den Weg sehen mögen, der unsre großen Vorfahren zu dieser Stufe von Vollkommenheit brachte. *)

*) Beide von mir damals ausgesprochenen Wünsche sind jetzt schon nach zwölf Jahren längst auf das Erfreulichste in Erfüllung gegangen. Die größre und bessere Anzahl unserer jungen Künstler ist durch eignes Nachdenken von dem Irrwege zu-

Uebrigens sah ich noch mehrere Gemälde in dieser Sammlung, die ich mit Stillschweigen überging, um Ihnen nur vom Vorzüglichsten einen Begriff zu geben, und doch habe ich gewiß nicht den vierten Theil derer gesehen, aus welchen sie besteht. Die, welche ich Ihnen bezeichnete, sind freilich die Krone derselben, aber die Eigner besitzen deren noch viele, welche die Uebergänge und Abweichungen des Weges zeigen, den die Kunst am Niederrhein nahm, und so die ganze Geschichte derselben aufs Anschaulichste lehren. Theils aus Mangel an Raum, theils aus andern triftigen Gründen hat fast kein einziges dieser Gemälde einen bestimmten Platz an der Wand, sie stehen an und über einander gelehnt, und werden jedes Mal erst herbei gebracht, und auf einer Staffelei

---

rückgekommen, auf welchen damals vielleicht mißverstandne Vaterlandsliebe und der Reiz der Neuheit sie verlockte; und die Boisserêeische Sammlung hat, auf ewige Zeiten, in der Gallerie des Königs von Baiern, in München, den ihr mit Recht zukommenden Ehrenplatz gefunden, der sie zugleich allen Kunstfreunden und Künstlern zugänglich macht.

ins vortheilhafteste Licht gestellt, wenn sie gesehen werden sollen. Für die Besuchenden ist dies allerdings eine große Erhöhung des Genusses, denn man sieht jedes allein und kann es lange ungestört betrachten, aber für die Eigner eine sehr große zeitversplitternde Mühwaltung. Aus Kunstliebe, und um ihre wichtige Entdeckung allbekannt und gemeinnützig zu machen, opferten sich die Eigner vor einigen Jahren mit unermüdeter Gefälligkeit beinahe für Jeden auf, der Zutritt verlangte. Dadurch wurde der Ruhm dieser Gemälde allgemein verbreitet, es ward Mode, sie zu sehen, und der Zudrang der Neugierigen so groß, daß es unmöglich wurde, diese allzugroße Liberalität länger beizubehalten. Seitdem wird nur wirklichen Kunstfreunden, die sich als solche legitimiren, oder von besondern Freunden Empfohlnen der Zutritt erlaubt. Aber nun sind die Reisenden verwöhnt und schelten die Eigner ungefällig, wenn sie abgewiesen werden, ohne zu bedenken, welch ein Opfer sie eigentlich von ihnen verlangen, oft nur, um sagen zu können: „Ich habe auch die Boisseréesche Gemäldesammlung gesehen, sie ist delizios."

Denken Sie sich nun noch, lieber Freund, daß alle diese Gemälde vollkommen wohl erhalten sind, daß die mehresten im frischesten Farbenglanz strahlen, als kämen sie eben aus den Händen des Meisters, ein Glanz, der in den Gewändern und sonstigen Drapirungen sogar die Wirklichkeit weit übertrifft.

Daß ich hier zuerst vor van Eyks Gemälden geblendet dastand, und, in meinem Kunstglauben irre gemacht, nicht mehr wußte, woran ich war, ist mir wahrlich nicht zu verargen. Lassen Sie es mich wiederholen, daß ich hier Kunstwerke vor mir sah, die ganz von dem abweichen, was ich sonst als das Höchste anerkannte. Nirgend eine Spur der Antike, nichts Idealisirtes, alles Portrait, treue Kopie der Natur, im Belebten und Leblosen, und doch alles edel und schön, wie die Natur es immer ist, wenn man sie ungestört ihren großen Gang gehen läßt, und keine lokalen Nebenumstände sich einzwängen. Bei der höchsten Farbenpracht erblickte ich nirgend geschmacklose Buntheit, überall sah ich bloßes Hinarbeiten auf Effekt von weitem vermieden, jeden Theil dieser Gemälde durfte ich durch ein Vergrößerungsglas

betrachten, ohne daß er dabei verlor, und dennoch fand ich nirgend eine Spur von steifer ängstlicher Mühseligkeit.

Endlich fühlte ich mit vaterländischem Stolz, daß auch wir eine eigenthümlich deutsche Kunst, eine Schule haben, wie die Italiener die ihrige. Keine darf über die andere sich erheben, denn sie sind völlig von einander verschieden, aber beide dürfen sich neben einander stellen, und keine bleibt Sieger, weil beide nicht mit einander verglichen werden dürfen. Ich bin überzeugt, daß Raphael, hätte er Johann van Eyk kennen können, ihn als Bruder begrüßt und anerkannt haben würde, denn bei aller Verschiedenheit des Weges gelangten beide zum Wahren und Schönen. Beide erhoben die Kunst von einer niederen Stufe zu der höchsten Höhe, welche sie bis jetzt erreichte, jeder auf seine Weise. Wer jemals ein Gemälde Raphael's neben einem von seinem Lehrer Pietro Perugino erblickte, muß den mächtigen Genius bewundern, der den Schüler so hoch über den Meister erhob; wer aber die Bilder betrachtet, welche kurz vor van Eyk gemalt wurden, und sie mit den seinigen vergleicht, der fühlt sich fast bewogen,

an Wunder zu glauben, die das Unmöglichschei-
nende bewirken, so ungeheuer ist der Abstand.

Die Italiener streben zum Idealen und mußten es, denn selbst die Natur in diesem vor allen begünstigten Lande nähert sich demselben. Dabei ist die Vortrefflichkeit der sie umgebenden Antike so strahlend, daß jeder Künstler, von ihr ergriffen, den Wunsch fühlt, Aehnliches zu bilden. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß die Antike auf das Wesen mancher Meister unvortheilhaft wirkte, weil sie sich nicht an den Geist, nur an die Form halten, nur nachbilden, wo sie nachstreben sollten. Dann ergreifen sie das Phantastische statt des Erhabenen, ihr Ideal verunglückt und wird zum Zerrbild.

Van Eyk und die Meister, so zu ihm gehören, waren zu weit von der Antike entfernt, als daß diese ihnen vor Augen gekommen wäre, ihr Vorbild ward also die Natur, und nach dem großen Siege über die byzantinischen Fesseln folgten sie ihr treulich. Manche Tradition von den in Italien aufgefundenen Wundern früherer Zeit, die, bei allem übrigen Verderben, aus der Antike in die byzantinische Schule übergegangene Groß-

heit und Einfachheit der Formen, und ihr eigner Genius bewahrten sie vor dem Gemeinen wie vor der Karikatur. So bildeten sie fleißig, liebend und wahr nur das Schönste nach, was sie umgab. Der ihnen als Niederländern angeborne Farbensinn lehrte sie Farben suchen und finden, die keine italienische Schule kennt. Ihr stilles häusliches Leben in dem, Eifer und Fleiß begünstigenden, nördlicheren Klima, beförderte ihr rascheres Fortstreben auf der einmal durch van Eyk muthig gebrochenen Bahn, und die hohe, keine Mühe scheuende Vollendung ihrer Werke, und ihr Festhalten an der Natur drückte ihnen den Stempel der Originalität auf. Je befreundeter mir hier die deutsche Schule wird, je mehr ich ihren Werth erkenne, desto tieferes Mitleid fühle ich mit denen Künstlern unsrer Zeit, welche sich einbilden, die ächt deutsche Kunst dadurch zu beleben, daß sie sich bemühen, alle die Schritte wieder rückwärts zu gehen, die van Eyk und seine Nachfolger vorwärts thaten, und mit unsäglichem Fleiß auf goldnem Grunde Gestalten zusammenpinseln, die wahrlich nicht nach Gottes Ebenbild geschaffen sind.

Möchten sie doch die Natur erkennen und an ihr halten, wenn sie die Antike als heidnisch verabscheuen; denn erstere ist in unsern Tagen nicht minder groß und herrlich, als zu den Zeiten van Eyks. Dann würden bald die Teufelsfratzen, die nur eine fieberhafte Phantasie ersinnen kann, die langbeinigen dünnleibigen Ritter, die aufgedunsenen Riesengestalten und aller Unsinn mönchischer Legenden aus ihren Bildern verschwinden. Wahrhaft fromm würden sie die Werke Gottes nachzubilden suchen, und nicht mehr ihre fieberhaften Träume für tiefe Hieroglyphen ausgeben wollen, unter denen das Heiligste verborgen liegen soll, was den Menschen der Gottheit näher bringt.

Mainz, 19. September.

Ehegestern verließen wir endlich das mir so lieb gewordene Heidelberg und eilten fürs erste über Mannheim dem Rheine zu. Anfangs kamen wir durch ein höchst fruchtbares Land und drei der größten schönsten Dörfer, so ich jemals außer England und der Schweiz sah; näher an Mannheim aber gewann die Gegend ein gar trauriges

Ansehen. Ueberall fanden wir Spuren der in diesem Frühling fast ganz Deutschland verheerenden Ueberschwemmungen; Felder und Wiesen standen zu beiden Seiten des Weges noch tief unter Wasser, und in der Ferne glaubte ich überall große Landseen zu erblicken. Die in Verwesung übergehenden Pflanzen, die neuentstandenen, jetzt allmählich austrocknenden Moräste verpesteten die Luft, so, daß ich froh war, auf dem vortrefflichen Wege diesem Gräuel der Verwüstung schnell vorüber eilen zu können.

Auch durch Mannheim flog ich diesmal nur hindurch, über die lange schwankende Schiffsbrücke hin, die dicht hinter der Stadt über den sehr breiten Rhein führt. Bald gelangten wir an das artige Städtchen Frankenthal, dem Kanal vorbei, der diesen Ort mit dem Rheine verbindet. Der allmählich in Verfall gerathene Handel und das mit ihm sinkende Fabrikwesen dieser Stadt hat auch die Vernachlässigung dieses Kanals nach sich gezogen. Doch sieht Frankenthal mit seinen breiten Straßen und den schönen, ziemlich gleichförmig erbauten Häusern noch immer recht heiter und einladend aus. Es hat das Ansehen einer

Kolonieſtadt, und war es auch einſt, als Zufluchtsort der aus Frankreich und Brabant vertriebenen Hugenotten. Dieſe brachten mancherlei Manufakturen, und durch dieſe Thätigkeit und Reichthum in den Ort, der jetzt nur noch mit Ueberreſten ſeines ehemaligen Glanzes prangt. Zu Mittage langten wir in Worms an, ohne daß bis dahin die durchaus flache Gegend uns ſonderliche Freude gewährt hätte. Einen großen Theil der Felder fanden wir ebenfalls noch unter Waſſer, wie bei Mannheim, und alles hatte ein trauriges zerſtörtes Anſehen.

Von außen ſieht Worms mit ſeinen epheubewachsnen Thürmen, ſeinen zackigen alten Mauern recht ehrwürdig-alterthümlich aus, von innen öde und menſchenleer. Keine Spur von der Kaiſerpracht mehr, die vor grauen Jahrhunderten hier geherrſcht haben mag; noch weniger eine von dem im Niebelungenlied beſungenen Roſengarten, außer dem Namen, welchen noch eine Inſel im Rheine führt. Wir wollten wenigſtens die berühmte Domkirche ſehen, in der wir noch Ueberbleibſel alter Kunſt zu finden hofften, aber nur mit Mühe trafen wir in den menſchenleeren

Straßen Jemanden, der uns den Weg zu ihr bezeichnete. Zuletzt erhielten wir von der Frau Küsterin einen Knaben, der uns die Thür des feierlich=schönen Gebäudes zwar aufschloß, aber uns weiter über nichts Auskunft zu geben wußte, so, daß wir in unserm Gasthof wieder ankamen, ohne von diesem Besuch sonderlich erbaut zu seyn, und nun so schnell als möglich vorwärts eilten, um Mainz zu erreichen.

Bis Oppenheim verfolgte uns der traurige Anblick der Ueberschwemmungen und die durch sie verdorbene Luft längs den hier flachen, öden Ufern des Rheins. Ich dachte daran, daß ich nun wirklich in der Rheinebene sey, deren Anblick mich von der Bergstraße und Heidelbergs Felsen aus oft entzückt hatte, und war auf gutem Wege, über die glänzende Täuschung der Ferne allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen; aber in der Nähe von Oppenheim ward ich anderes Sinnes, denn hier gewinnt alles eine freundlichere Gestalt. Die Ufer des Rheins erheben sich zu reizenden Rebenhügeln, dazwischen liegen hübsche wohlhäbige Dorfschaften, und alles gedeiht und blüht in üppigem Wachsthum und

regem Leben. Die alte Stadt Oppenheim selbst mit ihren grauen Thürmen und Mauern nimmt sich auf ihrer Anhöhe recht malerisch aus. Wir fuhren indessen nicht hinein, sondern wechselten nur die Pferde am Posthause unten vor der Stadt.

Bis hierher waren wir auf dem klassischen Boden des Niebelungenliedes gereiset, jetzt betraten wir einen klassischen Boden andrer Art, den der Weintrinker. Zuerst kamen wir nach Nierenstein, einem hübschen Dorfe, dessen weiße, mit Rebenlaub umsponnene Häuser sich in einer langen Reihe längs dem Ufer des Rheins hinziehen. Die hinter ihnen sich erhebenden Berge sind von oben bis unten mit Reben bedeckt, überall wächst Wein, wo nur ein dazu schickliches Plätzchen sich findet, aber bei alle dem begreife ich doch nicht, woher all der Niersteiner kommen kann, der in der ganzen Welt getrunken wird. An Nierenstein gränzt Bodenheim, an dieses Laubenheim, lauter berühmte Namen der dem freudebringenden Gott geweihten Orte, von denen einer aussieht, wie der andere. Das reinliche nette Ansehen dieser aus lauter weißen Häusern bestehenden Dörfer, gegen welche das frische Grün

gar anmuthig absticht, und die über und über mit Reben bepflanzten, sanft sich erhebenden Hügel, die hier den breit hinwogenden Rhein umkränzen, gewähren der Gegend ländlichen Reiz und Anmuth.

Mainz erreichten wir mit dem Anbruch der Nacht, und konnten daher erst am andern Morgen anfangen, uns in dieser berühmten Stadt etwas umzusehen und unsre Bekannte aufzusuchen.

Ich könnte nicht sagen, daß Mainz als Stadt einen erfreulichen Anblick gewährte. Die Straßen sind größtentheils enge und winklig, die Häuser hoch und im Ganzen nicht schön, wenn man einige große ansehnliche Gebäude ausnimmt. Mit jedem Schritt stieß ich auf Spuren des alles verwüstenden Krieges, sowohl auf zerstörte Gebäude, als auf zerstörten Wohlstand der Einwohner, die noch immer unter mannichfaltigen, vielleicht zum Theil unabwendbaren Lasten seufzen und des heilbringenden Friedens wohl noch nicht so bald froh werden können. Für jetzt scheinen mir die Mainzer in Kleidung und Sitte weder Franzosen noch Deutsche zu seyn; auch ihre Sprache hat viele französische Wörter und Wendungen angenommen. Sie rechnen nach Sous und Franks, nennen

Mainz „Majenze,“ und die Bürgerfrauen sehen aus wie eine Pariser Bourgeoise. Sie kommen mir wie Kinder vor, die lange in der Fremde blieben und sich vom Vaterhause entwöhnten. Jetzt, da sie heimgekehrt sind, wissen sie sich nicht gleich wieder darein zu finden, doch wird Nachsicht und sanfte Behandlung sie gewiß bald heimisch machen, wenn der schwere Druck der jetzigen Zeit erst gehoben werden kann.

Von jeher war Mainz seiner, im übrigen so angenehmen, Lage wegen ein fester Kriegsplatz, und wird es zum Unglück der Einwohner ewig bleiben. Schon die Römer legten, um die Deutschen zu unterjochen, hier Festungen an, deren für eine Ewigkeit zusammen gekittete Mauern noch an vielen Stellen sichtbar sind. Blut benetzte von jeher diese Wälle, und zahllose Krieger aus den entferntesten Zonen fanden hier in fremder Erde ein Grab. Dies bezeugen eine Menge in Mainz und in dessen Nähe gefundner römischer Grabsteine; täglich gräbt man deren neue aus, und mit ihnen Urnen, Altäre, Waffen, Münzen und ähnliche Alterthümer aus der Römerzeit.

Zum Glück für die Alterthumskunde besitzt

Mainz in dem Professor Lehne einen Mann, der mit großer Einsicht und Thätigkeit alles dieses sammelt und ordnet, um es im Museum aufzustellen, über welches er als Bibliothekar ebenfalls die Oberaufsicht hat. Diese führt er mit wahrer Kunstliebe, mit Geist und Verstand, und verbindet mit solchen Eigenschaften auch noch die zuvorkommendste Bereitwilligkeit, alle seine mühsam geordneten Schätze Fremden und Einheimischen zu zeigen.

Durch die, besonders wegen vieler seltner Handschriften, merkwürdige Bibliothek, durch das Naturalien-Kabinett und die Sammlung physikalischer Instrumente konnten wir, von ihm geführt, nur flüchtig hindurcheilen. Wohl hätte uns bei längerem Aufenthalt vieles Merkwürdige auch hier angezogen und festgehalten, doch wir eilten, um in den untern Stock des großen Gebäudes zu gelangen, welches unter dem Namen des Museums alle diese Gegenstände vereinigt. Dort fanden wir nahe an hundert Legionsteine, alle der Zeit und der darauf bezeichneten Zahl der Legion nach geordnet. Sie vergegenwärtigen uns jene Tage, in welchen die Römer aus der ganzen von ihnen

beherrschten Welt ihre Sklaven herbei trieben, um den einzigen frei gebliebenen Theil derselben zu unterjochen. Alles kehrt im Laufe der Zeiten wieder, nur nicht der einzelne Mensch; auch wir erlebten ein ähnliches Herbeiströmen der entferntesten Völker zum blutigen Kriege, der jetzt so glorreich geendet ist. Aus den Inschriften vieler dieser Legionsteine, welche Professor Lehne mir erklärte, sah ich, daß jetzt so mancher Tartar fern von seinem Vaterlande, vielleicht auf der nämlichen Stelle, den Tod fand, wo vor mehr als tausend Jahren sein Landsmann, vielleicht sein Urahn, verblutete. Unter allen diesen kriegerischen Denkmälern war mir auf andere Weise der Grabstein einer alten Sklavin merkwürdig, den ihre Herrschaft zum Lohn langer treuer Dienste ihr setzte. Wenn die Inschrift nicht lügt, so hat die gute Alte weit über hundert Jahre gelebt.

Außer diesen Denkmalen sahen wir noch eine Menge in der Umgegend ausgegrabener Altäre, Votivsteine, Waffen, Urnen, Vasen und unzählige kleine Antiquitäten aufs sorgfältigste geordnet,

auch einen sehr merkwürdigen antiken steinernen Sarg. Dann wurden wir von unserm freundlichen Führer zu der nicht unbeträchtlichen Gemäldesammlung begleitet, welche im nämlichen Gebäude ebenfalls unter seiner Aufsicht steht.

Eines der größten Gemälde, welche ich jemals sah, zog hier zuerst meine Aufmerksamkeit an, denn es bedeckte die ganze Wand eines nicht kleinen Zimmers. Dies Gemälde stellt den zwölfjährigen Christus vor, wie er vor den erstaunten Pharisäern und Priestern im Tempel lehrt, und ist ein gemeinschaftliches Werk von Rubens und Jordaens. In einem ihm angemessenern Lokal, mit einem goldnen Rahmen, und von Staub und Schmutz gereinigt, die es jetzt entstellen, müßte es großen Effekt machen, denn es ist ein herrliches Bild, voll Leben und Ausdruck in den vielen, höchst verschiedenen Gestalten und Köpfen. Adam und Eva, ein großes Oelgemälde von Albrecht Dürer, bestätigten mich nur in dem, was ich Ihnen früher über diesen Meister schrieb. Diese Darstellung unsrer lieben Voraltern machte mir obendrein um so weniger Freude, da die Körper dürftig und ganz gemeiner Natur sind,

und Frau Eva den heillosen Apfel zwischen Zeigefinger und Daumen so zierlich hält, als irgend eine Dame des siebzehnten Jahrhunderts auf alten Familienportraiten.

Manches gute Bild aus den italienischen Schulen wird hier ebenfalls aufbewahrt, aber alle trauern in Schmutz, Vergessenheit und einem durchaus ungünstigen Lokal. Ein Bilderraub wäre hier eine sehr verzeihliche Sünde, die ich fast ein gutes Werk nennen möchte; denn außer dem Professor Lehne und einigen durch Zufall herbeigeführten Fremden bekümmert sich Niemand um diese Gemälde, und für ihre Erhaltung wird durchaus nichts gethan. Doch wird die Zeit auch hierin hoffentlich bald das Bessere herbeiführen. So sah ich hier ein paar schöne Gemälde von Hannibal und Agostino Caracci im Staub und in der Asche. Besonders lieblich ist ein Engel auf der Himmelfahrt der Maria von letzterem. Auch die heilige Agatha von Domenichino verdiente ein besseres Schicksal, eben so eine niederländische Hausfrau von Rubens, mit allerlei Thieren umgeben, die von Sneyders vortrefflich gemalt sind. Mein Diebsorgan, welches sich bis

jetzt noch nie bei mir äußerte, muß hier auf eine wunderbare Weise plötzlich rege geworden seyn. Denn außer dem schon geäußerten Gedanken eines Bilderraubs im Ganzen wandelte mich beim Anblick einer sehr gewöhnlichen Landschaft noch die besondre Lust an, einen kleinen von le Sueur hineingemalten Einsiedler mit einem Stückchen seiner grünen Waldeinsamkeit aus dem großen leeren Bilde herauszuschneiden. Er müßte in dieser Gestalt ein ganz vortreffliches kleines Kabinetstück abgeben.

Den Nachmittag führten uns Freunde auf den Drususstein, welcher innerhalb der Festungswerke liegt und selbst noch einen Theil derselben ausmacht. Er ist ein uraltes, dem Drusus Germanikus errichtetes Monument, dessen einstige Gestalt sich gar nicht mehr errathen läßt. Die es ehemals bekleidenden Quadern, welche ihm eigentlich seine Form gaben, sind seit undenklicher Zeit verschwunden und wahrscheinlich von den alten Deutschen zerstört, die kein Ehrendenkmal ihrer vertriebnen Unterdrücker dulden wollten. Nur die innere felsenfeste Masse, welche das Monument ausfüllte, ist geblieben, und steht wie

ein mäßig hoher kegelförmiger Hügel aus. Man hat diese Felsenmasse in spätern Zeiten ausgehöhlt und eine enge Wendeltreppe hineingehauen, auf der wir in tiefer Dunkelheit zum Gipfel des Steines gelangten. Dort übersahen wir die ganze Stadt mit ihren Wällen tief unter uns; über sie hinaus die Gegend nach Worms zu und den ganzen herrlichen Rheingau. Bibrich glänzte uns entgegen, und der entferntere Johannisberg; wir zählten die grünenden Inseln auf der silbernen Fläche des Rheins, und sahen dem Fahren und Gehen der ganz klein erscheinenden Gestalten auf der langen Schiffsbrücke zu, welche nach dem am andern Ufer erbauten Kassel führt. Diese Art von Vorstadt von Mainz war schon zu der Römer Zeiten ein festes Kastell, wovon sie wahrscheinlich jetzt noch den verstümmelten Namen führt. Die große Wassermasse des mit dem Rhein sich vereinigenden Mains gewährt vom Drusustein ebenfalls einen herrlichen Anblick; desto trauriger aber sind die Trümmer des schönen Lustschlosses, welches sonst auf der Landzunge stand, an deren Spitze die Ströme zusammenfließen. Diese einst prächtige Favorite ist jetzt nicht einmal eine schöne

Ruine, nur ein unförmlicher Schutthaufen, denn kein Stein ward auf dem andern gelassen, und die sie einst umgebenden Gartenanlagen, die ich einst in meiner Jugend mit großer Lust durchwandelte, sind spurlos verschwunden.

Vom Drususstein fuhren wir wenigstens eine Viertelstunde lang zwischen engen hohen Wällen und Mauern, durch dunkle Thore, bis wir aus den Festungswerken hinaus, ins Freie und auf den Weg nach Zahlbach gelangten. Eine Festung von der Bedeutung, wie Mainz, ist doch ein beängstender unheimlicher Wohnort, den ich mir nicht erwählen möchte.

Unfern des hübschen Dorfes Zahlbach erblickten wir eine ziemlich große Anzahl ähnlicher Legionsteine, wie die, so wir im Museum gesehen hatten. Sie waren das eigentliche Ziel unsrer Spazierfahrt. Hier an dem Orte, wo man sie ausgrub, hatte man sie wie auf einem Kirchhofe neben einander aufgestellt. Unter freiem Himmel auf diese Weise geordnet, von Gesträuchen und Gras umgeben, machen diese alten Steine einen gar sonderbar interessanten Effekt, zu welchem die nicht weit davon entfernten Ueberreste eines alten römischen

Aquäduktes, nicht wenig beitragen. Gerade um Zahlbach herum wurden die mehresten der im Museum aufbewahrten Alterthümer gefunden; alles deutet hier auf eine große Vergangenheit, aber dabei auch auf Untergang und Zerstörung.

Seit zwei Tagen, die ich in Mainz verlebte, gab ich mir vergebliche Mühe, eine anständige Gesellschaft zu finden, um mit ihr gemeinschaftlich eine Jacht zur Rheinfahrt zu miethen. Alle meine Bekannten riethen mir, mich des großen Jachtschiffes zu bedienen, welches jeden Morgen von hier abgeht, den Abend Koblenz erreicht und am folgenden Abend in Kölln landet. Sie können denken, wie ich zuerst vor der bloßen Idee einer Diligenze erschrak, aber ich werde mit meinen Bedenklichkeiten und Anstandsgründen, als mit etwas Unerhörtem, nur ausgelacht, denn hier zu Lande bedienen sich Herren und Damen dieser wohlfeilen und sichern Reisegelegenheit, ohne den mindesten Anstand dabei zu nehmen. Dennoch würde ich mich schwerlich dazu entschließen, wenn ich nicht heut eine sehr passende und angenehme

Gesellschaft von Herren und Damen gefunden hätte, die morgen mit dieser Jacht nach Koblenz gehen will, und mich in ihren Schutz zu nehmen bereit ist. So sey es denn gewagt, ich bestelle fürs erste unsre Plätze nur bis Bingen.

Bingen, 21. September.

Da sitzen wir nun hier seit gestern Mittag im weißen Roß, übrigens ganz wohl aufgehoben. Ich sehe bald den Mäusethurm an, bald die mir gegenüber liegenden Ruinen der Burg Ehrenfels und bald den wankelmüthigen Himmel, der in einer Stunde Regen und Sonnenschein, Sturm, Donner und Blitz auf einander folgen läßt, so daß ich wohl sagen kann: wir haben eigentlich gar kein Wetter, sondern etwas von Allem, was ich gar nicht zu brauchen weiß.

Unsre Fahrt bis hieher ging vortrefflich, schon vor sechs Uhr Morgens waren wir mit unsrer Gesellschaft am Hafen. Da gab es einen Wirrwarr, ein Laufen, ein Rufen, ehe die vielen Personen und das Gepäck eingeschifft wurden, als ginge es wenigstens bis Amerika. Alles dies er-

innerte mich an mein früheres Leben in großen Seestädten und belustigte mich nicht wenig. Auch die Jacht gefiel mir; sie ist wirklich ein Schiff mit Mastbaum, Segel und Steuer, mit einer Kajüte, einem Schiffsraum, sogar mit einer kleinen Küche, in welcher Kaffee gekocht wird, und gleicht im Kleinen den englischen Paketbooten zwischen Dover und Calais.

Die Menge der Passagiere war zu groß, als daß sie alle in der Jacht Platz gefunden hätten, denn sie bestand aus nahe an hundert Personen; daher mußte ein Beiboot herbeigeschafft und an der Seite derselben befestigt werden. Endlich war alles in Ordnung, und wir gingen unter Segel, gerade im Moment, als die Sonne aus den Wogen glühend emporstieg und ein Meer von Gold über sie ausgoß. Scheu, wie nächtliche Gespenster, rollten die Nebel sich zusammen und flohen vor der Himmelskönigin. Bald lag, vom Morgenstrahl geröthet, Bibrich vor uns, mit seinem schönen Schloß; hinter uns glänzten im [illegible] Sonnenlicht die hohen Thürme von Mainz. Je weiter wir kamen, je herrlicher wurde alles; der breite Strom trug uns durch ein blühendes Pa-

radies um grünende Inseln herum; alles athmete Lust und Freude.

Nie sah ich eine anmuthigere Gegend, jeder Augenblick gewährt den Anblick einer neuen schönen Landschaft. Große Schlösser, freundliche Landhäuser, zierliche Dörfer und Städtchen spiegeln sich in den Wellen, dicht an das Ufer gelagert, zwischen ihnen die Rebenhügel, die reichen Obstgärten; hin und wieder blicken ehrwürdige Trümmer einer Burg oder ein altes Kloster von hohen Bergen hinab. Wir kamen dem Johannisberg vorbei, auf dessen Terrassen die Reben emporsteigen, bis zu dem weiß glänzenden Schlosse, das seinen Gipfel krönt. Auf einer beträchtlichen Höhe, ihm schräge gegenüber, am linken Ufer, schimmert als Gegenstück die ebenfalls weiße Rochuskapelle. Ueberhaupt sind alle Gebäude in diesen Gegenden weiß, was ihnen ein gar freundliches Ansehen giebt. Bald schifften wir nun Rüdesheim vorbei, seinen schönen Rebenhügeln, seiner ehrwürdigen alten Burg, und erblickten das gegenüber liegende Bingen, im Schatten der hohen Felsen, von deren Gipfel die Ruine des Raubschlosses Klopp düster herabblickt.

Jetzt begriff ich recht wohl, warum man in Mainz so unbarmherzig über meine Furcht vor dem Jachtschiff gespottet hatte. Ich befand mich während der nur vier Stunden langen Reise recht wohl darauf, bald im Beibóote, bald auf dem sehr geräumigen Verdecke der Jacht, je nachdem die Aussicht mich nach dieser oder jener Seite zog. Außer unsrer Gesellschaft waren unsre übrigen Reisegefährten Kaufleute, die von der Frankfurter Messe zurückkamen, Geistliche, Beamte, Gutsbesitzer aus der Gegend, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern. Alle waren höflich und bereit zu jeder kleinen Hülfsleistung, gegen uns und unter einander. Die Einheimischen beeiferten sich, den Fremden jeden Ort zu nennen, dem wir vorüber kamen, und stille ruhige Heiterkeit belebte die ganze Gesellschaft. So war es auf dem Verdecke. Wie es in der Kajüte zuging, weiß ich nicht; ich sah Wolken von Tabacksdampf aus den Fenstern derselben ziehen, und wagte mich also gar nicht hinunter. Bei schönem Wetter, wo man im Freien bleiben kann, ist die Jachtfahrt gewiß recht angenehm und dabei unglaublich wohlfeil; bei Regen und Gewitter thut man ohnehin am besten, die ganze Reise zu unterlassen.

So wie wir in Bingen landeten, eilte die Gesellschaft zu der sie schon erwartenden Mittagstafel, weil sie in einer Stunde weiter gehen mußte, um Koblenz zu erreichen. Wir aber trennten uns von ihr und unsern freundlichen Begleitern aus Mainz, um uns für's Erste im Gasthof, wo wir über Nacht bleiben wollten, ein wenig häuslich einzurichten. Es war noch nicht eilf Uhr, wir hatten also vor Tische Zeit genug übrig, um die Ruine des Schlosses Klopp zu besuchen.

Sie liegt auf dem Gipfel eines Weinberges, der, hoch und steil, sich dicht hinter Bingen erhebt, und dessen jetziger Besitzer, überall zwischen den Reben sehr anmuthige, mit Blumen und Bäumen geschmückte Spaziergänge anlegte, welche zu den schönsten Aussichten führen. Bei jeder findet man ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Unter diesen gefiel mir vor allen ein kleines Kabinet, gerade am schönsten Punkt der ganzen Gegend. Duftende Blumen und eine unweit davon angebrachte Aeolsharfe sind die nächsten Umgebungen des kleinen traulichen Zimmers, welches eine gewählte Sammlung unsrer besten Dichter, ein bequemes Sopha und einen wohl besorgten Schreib-

tisch enthält. Es ist ein so anmuthiges ruhiges Plätzchen, daß es mir schien, als brauche ich gar nichts mehr von der Welt, wenn dies Kabinetchen nur mein wäre.

Hier übersah ich nun recht Bingens ganze herrliche Lage. Rechts überblickt man die lachendste, vom Rhein durchströmte Landschaft, einige seiner Inseln, die unzähligen Ortschaften des Rheingaus, die Rebenhügel, den Johannisberg bis zu den blau dämmernden Felsen bei Heidelberg und den fernen Melibocus. Zur linken Seite verliert sich der Rhein in die ewig-dunkeln Schatten hoher waldgekrönter Felsen; hier ist alles erhaben und groß, wie dort alles anmuthig und heiter. Hatto's Thurm steht da, stets umtobt von der wilden Brandung, mitten in den Fluthen, ihm gegenüber sieht man die leichten Nachen, wie im Tanz, dem immer kreisenden Wirbel des Bingerloches vorüberschweben, und sich bald darauf in dunkeln Felsenklüften verlieren. Seitwärts dem wundersamen Mäusethurm strömt die Nahe aus ihrem romantischen Thal in den Rhein; eine schöne Brücke wölbt sich über sie hin. Gerade Bingen gegenüber streckt sich der hohe Rüdesheimer Berg lang aus,

ihn krönt der Niederwald, durch dessen dunkles Laub die weißen Säulen eines Tempels hervorschimmern, und an seinem Abhange wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Rüdesheim mit seiner uralten Römerburg liegt am Fuße dieses Berges, mehr dem Rheingau zu. Auf der andern Seite von Rüdesheim erheben sich in ziemlich beträchtlicher Höhe die pittoresken Trümmer der Burg Ehrenfels, und diesen gegenüber, durch den Strom von ihnen getrennt, hoch auf dem Binger Berge, von dessen Abhange ich alles dieses überschaute, stehen die alten Mauern und Thürme des Schlosses Klopp, von denen man dieselbe Gegend noch ausgebreiteter vor sich liegen sieht.

Den Nachmittag bestiegen wir die Anhöhe, auf welcher die seit kurzem wieder hergestellte Rochuskapelle liegt. Sie könnte wohl für eine kleine Kirche gelten, so groß ist sie. In der Mitte des Augusts, am St. Rochus-Tage, wallfahrten mehr als zehntausend Menschen aus der umliegenden Gegend zu ihr hinauf, und dienen Gott mit fröhlichem Herzen. Denn dieses fromme Fest ist zugleich ein Volksfest, an welchem alles Theil nimmt und von dessen Freuden das ganze Jahr hindurch

so lange gesprochen wird, bis der ersehnte Tag im Wechsel der Zeit wiederkehrt. Auch wüßte ich keinen Platz, an dem man zugleich fröhlicher und frömmer seyn könnte, als diesen, wo die Welt so herrlich vor uns liegt, geschmückt mit allen Gaben der gütigen Natur.

Heute Morgen wollten wir den Niederwald besteigen, aber das wunderliche Wetter erlaubte dies nicht; doch benutzten wir ein paar sonnige Nachmittagsstunden, um nach Rüdesheim hinüber zu schiffen. Zuerst besuchten wir die alte Burg, die am äußersten Ende des freundlichen Dorfes hart am Rhein liegt. Die felsenfesten Mauern, die ganze Bauart des Grundes bezeugen noch ihre uralte Entstehung zur Zeit der Römer, die hier ein festes Kastell hatten. Spätere Jahrhunderte fügten die Säulen, die gothischen Thürme und Gewölbe hinzu, welche uns heut zu Tage als pittoreske Trümmer erscheinen. Ihr jetziger Besitzer, der Graf von Ingelheim, schmückte das alte Gebäude auf die schonendste Weise, ohne dessen ehrwürdiges alterthümliches Ansehen im mindesten zu verletzen, und schuf daraus eine Wohnung, wie ich mir die einer wohlthätigen Zaube-

rin, etwa der Frau Minnetrost denke. Ein viereckiger, von hohen uralten Mauern umgebener düsterer Hof bildet den Eingang. Durch enge spaltenartige Thüren gelangt man zu schmalen steinernen Treppen, und ehe man sich es versieht, steht man in einem schön geschmückten Saal, dessen hohe gothische Bogenfenster uns die Aussicht in ein Paradies öffnen. Dunkle, vom Rauch der Wachfeuer geschwärzte Gewölbe führen in freundliche Wohnzimmer, in zierliche Kabinette, und außen merkt man den alten Trümmern von allem diesem nichts an. Oben auf den Zinnen der Thürme und Mauern blühen Blumen; die üppig am Abhange des Berges wachsenden Reben ranken bis zu den höchsten Zinnen der Burg empor, leichte Brücken führen über Abgründe, von einem Thurm zum andern, von einer Abtheilung des Gemäuers zur andern; das Ganze gleicht einem Traume, der die wunderbarsten, durch Jahrhunderte von einander geschiedenen Gegenstände vereinigt.

Noch eine Burg des Mittelalters, das Stammhaus der längst verloschnen Familie von Brömser liegt mitten in Rüdesheim. Nur ein Theil desselben steht noch in seinem alterthümlichen Zustande,

begränzt von einem neueren Schlosse, welches bewohnt wird. In der alten Kapelle zeigte man uns eine Reihe Familienbilder der ehemaligen Herren von Brömser und ihrer Gemahlinnen, alte Rüstungen, manches mit Schnitzwerk verzierte Hausgeräth aus dem Mittelalter, und ähnliche Dinge, denen zum Theil nur ihr hohes Alter Werth gibt. Die alten Ritter und Damen schauten gar wunderlich von ihrer Wand auf den geputzten Lakeien herab, der uns herumführte; mitten unter ihnen hängt das Gemälde eines unglücklichen Fräuleins Jutta von Brömser, deren trübes Geschick noch immer im Munde hiesiger Landleute und Fischer lebt. Sie wohnte auf der, ebenfalls der Familie Brömser von Rüdesheim gehörigen, Burg Ehrenfels. Ihr Vater, der während der Kreuzzüge mit nach Palästina gegangen war, verlobte dort in einer großen Gefahr sein einziges Kind dem Himmel, nicht ahnend, daß dieses indessen zu Hause mit einem jungen Ritter durch das Gelübde treuer Liebe sich auf ewig verband. Jutta vernahm bei des Vaters Heimkunft ihre unabwendbar-traurige Bestimmung, und bat nur, ihren Geliebten noch einmal sehen zu dürfen, um von ihm Abschied

zu nehmen. An dem zu dieser traurigen Zusammenkunft bestimmten Tage schmückte sie sich auf's Köstlichste wie eine Braut; der Ritter schied, Jutta sah ihm vom hohen Söller des Schlosses nach, so weit sie konnte, und sprang dann hinab in den tiefen kalten Rhein, auf welchem die Fischer in stürmischen Nächten sie oft mit Grausen noch hinschweben sehen. Sieht sie ihrem Bilde ähnlich, so mag der Anblick fürchterlich genug seyn, aber hoffentlich that der alte Pfuscher von Maler ihr Unrecht, der diese Vogelscheuche aus ihr machte.

Auch ein Paar gewaltig große Ochsenhörner hängen als geheiligter Gegenstand der Verehrung in dieser Kapelle. Mit ihnen grub ihr ehemaliger Träger beim Pflügen ein jämmerlich um Hülfe rufendes Kruzifix aus der Erde. An der Stelle, wo dieses Wunder sich begab, baute Jutta's Vater ein Kloster, in welchem Kapuziner für die Seele seiner unglücklichen Tochter beten mußten, und nannte es „zur Noth Gottes.“ Es liegt hinter Asmannshausen, tief im Walde.

So herrlich auch die Lage von Rüdesheim ist, so gebe ich doch Bingen den Vorzug, weil Rüdesheim von dort aus ein viel schöneres Bild macht,

als Bingen von Rüdesheim gesehen. Bingen stellt sich hier so abschreckend-dunkel dar, daß man auf dieser Seite des Rheins die hohe Anmuth der dortigen Gegend kaum ahnet.

St. Goar, 22. September.

Heute endlich erlebten wir einen schönen Morgen in Bingen, und benutzten ihn sogleich, um den Niederwald zu besuchen. Eigentlich schifft man sonst zu diesem Zweck nach Asmannshausen hinüber, ersteigt von dort aus, auf sehr bequemen Wege, den Berg, und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Noch besser ist es sich nach Rüdesheim überschiffen zu lassen, wo sogar meine alten Lieblinge, die Esel, bereit stehen, um uns auf ihren geduldigen Rücken hinauf zu tragen. Doch alles dieses erfuhren wir leider zu spät; wir trauten dem Worte unsres, im Gasthofe uns empfohlenen Schiffers, der uns über den Rhein bringen, und uns oben auf dem Berge zum Führer dienen sollte. Dieser behauptete einen leicht zu ersteigenden weit näheren Weg als den über Asmannshausen zu kennen, und da der Mann übrigens

ganz vernünftig zu seyn schien, so überließen wir uns seiner Führung.

Wir landeten also weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terrassen zu erklimmen. Diese umgeben den sehr steilen Berg im Zickzack, und auf ihnen wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terrassen stützenden Mauern hin und her zu gehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, stufenartigen Einschnitte in diesen gelangten, auf welchen wir uns etwa zwei Ellen höher schwangen und dann bis zum nächsten Einschnitt wieder weiter wanderten. Glücklicher Weise ist die Anhöhe bis zur Burg Ehrenfels nicht sehr beträchtlich, und so war dies bald überstanden. Der nähere Anblick der höchst malerischen Ruine, die wir täglich aus unsern Fenstern vor Augen gehabt hatten, und die wunderschöne Aussicht machten uns alle Ermüdung vergessen. Wir blickten dort tief in das wilde Felsenthal, durch welches sich der Rhein hinter dem Bingerloche windet; auch Asmannshausen sahen wir zwischen seinen Rebenhügeln liegen, woran uns in Bingen der

weit vortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter, und zwar auf einem Wege, den ich Niemanden in der Welt, als höchstens einem Gemsenjäger empfehlen möchte.

Tief unter uns brauste der durch den pötzlich sich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; fast senkrecht stieg über uns der hohe Fels mit seinen Terrassen empor, und wir mußten auf den immer schmaler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns anhalten, um nicht herunter zu stürzen, und fanden oft nur eben Raum genug, um einen unsrer Füße festzustellen. So hingen wir zwischen dem Himmel und dem Rhein, ein einziger Fehltritt, ein losbröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, der armen Jutta in ihrem nassen Grabe Gesellschaft zu leisten. Dennoch konnten wir nicht zurück, denn an Heruntersteigen war auf diesem Wege nicht zu denken, ja ich wagte es nicht einmal, herunter zu blicken, so schwindelerregend war mir die grausenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und später die Trauben zu sammeln, ist mir unbegreiflich.

Endlich, nach einer langen ängstlich ermüden-

den Stunde, waren wir oben im kühlenden Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr über ein schwer errungenes Ziel gefreut, als über dieses. Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, ist durch ausgehauene Gänge zu einem Park umgeschaffen. Diese gewähren hie und da wunderschöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein; besonders anmuthig ist eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und seine nächste, höchst romantische Umgebung erblickt, aber den Preis von allen trägt, näher an Rüdesheim, ein offener, von Säulen getragener Tempel davon, den ich schon von Bingen aus durch den Wald schimmern gesehen hatte. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur, stand ich lange in stummen Entzücken auf diesem Platz, nicht nur dem schönsten auf dem Niederwalde, sondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vorgrunde das freundliche Rüdesheim mit allen seinen alten Burgen, seitwärts über dem Strom das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuskapelle im Sonnenstrahl, ihr gegenüber, diesseits, der Johannisberg, und nun

der ganze Rheingau mit allen seinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheins, alle seine vielen gartenähnlichen Inseln. Der Odenwald, die Vogesen, der Donnersberg begränzen in blauer Ferne die weite Aussicht, wie leicht am Horizont hinschwebende Wolken.

Ein zwar steiler, aber gefahrloser Weg führte uns nun nach Rüdesheim hinab, wo unser Nachen schon wartete. Der Wind war indeß beinahe zum Sturm geworden, und unser Tanz auf den wildempörten Wogen schien mir so wenig angenehm, daß ich recht froh war, als ich in Bingen wieder festen Fuß fassen konnte. Diese, aus dünnen Brettern zusammen geschlagenen platten Nachen kommen mir gar gebrechlich vor, da ich an festere größere Fahrzeuge auf dem Wasser gewöhnt bin. Sie schwimmen wie ein Strohhalm auf den oft sehr tobenden Wellen des Rheins; dennoch sind Unglücksfälle damit selten, und entstehen gewöhnlich nur aus Fahrlässigkeit der Schiffer. Weit gefährlicher sind eine kleine den Kanots der Wilden ziemlich ähnliche Art von Fischerkähnen. Diesen möchte ich mich nie anvertrauen, denn ein

Hauch, dünkt mich, könnte sie umwehen, auch schlagen sie oft genug um. Die Leute hier heißen sie deshalb Seelenverkäufer, fahren aber immer lustig damit herum, und ich habe in diesen Tagen deren gewiß mehr als hundert sich durch das Bingerloch drehen gesehen. Gegen Mittag legte sich der Sturm, einzelne graue Wolken bedeckten zwar den Himmel, aber die Beleuchtung der sie durchbrechenden Sonnenstrahlen wurde dadurch nur schöner. Deshalb wagte ich es, einige Stunden später wieder den Nachen zu besteigen, um nach Sankt Gewer zu schiffen. So nennen hier die Einwohner Sankt Goar, wo ich mich in diesem Augenblick sehr wohl befinde.

Mit einem ganz eignen Gefühl wandte ich bei Bingen dem lachenden Rheingau den Rücken, um dem Rhein auf seinen fernern, düsterern Wegen zu folgen. Hatto's mährchenhafter Mäusethurm sieht in der Nähe noch schauerlicher aus, als ich aus der Ferne ihn mir gedacht hatte; gespenstisch einsam steht er mitten in den tobenden Wogen, die nun schon seit Jahrhunderten gegen

seinen Felsengrund anwüthen, ohne ihn zu erschüttern. Ich glaube, daß er ursprünglich ein Leuchtthurm an dieser, ehemals so gefährlichen Stelle des Rheins war, wenigstens hat er ganz die Gestalt eines solchen. Noch einen Blick warf ich im Vorüberfahren in das Nahe-Thal, auf die hübsche Brücke, die sich über die Nahe wölbt, und die sie umgebenden hohen Felsen mit den Trümmern eines alten Klosters. Ich begrüßte nochmals die Burg Ehrenfels, war nun am gefürchteten Bingerloch, und wieder drüber hinaus, ohne es beinahe gewahr zu werden, denn fast nur unmerklich schwankte der Nachen. Freilich war der Rhein sehr hoch, aber auch bei niedrigem Wasserstande ist keine Gefahr denkbar, wenn nur der Schiffer sich dem rechten Ufer nahe hält, wo die Strömung des bei alle dem kraus genug aussehenden Wirbels sehr schwach ist.

Gleich hinter dieser, über Verdienst verrufenen Stelle, gewährt noch am linken Ufer Asmannshausen einen freundlichen Anblick, dann aber ist es auch mit der Freundlichkeit vorbei, und die ganze Gegend gewinnt einen wilden ernsten Charakter. Von Mainz bis Bingen herrscht fröhlich

blühendes Leben in der Natur, von Bingen aus weiterhin, ernstes Schweigen über Gräbern der Vergangenheit, in einer bei allem Reichthum schauerlich erhabenen wilden Gegend.

Alles stimmt hier das Gemüth zu ernster Betrachtung, fast möchte ich sagen zur Schwermuth. Die vielen Ruinen auf der Höhe, die uralten Städte am Ufer, sehen grau und düster aus, und die Wellen weit dunkler in diesen tiefen Schatten der Berge, als dort, wo sie im Sonnenglanz das blühende Eden des Rheingaus umspielen. Bald drängen die Berge den Rhein enge zusammen, bald breitet er sich zu einem weiten See aus, immer erfüllt er das ganze Thal und läßt zwischen den Felsen und seinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer ziehen sich dicht am Wasser in einer langen Reihe hin und steigen zum Theil den Abhang der Berge hinan. Reben bedecken diese an jedem sonnigen Plätzchen, alles übrige ist dunkler Wald, und nur selten drängen sich schroff und kahl einzelne Felsspitzen an das Licht des Tages hervor. Zuweilen windet sich der Strom so wunderbar um die Felsen herum, daß diese scheinbar den

Ausgang versperren, und auch, wo er breit wie ein See hinwogt, glaubt man sich oft rings von Bergen umschlossen. In manchen Momenten dünkte mir, mitten in den schottischen Hochlanden auf einem der dortigen stillen Seen zu schweben, und als müßten Hochländer, in ihren Plaid gehüllt, zwischen den Felsen hervorkommen, so ähnlich sind einige Stellen des Rheinthals jenen Gegenden, bis auf die Reben, die freilich am Loch-Lomond oder Loch-Killin nicht gedeihen.

Nun denken Sie sich zu dieser erhabenen Pracht der Natur noch die vielen malerischen Trümmer alter Burgen und Klöster, die von den Felsenhöhen ernst in das Thal blicken. Auf der ganzen Fahrt sahen wir fast immer eine, oft mehrere dieser Ruinen zugleich, und jede hat ihren eigenen, vor allen andern sie auszeichnenden Charakter der Bauart und der Umgebungen. Mir war beinahe, als durchblätterte ich eine Mappe voll herrlicher Landschaften, so schnell folgen hier die interessantesten Gegenstände einander; man hat wahrlich nicht Augen genug, um alles zu sehen. Bei jeder Krümmung des Stroms, fast mit jedem Ruderschlage öffnet sich eine neue

Gegend. Bald umschiffen wir eine der vielen grünen Inseln des Rheins, bald zieht uns die mannichfaltige Gestaltung der Felsen an. Gleich hinter Asmannshausen throut eine der schönsten Ruinen, die der Burg Sonneck, auf einem hohen Felsen, unfern von ihr die einer zerstörten Kirche. Dann kamen wir dem schmalen wilden Wisperthale vorüber, das sich wie eine enge Kluft zwischen hohen Felsen windet, aus der oft ein sonderbar-flüsternder Wind gleich Geisterstimmen ertönt und zuweilen selbst in Bingen bemerkbar wird. Bald darauf zeigten sich die alterthümlich-zackigen Mauern und Thürme von Bacharach. Diese uralte Stadt steht selbst einer großen Ruine ähnlich, so düster und grau steht sie am Ufer, wie in tiefer Trauer versunken. Aus den Ruinen einer zerstörten Kirche in ihrer Mitte steigt ein mit gothischen Verzierungen herrlich geschmückter Fensterbogen hoch über sie empor, und ähnliche Trümmer ehemaliger Pracht krönen die Felsen umher. Wild braust der Rhein über tief verborgne Klippen und spitzige Felsenriffe, schäumend brechen seine Wogen sich an den uralten Mauern der Stadt und toben gegen sie an, so

daß mir dieser Theil der Rheinfahrt weit gefährlicher dünkte, als bei Bingen. Bald darauf erweitert sich der Strom und gleicht einem See, auf dem ich zu meinem Erstaunen ein großes Kriegsschiff mit ausgespannten Segeln zu erblicken glaubte. Es war die alte, mitten im Rhein erbaute Pfalzburg. Die Täuschung, welche sie hervorbringt, ist wirklich unglaublich groß; in der Ferne gleichen die vielen kleinen, über einander aufsteigenden weißen Thürme vom Winde ausgedehnten Segeln auf das vollkommenste, und das ganze Gebäude scheint wirklich zu schwimmen, weil es den Fels, auf dem es steht, überall bedeckt. Die Umgebungen dieser Pfalz gehören zu den erhabensten und schönsten auf der ganzen Fahrt. Herrlich gestaltete, zum Theil mit Reben bekleidete Felsen ziehen einen weiten Kreis rings um die silberne breite Fläche des Stroms; hart am Ufer, der Pfalz gegenüber, liegen die dunkeln Mauern der alten Stadt Kaub, wo wir anhielten, um den Zoll zu entrichten, und hoch über ihnen erheben sich die schönen Ruinen der Burg Gutenfels.

Die Sage behauptet, daß die Kinder der al-

ten Pfalzgrafen alle in dieser schwimmenden Burg geboren werden mußten, und vor zweihundert und fünfzig Jahren soll eine dieser Fürstinnen dies wunderliche Gesetz zum letzten Male befolgt haben. Wie es möglich war, daß nur eine von ihnen die Schrecken dieses Aufenthalts in einer solchen Lage überlebte, begreife ich nicht. Die niedrigen gewölbten Zimmer gleichen einem Gefängniß, zu welchem nur spärlich das Licht des Tages durch die engen Fenster dringt, und das Brausen der ewig diese Mauern rings umtobenden Wellen muß, besonders bei Nacht, fürchterlich seyn.

Hinter Kaub folgen sich die schönsten Felsenpartien in ununterbrochener Reihe; überall sehen wir malerische Ruinen auf der Höhe und lang sich ausbreitende Städte und Dörfer im Thal, bis plötzlich die Felsen den Strom in eine enge Schluft zusammen drängen. Brausend strömen die dunkelgrünen zürnenden Wogen durch düstere Schatten, einer wunderbar sich aufthürmenden zackigen Felsenklippe vorüber, die der Lurlei-Berg heißt. Jeden Ruf der Vorüberschiffenden wiederholt hier ein fünffaches Echo, das von der Mitte des

Stroms aus am deutlichsten vernommen wird. Sie können daher leicht denken, welch ein Geschrei die Schiffer hier immer erheben. Ich wollte lieber, wir hätten ein paar Waldhörner in unserm Nachen gehabt, als diese unbändigen Schreier.

Am Ende dieses schauerlich wilden Thals tobt der Rhein wieder mächtig über Klippen hin, und unser Nachen schwankte ärger, als je zuvor, dann aber kamen wir plötzlich an einen weiten stillen See, wo uns eine der schönsten Ansichten des Rheinthals erfreute. Am linken Ufer bildet das freundliche Städtchen Sankt Goar einen weiten Halbkreis; am rechten, ihm gegenüber, liegt das Dörfchen Goarshausen am Fuße köstlicher Rebenhügel. Hoch über der Stadt thronen die Trümmer der Festung Rheinfels, welche im Revolutionskriege gesprengt ward; über Goarshausen eine alte zerstörte Burg, und seitwärts, etwas entfernter, sind noch die Ruinen zweier andern Burgen sichtbar. Ich kann Ihnen die erhabene Schönheit dieser Gegend nicht beschreiben, die jetzt beim Untergang der Sonne rosig-funkelnd vor uns lag; unmöglich war es mir, von ihrem Anblick zu scheiden, ehe der letzte Schein des Abend-

roths an den alten Burgen verglühte. Selbst da noch blieb ich am Fenster meines freundlichen Zimmers, und sah den zitternden Lichtern zu, welche die Lämpchen in den Hütten von Goarshausen über den Strom streuten, und dem Funkeln der Sterngebilde des nächtlichen Himmels im Wasser. Jetzt ist auch das letzte Lämpchen in den Hütten verloschen, ihre müden Bewohner schlafen, kein Laut tönt mehr herüber, nur die Sterne funkeln noch, und die Wellen plätschern ihr eintöniges ewiges Lied.

Thal Ehrenbreitstein, 23. September.

Heute Morgen bestieg ich den Berg, auf welchem die vor etwa zwanzig Jahren gesprengte Festung Rheinfels liegt, deren Trümmer weit pittoresker sind, als man es nach dieser kurzen Zeit ihrer Zerstörung erwarten sollte. Ich ergötzte mich an der herrlichen Aussicht auf den Rhein und in die kleinen grünen Thäler zwischen den benachbarten Felsen, und nahm dann das freundliche Sankt Goar selbst ein wenig in Augenschein. Es war eben ein Festtag und alle Einwohner im sonn-

täglichen Schmuck. Nie in meinem Leben sah ich, nach Verhältniß der Größe des Ortes, so viele wunderschöne junge Frauen und Mädchen, als hier; ich glaube, daß im ganzen Städtchen keine einzige recht Häßliche zu finden ist. Eins dieser Mädchen, mit einem Gesicht, wie Raphael sie seinen Madonnen giebt, trat mir aus einem Laden neben unserm Gasthofe entgegen, und blendete mich wirklich durch ihre auffallende Schönheit, die der anmuthige Kopfputz der Bürgermädchen in diesen Gegenden noch erhöhte. Sie tragen ein kleines enganschließendes goldnes Mützchen, welches den Hinterkopf kaum bedeckt, und dem glattgescheitelten oder gelockten Haar über der Stirne und um die blühenden Wangen freien Spielraum läßt. Im Nacken quellen die langen, zierlich geflochtenen Zöpfe unter dem Häubchen hervor und werden dort, in einen griechischen Knoten geschlungen, mit einer goldnen breiten Nadel befestigt. Man kann nichts Hübscheres sehen, als diesen wahrscheinlich sehr alten Kopfputz, den in früheren Zeiten vielleicht nur Fürstinnen trugen.

Handel und Gewerbe machen die Einwohner von Sankt Goar wohlhabend; anders ist es mit

dem dieser Stadt gegenüber liegenden Dörfchen Sankt Goarshausen. Mit wahrem Schmerz erfuhr ich heute, daß die Lampen, deren Schein mich gestern erfreute, nur das Elend und den Jammer der ärmsten Menschen in dieser ganzen Gegend beleuchten. Sie haben zu ihrer Erhaltung nichts als den Wein, welchen sie mit unsäglicher Mühe auf den sie eng umschließenden Bergen bauen, und dieser ist seit einigen Jahren völlig mißrathen. Um nun für den Augenblick Brod zu erhalten, sahen sie sich gezwungen, den Ertrag künftiger Aerndten auf mehrere Jahre hinaus für wenige Gulden an unbarmherzige Wucherer zu verkaufen. Diese durchziehen hier immer das Land, auf solche Spekulationen bedacht, und werden reich dabei, während die Armen verhungern. Selbst Gottes reichster Segen in kommenden Jahren kann diesen Unglücklichen kaum mehr helfen, weil sie in die Hände von Menschen gefallen sind, die weder Recht noch Erbarmen kennen.

Nachmittags schifften wir uns wieder ein, um den Abend Koblenz zu erreichen. Der Ruine ge-

genüber, die über Sankt Goarshausen sich erhebt, und die Katze heißt, liegt auf der nämlichen Seite des Rheins eine andere, sehr schöne alte Burg, auf einem hohen Felsen, die Thurmburg. Sie wird aber im Gegensatz mit der Katze gewöhnlich die Maus genannt. Ein hübscher kleiner Ort mit einem sehr schönen alten Thurm schmiegt sich um den Fuß dieses Felsen; überhaupt wird die Gegend hier freundlicher und offener; Wiesen und Gärtchen finden Raum, sich am Ufer auszubreiten, hier, wo der Strom um eine große grüne Insel einen weiten silbernen Bogen zieht. Malerische Ruinen krönen immerfort die Gipfel der hohen Felsen; die schönsten sind die beiden nahe an einander liegenden Burgen Liebenstein und Sternfels. Man nennt diese auch die „Brüder," und die Sage erzählt von einer blutigen Fehde zwischen zwei Brüdern, die in grauer Vorzeit diese Burgen bewohnten, in welcher einer von ihnen den Tod fand. Weiterhin bildet der Rhein wieder einen großen See, den die mit Reben bepflanzten Felsen ringsum dermaßen einzuschließen scheinen, daß man keinen Ausgang gewahr wird. Grau und düster breitet sich die alte Stadt Boppart an

seinen Ufern aus, auf der Höhe und im Thal blicken Thürme ehemaliger Klöster aus üppigem Grün hervor, und das reiche Land umher prangt mit allem Segen der Natur.

Gleich hinter diesem See wendet sich der Rhein plötzlich, als wolle er wieder zurück, aber ein mächtig vortretender Fels zwingt ihn bald wieder vorwärts. So geht es in ewiger Abwechselung fort, und die ganze Gegend, durch welche wir heute kamen, gleicht der gestrigen an mannichfaltiger erhabner Schönheit. Der Strom trug uns bald durch enge dunkle Thäler, bald lachenden Fluren vorüber, auch vielen Städten und Dörfern, zerstörten Klöstern und Burgen, bis wir der Mündung der Lahn uns näherten, die aus einem engen Felsenthal bei Niederlahnstein sich in den Rhein ergießt.

Jetzt überblickten wir mit einem Male das weite herrliche Thal, in welchem Koblenz hart am Ufer des Rheins liegt. Gegenüber am andern Ufer erheben sich auf einem hohen schroffen Felsen die kolossalen Trümmer der Festung Ehrenbreitstein, an dessen Fuß Thal-Ehrenbreitstein, einer kleinen Stadt ähnlich, sich ebenfalls dicht am Was-

ser hinzieht. Ueber Koblenz thronen auf einer bedeutenden Anhöhe die Ueberreste eines ehemaligen Karthäuser Klosters. Die reiche, mit jonischen Säulen geschmückte Façade des dicht am Wasser erbauten neuen Schlosses spiegelt sich in den vorübereilenden Wellen. Leider ist diese ehemals prächtige Residenz der Kurfürsten von Trier von den Franzosen im Innern auf alle Weise zerstört. Weiterhin verliert sich der Blick auf der breiten silbernen Fläche des Rheins, welchen dicht hinter Koblenz die Mosel aufnimmt. Dörfer und Gärten und Weinberge kränzen die Ufer, so weit das Auge reicht, bis zu den blauen Bergen, die bei Andernach und fernerhin den Rhein umgeben. Entzückt über den herrlichen Anblick dieser wunderbar reichen Landschaft wanden wir uns durch alle die Nachen und Schiffe, die hier den Strom beleben, und landeten an dem sehr vorzüglichen Gasthofe zum weissen Roß, in Thal Ehrenbreitstein. Nur der hier sehr breite Rhein trennt uns von Koblenz. Die fliegende Brücke, welche dicht unter unserm Fenster immerfort hinüber und herüber geht, macht uns diese Kluft als solche kaum merklich, und gewährt uns obendrein ein höchst

lebendiges, immer wechselndes Schauspiel. Es ist unglaublich, was alles auf dieser, einer schwimmenden Insel ähnlichen Brücke Platz findet, wie viele Pferde und Wagen. Dennoch bleibt noch Raum zum Hin- und Herspazieren und zum Sitzen auf den Seitenbänken. Obstverkäuferinnen haben ihren Handelstisch auf der Brücke aufgeschlagen; eine Kajüte bietet Schutz beim Regenwetter. Diese Brücke ist wirklich eine kleine Welt, auf der es mitunter eben so bunt und lustig hergeht, als auf der großen.

So wäre denn mein lange gehegter Wunsch erfüllt, ich habe den schönsten Theil des Rheinthals gesehen. Den Gedanken, bis Kölln zu gehen, gebe ich auf; das ewig wechselnde Wetter und die Kürze der Tage bestimmen mich, diesen Genuß zu verschieben, bis uns etwa ein Komet wieder einmal einen wirklichen Sommer bescheert. Freilich verliere ich viel, die Gegend von Koblenz bis Bonn wird allgemein gepriesen, und auch das alte Kölln mit seinen Kunstschätzen zieht mich mächtig an. Wenn ich alle die vielen Gegen-

stände mir ins Gedächtniß zurückrufe, die in den letzten Tagen an mir vorüberschwebten, so dünken sie mir fast wie Traumgebilde. Nicht nur Tage oder Wochen, Monate wenigstens müßte man auf der Rheinreise zubringen, um ein vollkommnes Bild von ihr mit heim zu nehmen.

Von Mainz bis Bingen gleicht die Gegend einer wunderlieblichen Idylle, voll Anmuth und ländlicher Schönheit. Auch möchte ich diesen Theil der Reise der fröhlichen Jugend vergleichen, die unter Scherz und Lachen vorüberzieht. Von Bingen bis Koblenz hingegen gleicht alles einer ernsten wehmüthigen Elegie, die über längst versunkenen Gräbern melodische Klagen aushaucht. Oder soll ich diese Gegend, meinem zweiten Bilde folgend, dem spätern ernsteren Alter vergleichen? dann wäre Koblenz das Paradies, das uns am Ende erwartet. Und dies ist es gewissermaßen auch, denn es vereint alles auf einen Punkt, was auf dem Wege bis dahin entzückte, und jeder findet gerade das hier wieder, was dort vor allem andern ihn erfreute; Fels und Thal, Wald, Reben, Gärten, freundliche Dörfer, eine große lebendreiche Stadt, und ehrwürdige Trümmer der

Vorzeit, am Ufer des schönsten Stromes wie hingezaubert, so daß man alle diese mannichfaltigen Gegenstände mit einem Blicke übersehen kann. Bei alle dem gebe ich doch Bingen den Vorzug, wenn es darauf ankäme, längere Zeit in diesen Gegenden zu verweilen, um aller ihrer Schönheit recht froh zu werden. Ich bin sogar um Bingens willen meinem lieben Weinheim untreu geworden und habe mein Lustschloß einstweilen hierher verlegt. Der Ort liegt so recht im Mittelpunkt zwischen der Idylle und der Elegie, dem Alter und der Jugend. Vergleichen Sie ihn mir nur aber deshalb nicht mit den sogenannten besten Jahren, die wahrlich bei weitem nicht die besten sind.

Von Bingen aus kann ich in einem halben Tage in Mainz oder Koblenz seyn, und wie viel Herrliches liegt noch in dem Nahe-Thal und der ganzen Gegend umher verborgen, dessen Daseyn ich auf diesem Durchfluge nur ahnen konnte! Die Stadt, so klein sie ist, bietet alles, was man zum Leben braucht; das täglich ankommende Postschiff bringt Mannichfaltigkeit und vielleicht manches unverhoffte Wiedersehen alter Freunde und Bekannte. Selbst in geselliger Hinsicht glaube

ich, daß die Stadt und die Umgegend viele Bewohner zählt, mit denen sich leicht und bald ein ungezwungner erfreulicher Verkehr anknüpfen ließe. Doch letzteres wird gewiß auch in der weit bedeutenderen und bevölkerten Stadt Koblenz der Fall seyn.

Thal-Ehrenbreitstein, 25. Sept.

Koblenz ist eine bedeutend große Stadt, die aber noch größer scheint, als sie es wirklich ist, weil sie sich auf der Erdzunge lang und schmal hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Mosel zusammenströmen. Der Anblick der Gegend von der schönen steinernen Moselbrücke am Ende der Stadt ist bezaubernd schön. Nicht weit von dieser Brücke liegt hart am Rhein die sehr alte Castorkirche, die schon beim Hereinschiffen uns durch ihre einfache edle Bauart anzog. Wir haben ihr jetzt einen Besuch gemacht und uns an dem hohen, von schönen korinthischen Säulen getragenen kühnen Gewölbe erfreut. Schade, daß der gutgemeinte letzte Wille eines reichen Bürgers von Koblenz ihrer Außenseite das alterthümliche

ehrwürdige Ansehen raubte, indem er eine bedeutende Summe bestimmte, um sie und ihren sehr schönen Thurm recht bunt und wunderlich neu anstreichen zu lassen. Nahe an dieser Kirche sah ich auch mit großem Vergnügen den bekannten Brunnen mit der groß-prahlerischen Inschrift von Bonaparte und darunter das vu et approuvé eines russischen Generals. Nie hat wohl Jemand einen glücklichern witzigen Einfall gehabt, als diesen; halb Europa muß sich noch in vielen kommenden Generationen daran ergötzen, und die Weltgeschichte selbst darf ihn nicht sinken lassen.

Die Straßen in Koblenz sind größtentheils schmal und haben hohe Häuser; doch gibt es hier einige große, mit Lindenbäumen besetzte Plätze, an denen es sich recht angenehm wohnen muß. Das ewig mit Regen drohende Wetter verhindert uns manches zu sehen, was wohl unsrer Aufmerksamkeit werth gewesen wäre. Aber wir müssen jede sonnige Stunde benutzen, um die Umgegend zu genießen, und deshalb den Anblick manches Kunstwerks aufopfern, das hier in Privatsammlungen sich befindet. Oeffentliche Sammlungen gibt es in Koblenz nicht.

Die Einwohner könnte man in zwei Klassen theilen, in wirkliche Koblenzer und in Fremde, welche von der gegenwärtigen Lage der Zeiten aus allen übrigen Theilen Deutschlands herbei gezogen wurden und hier leben. Beide scheinen mit einander nur in den nothwendigsten Berührungspunkten zu stehen. Koblenz ward schon gleich zu Anfange der französischen Revolution, also seit beinahe dreissig Jahren, der Sammelpunkt der aus Frankreich Ausgewanderten, und blieb nachher fortwährend in französischen Händen. Kein Wunder daher, daß die jetzige Generation eben so wenig, als die Mainzer, sich sogleich in die neue Ordnung der Dinge zu finden weiß. Man muß ihr Zeit lassen, sich auch an das Bessere zu gewöhnen; jetzt sieht noch alles ziemlich französisch hier aus, eben wie in Mainz auch, nur fröhlicher scheinen mir im Ganzen die Leute zu seyn und auch schöner. Sie glauben es nicht, wie viel hübschen Mädchen und Frauen man täglich nur allein auf der fliegenden Brücke begegnen kann.

Eine Hauptfreude sowohl der ächten Koblenzer, als der hier wohnenden Fremden-Familien

gewähren die vielen Gärten in den nahen wunderschönen Umgebungen der Stadt. Der Weg nach der Karthause führt Anfangs zwischen lauter solchen Gärten hin, aus denen allen wir fröhliche Stimmen lachen und sprechen und singen hörten, bis der Berg dicht vor uns lag, den wir zu besteigen hatten. Oben ist wenig mehr von der alten Karthause zu sehen, nur noch die in der Nähe sehr unschönen Trümmer einiger neuern Gebäude stehen auf der Höhe, aber die Aussicht auf den gegenüber liegenden Felsen Ehrenbreitstein, auf die Stadt, die Lahn, den Rhein, die Mosel und das ganze herrliche Thal von Niederlahnstein bis zu den Felsen bei Andernach, ist eine der schönsten in der Welt.

Den Ehrenbreitstein selbst können wir leider nicht besteigen. Viele hundert Arbeiter sind immerwährend bemüht, die Festung wieder herzustellen, daher darf Niemand ohne besondere Erlaubniß hinauf. Diese zu erhalten, würde mir nicht schwer werden, aber die nähern Wege, welche hinaufführen, sind durch die stets hinabrollenden Felsstücke gefährlich, so daß Niemand sie zu betreten wagt, während oben gearbeitet wird. Den

weitern gefahrlosern Weg aber hat der viele Regen unwegsam gemacht. Die Aussicht von dem Gipfel der Felsen soll eine der reichsten und ausgebreitetsten seyn, die es gibt.

Das überaus anmuthige Pfaffendorf, dicht am Rhein, habe ich troß der immerwährenden Sündfluth dieses Unsommers dennoch besucht, und war wirklich so glücklich, ein paar sonnenhelle Stunden zu diesem Besuche zu erhaschen. Es ist das Lieblingsziel der Spaziergänger von Koblenz, die, besonders an jedem schönen Sonntage, zu Wasser und zu Lande schaarenweise hinziehen, um sich in den Weingärten dicht am Strom zu ergößen. Die schönste Zier des freundlichen Dörfchens ist der Garten des Kanonikus Umbscheiden. Zwischen Reben, Blumen und Bäumen aller Art wandelten wir hier von einer Terrasse zur andern, immer höher und höher bis zum Gipfel des Hügels, an dem er liegt. Ein einfaches Gartenhäuschen gewährte hier, im Purpurglanze der eben sinkenden Sonne, einen Ueberblick der ganzen himmlischen Gegend viele Meilen weit umher. Es war ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde.

Außer diesem Gartenhäuschen bietet der ziem-

lich weitläuftige Garten noch viele höchst reizende Ansichten und ist voll angenehmer einzelner Parthien. Ich sah hier unter andern die größte schönste Trauerweide, so vielleicht in Deutschland zu finden ist. Von allen Seiten senkt der schöne hohe Baum seine schlanken Zweige bis zur Erde nieder, und bildet ein dichtes grünes Zelt, unter welchem wohl zwanzig Personen Raum finden könnten. Vom Golde der Abendsonne durchfunkelt, glänzte das dichte hellgrüne Laub in einem überirdischen Glanze, wie ihn kein reicher persischer Teppich nachahmen kann.

Morgen schiffen wir noch nach Neuwied, dann kehre ich zu Lande zurück, weil ich überhaupt ungern gegen den Strom schwimme.

Neuwied, 26. September.

Ich Weltkind habe nun einen ganzen Tag unter den frommen Brüdern und Schwestern der Herrnhuter Gemeine zugebracht, und denke auch die Nacht in ihrem Schutz recht sanft zu ruhen, denn ich habe mich in dem zur Gemeine gehörenden Gasthofe einquartiert. Neuwied ist übrigens

der toleranteste Ort in der Welt; Juden, Mennoniten, Katholiken, Protestanten, alle dienen hier Gott in ihrem eignen Tempel auf die Weise, die sie für die beste halten. Ich glaube sogar, daß man den Türken nicht verwehren würde, sich hier eine Moschee zu erbauen. Doch um alle diese Bewohner Neuwieds habe ich mich weiter nicht bekümmert, denn nur die schöne Lage des sehr hübschen freundlichen Orts und der Wunsch, eine Herrnhuter Gemeine recht in der Nähe zu sehen, zogen mich her.

Die etwas über zwei Stunden lange Fahrt auf dem Rhein, von Koblenz bis Neuwied, gewährte uns eine nähere Ansicht der Gegend, die uns schon oft von Koblenz aus entzückte. Hier ist alles lachend und freundlich, keine Spur der wilden romantischen Pracht zwischen Bingen und Koblenz; die hohen Felsen bei Andernach und weiterhin, stehen wie wachehaltende Riesen in der Ferne; in der Nähe kränzen Rebenhügel und Gärten die Ufer. Der Rhein umfluthet eine freundlich angebaute Insel, auf welcher einige, wie es mir schien, ziemlich große Gebäude im Schatten schöner Bäume stehen. Mehrere andere

Klöster, Dörfer und Flecken schimmern überall am Ufer aus dem Grün der Bäume und Reben. Wendet man den Blick rückwärts, so sieht man Koblenz vom Rhein und der Mosel umarmt, und den stolzen Ehrenbreitstein hoch und kühn sich erheben.

Neuwied selbst mit seinen breiten reinlichen Straßen und den netten zierlichen Häusern, macht gleich beim Landen einen sehr freundlichen Eindruck. Auch im Gasthofe der Brüdergemeine gefiel uns der höflich treuherzige Empfang unsrer Wirthin, und die große Sauberkeit des anständig, wenn gleich ländlich eingerichteten Hauses. Die nächste Umgebung des Ortes ist ziemlich flach, aber dennoch sehr angenehm durch die Nähe des Stroms, und die Ansicht der Felsenparthien rings umher.

Da Sie mehrere Herrnhuter Kolonien kennen, so wissen Sie, daß in allen die unverheiratheten Männer, die Mädchen, die Wittwen, einzig mit ihres Gleichen in großen, besonders dazu eingerichteten Gebäuden leben; daß alle, die zu einer dieser Klassen gehören, gemeinschaftlich essen, beten, arbeiten, in großen Sälen schlafen, und so, von

der ganzen Welt getrennt, ihr stilles einförmiges Daseyn von einem Tage zum andern hinbringen, ohne selbst mit ihren übrigen Glaubensgenossen in nähere Verhältnisse viel zu kommen.

Ein glücklicher Zufall hatte uns in Koblenz die Bekanntschaft eines der angesehensten Mitglieder der Neuwieder Gemeine verschafft, daher mangelte es uns auch hier nicht an einem geistreichen sachkundigen Führer. Von ihm begleitet, eilten wir nur flüchtig durch das Brüderhaus, um im Schwesternhause etwas länger zu verweilen. Doch zogen uns auch im erstern der Fleiß- und die Geschicklichkeit an, mit denen dort unendlich viel nothwendige und bequeme Erfordernisse des Lebens verfertigt werden; vor allen wegen ihrer großen Vollendung bis in die kleinsten Theile derselben, und wegen der geschmackvollen Form die Arbeiten der Schreiner und Ebenisten. In beider Hinsicht werden sie kaum von den Engländern übertroffen.

Im Schwesternhause bewunderten wir die schönen Stickereien und andere feine weibliche Arbeiten, mit denen sowohl die Schwestern, als ihre jungen Zöglinge sich emsig beschäftigen, um uns

Weltkinder damit zu schmücken, denn sie selbst tragen dergleichen nie.

Die Gemeine verbindet mit ihrer innern Einrichtung auch zwei große Erziehungsanstalten für Söhne und Töchter, selbst anderer Religionen.

Wie ich höre, empfangen hier die Knaben recht gründlichen Unterricht in alten Sprachen und allen vorbereitenden Schulwissenschaften. Die Mädchen erhalten eine zu stiller Thätigkeit und Häuslichkeit stimmende Erziehung. Alle werden mit Liebe und zweckmäßigem Ernste behandelt, müssen sich aber in die Einrichtung der Kolonie streng fügen, so lange sie in ihr leben. Daher erlaubt man ihnen auch während ihres Aufenthalts in Neuwied nie einen Besuch bei ihren Aeltern oder Verwandten, obgleich diesen recht gern verstattet wird, zu den Kindern zu kommen.

Die vielen am Stickrahmen beschäftigten, größtentheils sehr jungen Mädchen sehen allerliebst aus. Zum Unterschied von den Schwestern tragen die Zöglinge zierlich gestickte Häubchen von etwas weltlicher Form mit einer blaßrothen Schleife unter dem Kinn zugebunden, denn hier verstattet die strenge Sitte keinem Lockenköpfchen, sich un=

verhüllt zu zeigen. Manches blitzende Auge schien mir zwar etwas sehnsüchtig über die Stickerei hinweg, in die ferne bunte Welt zu blicken; doch waren alle ganz heiter bei ihrer emsigen Arbeit.

Die kleinen leinwandnen Hauben der Schwestern gefallen mir nicht, alle sind in der Form einander ganz gleich, verbergen fast gänzlich das Haar und entstellen wirklich manches hübsche Gesicht. Die Wittwen binden sie mit einem weißen Bande zu, die Frauen mit einem blauen und die Mädchen mit einem rothen. Die ältern unter diesen tragen hochrothes Band, und nur der blühenden Jugend wird die schöne Rosenfarbe verstattet. Ich denke es mir doch als einen traurigen Moment, in welchem das letzte Rosa-Band abgelegt wird und das inkarnate an dessen Stelle tritt. Wir in der Welt thun diesen Schritt auch, und bei Zeiten, wenn wir vernünftig sind, aber doch nicht so plötzlich, sondern nach und nach, so daß wir ihn selbst kaum bemerken.

Noch weit weniger als die Hauben gefallen mir die Schlafsäle der Herrnhuterinnen, obgleich die Luft darin so rein als möglich ist. Achtzig schneeweiße Betten, in langen Reihen neben und

hinter einander dicht zusammen gestellt, gewähren darin einen sonderbaren, aber durchaus nicht behaglichen Anblick. In der Mitte des hohen, weiß getünchten Saals hängt eine große Glocke von der Decke herab, auf deren ersten Ton alles zu Bette gehen und wieder aufstehen muß, um einem neuen Tage entgegen zu gehen, der nichts anderes bringt, als was der gestrige brachte.

So geht hier alles nach bestimmten Regeln und Gesetzen, in die Jeder ohne Ausnahme sich fügen muß, und die denn doch wohl am Ende den Untergang aller Selbstständigkeit herbeiführen, wenigstens bei schwachen Gemüthern.

Dennoch fühlte ich mich auf eigne rührende Weise von der stillen Ruhe dieser Menschen ergriffen, von ihrer Freundlichkeit, ihrer gemessenen Thätigkeit, und besonders von dem familienartigen Verhältniß, in welchem alle gegenseitig zu einander zu stehen scheinen. Auch freute mich ihre hohe Reinlichkeit und Ordnungsliebe im Aeußern.

Ich betrachtete aufmerksam alle die vielen Gesichter der Brüder und Schwestern, in deren Nähe ich heut kam. Auf vielen hatte die Zeit tiefe Furchen gezogen, viele schienen früh gealtert;

nirgend sah ich Spuren eines fröhlich genossenen Lebens oder muntere Lust an Scherz und Lachen; aber auch auf keinem Gesicht Spuren hernagenden Grams, wilder ausgetobter Leidenschaft, oder gar jene versteinerte Verzweiflung, die ich früher oft in Klöstern bemerkte. Zwar sehen die Menschen hier eben nicht fröhlich aus, aber doch ruhig zufrieden, und selbst die vielen verblühten Mädchen, die unter ihren jüngern Schwestern herum wandeln, haben bei weitem nicht das abschreckende Ansehen alter Nonnen. Auch bemerkte ich zu meiner grossen Freude kein einziges jener süßlich-frommen, scheinheiligen Gesichter, die mir im Grund der Seele zuwider sind.

Die immer rege Thätigkeit der Herrnhuter ist es wohl hauptsächlich, welche sie beim gänzlichen Mangel aller Vergnügungen aufrecht erhält. Arbeit und Gebet ist die ganze Geschichte ihres Lebens, und das Bewußtseyn, daß keiner von ihnen in Mangel und Elend versinken kann, verscheucht jede beängstende Sorge daraus.

Viele treiben ein der Kunst sich näherndes Handwerk. So sah ich bei einem Uhrmacher Flötenuhren in einer alles übertreffenden Vollkommen-

heit, von den ganz großen zum Schmuck für Zimmer und Säle an, bis zu den kleinsten in Dosen und Ringen. Ein anderes Mitglied der Gemeine zeigte mir große Mappen voll geistreich und leicht hingezeichneter Abbildungen der schönsten Gegenden und Ruinen am Rhein, die von ihm einzig zu seiner eignen Freude treu nach der Natur kopirt waren, und deren Zahl sich noch täglich mehrt.

So mag denn das Leben hier wohl ganz ruhig und leise weggehen, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, obgleich ich in meinem weltlichen Sinn nicht begreife, wie man dies anfängt.

Shakspeare's Worte: „**Life is as tedious as a twice told tale, vexing the dull ear of a drowsy man,**“ scheinen mir vor allen auf das Leben eines Herrnhuters passend, daher glaube ich, daß es diesen auch leichter wird, es zu verlassen, als uns Weltkindern; denn alles, was sie von der Zukunft in dieser Welt noch erwarten können, gleicht zu sehr der Vergangenheit, in der viele einander vollkommen ähnliche Tage sich zu Jahren reihten. Warum sollten sie sich also sonderlich sträuben, wenn der letzte erscheint? ich glaube

im Gegentheil, sie sterben gern, um doch endlich einmal etwas Neues zu erleben.

Von dem Gottesdienste der Gemeine würde ich gar nichts gesehen haben, wenn es nicht zum Glück einem alten ehrlichen Herrnhuter eingefallen wäre, sich gerade heute begraben zu lassen. Die Thaten des guten Mannes beschränkten sich während seines ganzen sechs und siebenzigjährigen Lebens auf nichts, als auf die Verfertigung von Siegellack und englischem Pflaster, deshalb sahen wir aber doch die ganze Gemeine ihm zur letzten Ehre zwischen den weißen kahlen vier Wänden des hohen Betsaales versammelt. Der eisgraue Pfarrer setzte sich ganz bequemlich in einen mächtigen Großvaterstuhl; sein ziemlich unverständlicher, aber gewiß gut gemeinter Vortrag der Lebensgeschichte des Verstorbenen, machte indeß auf mich keinen sonderlichen Eindruck, einen desto tiefern der leise harmonische Gesang der Gemeine. Dieser ist das Rührendste, Herzergreifendste, was ich jemals gehört habe, jeder Ton spricht mächtig das Gefühl der reinsten Andacht, der demüthigsten Ergebung und Gottesverehrung aus. So hat noch keine Kirchenmusik mein heiligstes Ge-

fühl erregt, wie dieser einfache Gesang, und wenn sie noch so herrlich vom hohen Dome wiederhallte.

Nach der Begräbnißfeierlichkeit besuchten wir die höchst angenehmen Umgebungen des freundlichen Ortes. In dem großen schönen Schloßgarten erfreute uns besonders die Ansicht der prächtigen Felsen, an deren Fuß gegenüber am Rhein Andernach liegt, auch das sehr hübsche Lustschloß Mon-repos erblickten wir, mäßig entfernt, in einer sehr reizenden Lage.

Den Abend brachten wir im Hause unsers Herrnhuter Gastfreundes am Theetisch zu, wo sich ein kleiner Kreis seiner Freunde gesammelt hatte.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderbar mir diese Gesellschaft geistreicher Menschen an diesem Orte erschien, wo ich in der That nichts Aehnliches vermuthet hätte. Wenn ich vor mich hinsah und dem lebhaften Gespräch über Kunst und Literatur theilnehmend folgte, so glaubte ich mich mitten in Weimar und in einem unsrer angenehmsten Zirkel zu seyn; blickte ich auf und sah neben mir die herrnhutischen Gestalten, so meinte ich zu

träumen. Besonders schwer ward es mir, die feine Bildung, die Sitte und den geselligen Ton der Frauen mit ihrer altmodischen einfachen Kleidung und dem häßlichen leinenen Häubchen zu vereinen.

Mit einer mir ganz unerwarteten Liberalität erlaubte man mir, meine Meinung über alles, was ich in Neuwied gesehen hatte, zu äußern, und suchte sie hin und wieder zu berichtigen, so daß ich zuletzt einsah, es sey hier, wie überall, viel Gutes neben manchem Mißbrauch zu finden, der wohl hauptsächlich aus der Individualität Einzelner entsteht. Nur über zwei Punkte konnten wir durchaus nicht einig werden, über den unbedingten Gehorsam, mit welchem jeder Herrnhuter sein Haus, sein Vaterland verlassen muß, um als Missionär in die Wüsten Afrika's zu ziehen, wenn ihn die Obern dazu vor allen Andern für tüchtig erklären, und über das Loos, welches hier bei den Heirathen eine so entscheidende Stimme hat. Mit letzterm ist es zwar nicht ganz so arg, wie ich es mir gedacht hatte, aber doch noch immer fürchterlich genug. Denn wenn gleich Niemand dadurch zu einer Heirath gezwungen werden

kann, so vermag es doch, zwei Menschen, die sich lieben, zu trennen, ohne daß andere Hindernisse ihrer Verbindung entgegenstehen. Vergebens wandte man mir ein, daß eine unglückliche Ehe in der Gemeine zu den höchst seltenen, fast beispiellosen Fällen gehört. Das ächte wahre Unglück zeigt sich nicht an den Straßen, und wer vermag es, in das Innere der Gemüther zu dringen, wo es oft verzehrend wohnt, wenn auch keine Klage es verräth! Auch glaube ich nicht, was behauptet ward, daß die höchst eingezogene Lebensweise der jungen Männer und Mädchen, die fast gänzliche Unmöglichkeit irgend einer Annäherung von beiden Theilen, jeder leidenschaftlichen Liebe vorbeuge. So wie ich die Menschen kenne, muß ich glauben, daß gerade diese unübersteiglichen Hindernisse ein Fünkchen Liebe zur höchsten Glut entflammen; kurz, nichts vermag, mich mit dem Gange einer Herrnhuter Liebesgeschichte zu versöhnen.

Denken Sie sich, lieber Freund, Sie wären ein Herrnhuter und liebten ein Mädchen, das Sie freilich nur im Bethause gesehen haben. Einen Versuch, Ihre Auserkohrne zu sprechen,

oder vielleicht gar sie mit Ihren Wünschen bekannt zu machen, dürfen Sie ja nicht wagen; bewahre Gott, das wäre ein unverzeihliches Vergehen; nein, Sie wandeln dafür hübsch bedächtig zu den Vorstehern, und erklären diesen auf die gelassenste Weise von der Welt, wie Sie gesonnen wären zu heirathen, und daß eine christliche Verbindung mit der bewußten jungen Person, Ihnen als die angemessenste erscheine. Die Vorsteher forschen nach dieser Erklärung, wie es mit Ihrem Vermögen und sonstigen Zuständen sich verhalte, und schicken Sie darauf einstweilen wieder nach Hause, mit dem Versprechen, Ihr Anbringen reiflich zu überlegen. Während Sie nun zwischen Furcht und Hoffnung bei dem entscheidendsten Schritt Ihres Lebens ganz passiv dasitzen müssen, suchen die Vorsteher die Persönlichkeit Ihrer Geliebten und deren übrige Verhältnisse zu erkunden; überlegen bedächtig, ob eine Verbindung zwischen Ihnen und ihr zu beider Heil wünschenswerth wäre, und wenn sie darüber einig sind, tragen sie zuletzt dem Heiland diese Angelegenheit im Gebet zur endlichen Entscheidung vor. Nach diesem wird das Loos geworfen, ein wahres Gottesurtheil; fällt es ver-

neinend, so wird Ihnen ihr unabwendbares Schicksal verkündet, Sie müssen sich darein fügen, oder werden als ein Widerspenstiger aus der Gemeine verstoßen. Im Fall aber, daß das Loos mit Ihrem Wunsch übereinstimmt, erfahren zuerst die Aeltern des Mädchens Ihren Antrag, und wenn diese nichts dagegen haben, wird dem Mädchen erst der Wille des Herrn verkündet, darauf mit Erlaubniß der Aeltern eine Zusammenkunft zwischen ihnen beiden veranstaltet, und das übrige findet sich hernach, wie in der übrigen Welt. Ein Glück ist es nur noch, daß den Mädchen erlaubt ist, dem Willen des Heilandes in diesem Fall nicht immer Folge leisten zu müssen. Sie dürfen Nein sagen, und immer wieder Nein bei allen folgenden Anwerbungen, ohne deshalb zum inkarnaten Bande auf Lebenszeit verurtheilt zu werden, und es abwarten, ob nicht endlich einer kommt, den sie lieben zu können glauben.

Koblenz, 27. September.

Wir fuhren heut früh von Neuwied zu Lande hieher zurück. Ein kleiner unbedeutender Umweg

führte uns nach Friedrichsberg, einem Ort, wo ich zwar kein Luftschloß, aber doch einen Luftpavillon einstweilen erbaute, und dabei Sie recht herzlich zu uns wünschte.

Friedrichsberg ist der Landsitz des Grafen von Boos. Wir stiegen an der Thür des Parks aus und gelangten durch mannichfaltige Windungen sehr anmuthiger Laubgänge auf die Anhöhe, wo nun einstweilen mein Luftpavillon neben einem recht hübschen tempelartigen Sommerhause gegründet ist.

Mit einem Blick übersah ich dort oben den reichen Schauplatz des bunten regungsvollen Lebens, die mit Städten und Dörfern besäeten Ufer des Rheins viele Meilen weit hinaus; dazu ein tief verborgnes stilles Thal, einsam und grün wie eine Laube; und dicht vor mir, auf einem Felsen, das ernste Denkmal längst versunkner Größe und Pracht in den malerischen Trümmern einer Burg, das Stammhaus der am Rhein ehemals mächtigen Grafen von Sayn; alles dies vom nämlichen Standpunkt aus. Ich brauchte kaum den Kopf ein wenig zu wenden, so lagen die

Gegenwart, die Vergangenheit und die einsamste Abgeschiedenheit vor mir da.

Von hier führte uns der Weg immerfort dicht am Rheine hin; die Kunststraße ist schön, aber Felsen engen sie ein, und der Blick in den tief unten wogenden Strom ist deshalb grausenerregend, so herrlich auch die Natur rings umher prangt. Beinah überall in diesen Gegenden ist mir der fast gänzliche Mangel der Brustwehren an den Straßen aufgefallen, obgleich man auf diesen oft an Abgründen hinrollen muß, wo ohne sie jeder doch mögliche Unfall an Wagen und Pferden die augenscheinlichste Gefahr bringt.

Mannheim, 4. October.

Hier bin ich nun am letzten Ziel meiner Reise angelangt, von dem ich in wenigen Wochen heimzukehren gedenke. Wir fuhren zu Lande von Koblenz nach Mainz zurück, wo wir unsern Wagen während der Rheinreise hatten stehen lassen. Leider war der Tag unsrer Abreise sehr trübe und regnig, nur zuweilen belebten einige Sonnenblicke die unaussprechlich herrliche Gegend, und

gaben uns eine Ahnung von dem, was diese Fahrt an einem schönen Tage seyn muß.

Der Weg führt, längs dem linken Rheinufer, durch alle die Orte, denen wir an dieser Seite vorübergeschifft waren, und es wird mir schwer, zu entscheiden, ob ich diese Fahrt zu Wasser oder zu Lande vorzüglicher finde. Allen den vielen am linken Ufer liegenden Städten und Dörfern, allen den Burgen, Klöstern und Kirchen kamen wir jetzt ganz nahe vorüber. Der Rhein und dessen rechtes Ufer blieben uns immerwährend im Gesicht. Von einem höhern Standpunkt, als auf dem Wasser, zeigten sich die Gegenstände jenseit des Stroms nicht minder malerisch und schön. Auch waren wir zu Lande den Bewohnern dieser Gegenden näher, deren naiv-treuherziges Wesen und Sprache für mich viel Anziehendes haben.

Die Kunststraße war durch den vielen Regen verdorben; an einigen Stellen ist sie so schmal, daß die uns begegnenden Frachtwagen mir manche Herzensangst erregten. Die Nacht blieben wir in Bacharach. Mit großer Freude erblickte ich am andern Morgen aus einem Fenster des Gasthofes die schöne Ruine der Kirche hoch über der Stadt,

welche mir schon vom Wasser aus so wunderbar entgegen geleuchtet hatte. Sie glänzte wie verklärt, im hellen Strahl der Morgensonne, aber leider waren alle Pfade so naß und schlüpfrig geworden, daß ich nicht zu ihr hinauf steigen konnte. In Mainz ruhten wir aus und eilten dann so schnell als möglich durch die uns schon bekannten Gegenden, die uns, nach allem, was wir in den letzten Tagen gesehen hatten, noch reizloser erschienen, als das erste Mal.

Mannheim, 15. Oktober.

Alle Welt ist darüber einig, daß Mannheim eine sehr schöne, große, durchaus regelmäßig erbaute Stadt sey. Weil sich aber immer Leute finden, denen der Honig zu süß, die Rose zu duftend, die Sonne zu warm ist, kurz, die überall Fehler aufspüren, und sollten sie auch nur in der zu großen Vollkommenheit des zu tadelnden Gegenstandes sie suchen; so wird auch hin und wieder behauptet, diese Stadt sey zu regelmäßig und werde dadurch langweilig.

Ich bin nicht dieser Meinung. Mich freut der Anblick der schnurgraden breiten Straßen, die

alle in bestimmter Entfernung einander durchkreuzen, und die Stadt in lauter regelmäßige Vierecke eintheilen; ich wandle gern auf den bequemen Fußpfaden, längs den zum Theil sehr schönen großen Häusern, die bei aller vorherrschenden Symmetrie doch nicht ermüdend gleichförmig erbaut sind, sondern sich gar wohl von einander unterscheiden lassen.

Fast keine einzige der Straßen hat hier einen bestimmten eignen Namen, wie in andern Städten. Die Nummer des Quadrats und die Nähe irgend eines bekannten Gebäudes sind der einzige Leitfaden auf dem Wege zu dem Orte, wohin man will; deshalb wird es besonders dem Fremden nicht leicht, sich hier zurecht zu finden. Dennoch ist dies minder schwer, als man auf den ersten Anblick es glauben sollte, wenn man nur auf die Richtung achtet, in welcher das Schloß, das Theater, oder irgend eine Kirche mit dem uns vorgesteckten Ziele liegen. Auf diese Weise verirre ich mich hier fast nie, oder doch nur um wenige Schritte, weil ich gewiß bin, daß die Straße, die ich links einschlage, mich nicht am Ende etwa unversehens rechts führt, was in andern, weniger regelmäßig gebauten Städten oft genug geschieht.

Nur etwas mehr Leben möchte ich herwünschen, denn die Stadt ist zu groß für etwa achtzehn tausend Einwohner, die jetzt in Mannheim leben, und die größten Straßen und Plätze haben daher ein etwas verödetes Ansehen. Man findet hier überall wenig Spuren von Handel und Gewerbe, dafür aber entschädigen, mich wenigstens, die Stille und Ruhe um mich her. Ich möchte fast sagen, Mannheim sieht vornehm aus, so, als ob nur Leute darin wohnen, die ohne eigentliche andere Bestimmung ihre Renten angenehm und bequemlich verzehren. Alle Welt hat hier Zeit zu Allem, an emsiges Laufen, Drängen, Stoßen und Treiben denkt Niemand, deshalb ist es mir hier auch recht behaglich zu Muthe, und es scheint, als ob es den Andern, die hier leben, auch so wäre. Spuren drückender Armuth sind mir, bis jetzt wenigstens, hier nicht sichtbar geworden, und Alles hat ein zufriedenes Ansehen.

Eine lange, mit Lindenbäumen besetzte Straße durchschneidet Mannheim der Breite nach, und theilt es in zwei, vielleicht etwas ungleiche Theile. Diese Straße heißt die Planken; ihr jenseits wohnt größtentheils die ärmere, oder doch wenigstens

minder vornehme, vom Kleinhandel und ihrer Hände-Arbeit sich nährende Klasse der Einwohner; auch sind die Häuser weit kleiner und unansehnlicher. Im schönern Theile der Stadt, nach dem Schlosse zu, wohnen die reicheren Familien. Hier steht auch das Kaufhaus, ein großes schönes Gebäude. Auf Säulen ruhende Arkaden umgeben es, unter denen eine Menge glänzender und nützlicher Dinge in Magazinen feil gehalten werden. Mehrere Kirchen, große, Palästen ähnliche Wohnungen adliger Familien vom ersten Range, auch das Schauspielhaus und andere öffentliche und Privatgebäude, schmücken diesen Theil der Stadt durch edlen Styl der Bauart, durch Pracht und Eleganz. Am imposantesten aber erscheint das nahe am Rhein erbaute Schloß, diese ehemals prächtige Residenz der Churfürsten, und gewährt einen wahrhaft großen Anblick, besonders von der Gartenseite. Der westliche Flügel trägt leider noch Spuren der während der Belagerung Mannheims erlittenen Zerstörung, die aber dennoch dem grandiosen Effekt des Ganzen wenig Schaden thun, da sie nur in der Nähe recht sichtbar werden.

Der schöne, zur öffentlichen Promenade die-

nende Schloßgarten erstreckt sich bis dicht an den hier sehr breiten Rhein. Auch in ihm haben Ueberschwemmungen gewüthet, herrliche Baumgruppen, schöne Grasplätze stehen noch unter Wasser und sinken allmählich zum gänzlichen Untergang hin. Der Anblick ist traurig, noch trauriger der, der ganzen Umgegend, die, unter dem nämlichen Mißgeschick erliegend, vielleicht in vielen Jahren sich nicht wieder völlig erholen wird. In günstigern Zeiten müssen die Umgebungen Mannheims sehr angenehm seyn, ungeachtet ihrer vollkommenen Fläche. Die Vegetation in diesem milden Klima ist reich; Obstgärten und schöne Alleen ziehen sich um die Stadt; die Vogesen und die malerischen Berge bei Heidelberg und an der Bergstraße gewähren einen schönen Blick in die Ferne, und sowohl der breite Rhein mit seinen schönen Inseln, als der hier ihm zuströmende Neckar bieten ein immer neues, mit jeder Tagesstunde wechselndes Schauspiel. Ich erfreue mich daran täglich bei meinen gewöhnlichen Spaziergängen auf dem sich an den Schloßgarten anschließenden Damm, der sich längs den Rheinufern hinzieht.

Die Einwohner der Stadt wallfahrten am häufigsten nach der Mühlau, einer etwa eine Viertelstunde von ihr entfernten Insel im Rhein. An jedem schönen Tage strömt alles dorthin, zu Wasser und zu Lande, gehend, fahrend und reitend; auch ist diese Insel ein gar grünes, schattiges Plätzchen, von dem man sich der anmuthigsten Aussichten auf den Rhein und Neckar erfreuen kann. Umgeben von einem hübschen Gehölze, steht mitten auf ihr ein kleines Lustschloß, welches jetzt zu einem sehr vorzüglichen Gasthofe eingerichtet ist. Hier werden den Sommer über wöchentliche Konzerte und Bälle gegeben, zu welchen die ersten adeligen und bürgerlichen Familien unterzeichnen und sich fleißig und zahlreich dabei einfinden. Leider haben sie mit dem Michaelistage aufgehört, daher fanden wir sie nicht mehr, und sehen nur das sehr elegante und geräumige Lokal der jetzt vor dem Herbste flüchtig gewordenen Freuden.

Im Vergleich mit andern Städten von dieser Bedeutung ist das Leben in Mannheim noch im-

mer sehr wohlfeil, und obendrein alles, was man für sein Geld erhält, in seiner Art vortrefflich. Auch die Wohnungen sind schön, bequem, und verhältnißmäßig nicht theuer.

Es herrscht ein froher, geselliger Geist über die Mannheimer, sie lieben die Freuden des Lebens und theilen sie gern mit Andern, ohne sich doch zu sehr dem blos rauschenden Vergnügen zu ergeben. Sie sind zuvorkommend gegen Fremde, ohne ihnen durch zu großen Aufwand bei kostbaren Gastereien den Muth zu nehmen, sie oft zu besuchen. Daher ist es hier im Durchschnitt den Fremden so wohl zu Muthe, daß Viele, sobald sie nur erst in der Gesellschaft recht bekannt geworden sind, gar nicht mehr an Weggehen denken; obgleich manche bei ihrer Ankunft entschlossen waren, nur einige Wochen oder Monate in Mannheim zu verweilen.

Viele angesehene adelige und bürgerliche Familien leben auf diese Weise nun schon seit Jahren in dieser Stadt. Aus England und Holland, aus den Niederlanden, aus ganz Deutschland, von der Donau bis zu den fernen Gestaden der Ostsee, haben sie sich auf diesem freundlichen

Punkt der Erde versammelt. Daher ist auch der gesellige Ton hier weit liberaler als anderswo, und weit entfernt von jener, die Freude verscheuchenden langweiligen Monotonie, welche man so oft in nicht kleineren Städten antrifft.

Mannheim ist nicht mehr die prächtige glänzende Residenz, die es war. Die Zeitumstände haben auch hier alle Klassen der Einwohner um einen Theil ihres Vermögens gebracht, und sie gezwungen, sich auf alle Weise in ihren Ausgaben zu beschränken. Aber wenn gleich wenig eigentlicher Luxus hier noch zu finden ist, so blieben doch eine gewisse Eleganz, welche das Leben verschönt, und alle feineren Genüsse des häuslich geselligen Lebens unter gebildeten Menschen, die an allem wahrhaft Schönen und Guten lebhaften Antheil nehmen.

Mit dem Hofe schwand auch die höfische Etikette und die zu strenge Absonderung der Stände; letztere wenigstens in so weit, daß vorzüglich geistreich Gebildete bürgerlichen Standes mit denen vom höchsten, ja sogar fürstlichen Adel Umgang haben, ohne je vom Ahnenstolz verletzt oder zurückgesetzt sich zu fühlen. Dies habe ich selbst in

vielen adligen und bürgerlichen Häusern, in welchen ich eingeführt bin, gesehen und erfahren. Daher thut es mir weh, wenn man mein mir so liebes Mannheim sogar in öffentlichen Blättern in dieser Hinsicht verläumdet. Freilich ist nicht aller Unterschied der Stände aufgehoben, dies wäre ja sogar kein Gewinn, sondern Zerstörung der einmal im civilisirten Leben eingeführten Ordnung, die sich immer an ihren Vernichtern von selbst rächt. Aber nur bei öffentlichen feierlichen Gelegenheiten, die selten vorkommen, wird man etwas von Rangordnung gewahr; in das gesellige Leben mischt sich keine störende Etikette, auch äußert sie sich nicht bei öffentlichen Vergnügungen, bei Bällen und Konzerten. Ich habe deren mehreren beigewohnt und keine Spur davon gefunden, obgleich man im Auslande die lächerlichsten Mährchen davon öffentlich erzählt, so daß mir Anfangs selbst bange davor ward.

Alle Abende sind hier Privatzirkel, oft von fünfzig und mehr Personen, in vier bis fünf verschiedenen Häusern, zu welchen gebildeten Fremden der Zutritt sehr leicht gemacht wird.

Fast alle Welt bewohnt hier ein hübsches ge-

räumiges Lokal, denn auch die Hausmiethen sind, im Vergleich mit andern Städten, nicht theuer. Man versammelt sich zum Thee, der Ton ist leicht, das Gespräch lebhaft. Kartenspiel kommt selten in die Reihe der Unterhaltungen, aber Musik fehlt fast nie. Die Mannheimer alle lieben diese schöne Kunst, und viele Dilettanten haben es in ihr bis zur Meisterschaft gebracht. Niemand denkt daran, durch das oft gewöhnliche, wirklich sündhafte Weigern das Vergnügen der Gesellschaft zu schmälern, oder wenigstens zu erschweren, sondern Jeder, der dazu fähig ist, und deren gibt es hier viele, trägt gern und anspruchlos zur allgemeinen Freude bei. Verstummt der Gesang, so tritt oft ein Walzer auf dem Klavier an dessen Stelle, nach welchem der jüngere Theil der Gesellschaft sich ein Weilchen lustig herumdreht, oder es werden Charaden und ähnliche Spiele vorgenommen, die den fröhlichen Abend beschliessen.

Außer diesen Privatzirkeln gibt es noch wöchentliche Subscriptions-Bälle. Im Sommer, wie ich früher erwähnte, werden diese auf der Mühlau gegeben, im Winter im Schauspielhause, in einem sehr schönen großen Saal, an welchen einige

Nebenzimmer stoßen. Während des Karnevals sind die, wie ich höre, recht hübschen Maskenbälle häufig besucht, auch fehlt es nicht an kleinen Bällen in Privatzirkeln.

Sie sehen aus allem diesem, lieber Freund, daß auch der Lebenslustigste in Mannheim seine Zeit recht angenehm hinbringen kann, und daß kein Gebildeter, selbst mit höheren Ansprüchen, als die auf bloßes fröhliches Zusammenseyn, hier irgend etwas vermißt, was sein Leben verschönert.

Manchen genußreichen Abend gewährt mir der Besuch des hiesigen Theaters.

Es war einst die Pflanzschule, aus welcher fast alle die bedeutendsten Künstler hervorgingen, deren unser Vaterland sich bis auf unsere Zeiten erfreute. Was es war, ist es nicht mehr, und konnte es auch nicht bleiben, seit Mannheim aufhörte, die glänzende Residenz eines prachtliebenden Fürsten zu seyn, denn vor allen andern Künsten bedarf die Schauspielkunst eines mächtigen Schutzes und kräftiger Unterstützung. Aber die den Mannheimern eigne Kunstliebe erhält diese

Bühne noch immer über der langweiligen Mittelmäßigkeit empor. Das Orchester, ungeachtet des ungünstigen Zeitenzustandes, bleibt seines alten Ruhmes werth; viele Mitglieder desselben erheben sich auf ihrem Instrument zur wirklichen Virtuosität, auch die Direction des Ganzen ist so vortrefflich, daß es zur wahren Freude wird, hier die Begleitung einer großen Oper anzuhören.

Mehrere unter den Schauspielern zeichnen sich durch regen Kunsteifer aus, und würden jede Bühne zieren; unter den jungen Schauspielerinnen gibt wenigstens manches im Entwickeln begriffene Talent recht angenehme Hoffnungen für die Zukunft.

Das Schauspielhaus ist groß, schön, prächtig sogar, eine wahre Zierde dieser schönen Stadt durch seine, im großen Styl erbaute, mit Säulen geschmückte Außenseite. Im Innern hat man durch viele große und bequeme Ausgänge, durch schöne Treppen und Koridors dafür gesorgt, daß auch bei überfülltem Hause nie die mindeste Unordnung entstehen kann.

Die Dekorationen sind freilich nicht alle ganz neu mehr, aber doch anständig und viele von

ausgezeichneter Schönheit; die Kostüms der Schauspieler, wie fast bei allen Theatern, zuweilen glänzend, aber nicht immer richtig gewählt. Man rühmt sehr die Einrichtung der Maschinerien bei Verwandlungen, Flugwerken, Versenkungen und ähnlichen Theaterkunststücken; ich habe aber nicht Gelegenheit gehabt, mich selbst durch den Augenschein davon zu überzeugen.

Alle Einwohner Mannheims, die es vermögen, beeifern sich, durch Abonnements für die Erhaltung ihres Theaters zu sorgen. Daher sind von allen den vielen Logen nur sehr wenige für Durchreisende frei geblieben, im Nothfall aber bietet diesen das Parkett Raum genug. Durch das allgemeine Abonniren ist übrigens auch dem traurigen Anblick eines leeren Schauspielhauses vorgebeugt; ich sah es immer von wohlgekleideten Zuschauern angefüllt, selbst bei sehr bekannten Darstellungen älterer Stücke.

Das Theater selbst erscheint mir, so lange ich hier bin, fast wie eine Musterkarte aller übrigen Bühnen, besonder's der benachbarten. Durchreisende Künstler empfängt man in Mannheim sehr freundlich, und da unsere Schauspieler jetzt alle

gewältig mobil sind, so sehen wir fast an jedem Abend Gastrollen, oft sogar drei bis vier zugleich, von Fremden gespielt.

Es fällt mir auf, daß diese Art von Kunstreisen in unsern Tagen so gar sehr häufig werden, und ich zweifle, ob die Kunst selbst dadurch so viel gewinnen kann, daß der Nachtheil, den sie, ihrer jetzigen Einrichtung nach, bringen, dadurch überwogen werde. Wahr ist es, nur wer viel sieht, kann viel lernen, er treibe welche Kunst er wolle, und in dieser Hinsicht mögen solche Reisen für den angehenden talentvollen Schauspieler von unbestrittenem Nutzen seyn; besonders wenn er als müßiger Zuschauer das Spiel Anderer beobachtete. Auf diese Weise könnte er am besten einsehen lernen, was ihm noch mangelt, was er zu vermeiden hat, und mancher gute Gedanke über die verschiedenen Ansichten einer und derselben Rolle müßte in seinem Innern ihm klar werden. So aber reisen unsre Künstler nicht, und können es auch nicht, denn schwerlich möchte sich irgend eine Direction entschließen, sie mit dem dazu nöthigen Reisegelde zu versehen. Die Kunst selbst muß es also dem Schauspieler möglich machen,

eine Reise zu unternehmen, und durch sein eignes Auftreten auf fremden Bühnen geht fast aller Vortheil verloren, den er für seine Bildung aus ihr ziehen könnte; denn der Wunsch, selbst vortheilhaft zu erscheinen, erschwert das Beobachten Anderer, die sich auch ohnehin in einem von dem seinen verschiedenen Rollenfach zeigen. Die Theater, auf welchen das Auftreten fremder Künstler zu oft erlaubt wird, verlieren am Ende dadurch. Bestochen durch den mächtigen Reiz der Neuheit erheben die Zuschauer das fremde Verdienst, besonders durch das jetzt zur Gewohnheit gewordene Hervorrufen, und vergessen darüber ihre einheimischen, vielleicht eben so preiswürdigen Künstler. Diese werden dadurch muthlos und lässig in der Ausübung des, ihrer Meinung nach, nicht genug anerkannten Talentes, und sinken in der Kunst, anstatt vorwärts zu streben. Sie ergreifen die erste beste Gelegenheit, um ihrerseits auch auf andern Bühnen zu glänzen. Dadurch vermehren sich die Künstlerwanderungen, aus denen denn zuletzt Auswanderungen entstehen. Diese aber zerstören alle Hoffnung, jemals auf einer deutschen Bühne ein harmonisches Ganze gegründet zu

sehen, das alle einzelne Theile einer Darstellung zur erfreulichen Einhet verbindet, die wir jetzt leider überall vermissen.

In Mannheim habe ich bis jetzt mehrere Opern, Trauerspiele und Komödien gesehen; keine dieser Darstellungen war ganz verfehlt, und manche ergötzte mich sehr, ungeachtet die vielen Gastrollen manches Fremdartige, zum Ganzen nicht Stimmende hineinbrachten. Auch auf die Wahl der Stücke hatten diese nicht den günstigsten Einfluß, manches ward augenscheinlich blos deshalb gegeben, weil irgend ein fremder Künstler darin vorzüglich zu glänzen gedachte. So kam denn auch das Ifflandische Stück, die Mündel, einmal an die Reihe, in welchem ein Schauspieler aus Karlsruhe den Kaufmann Drawe so natürlich spielte, daß mir selbst bei aller der Angst und Noth ganz jämmerlich zu Muthe wurde. Sie versetzte mir fast den Athem, obgleich ich wohl einsah, daß sowohl ihre Existenz, als ihre endliche Auflösung, durch die gegen den wirklichen Gang des Lebens anstrebende Erfindung, völlig in das Reich der Unmöglichkeiten gehören. Ueberdies macht das leidige Geld uns Plage genug im Le-

ben, besonders auf Reisen; daher könnten wir füglich vom Theater her mit solchen unästhetischen Leiden verschont werden.

Don Juan, diese Oper aller Opern, habe ich zweimal, besonders von Seiten des Orchesters, vortrefflich aufführen sehen. In der zweiten dieser Darstellungen entzückte uns die junge Künstlerin Eunike aus Berlin, als ein ganz allerliebstes Zerlinchen. In der ersten machte ein hannöverischer Hof- und Kammer-Sänger aus dem vornehmen jungen Spanier einen lustigen, etwas verruchten Bruder Studiosus, wurde aber, dem Herkommen gemäß, am Ende doch hervorgerufen, obgleich auch sein Gesang uns nicht für den argen Mißgriff seiner Rolle entschädigt hatte.

Doch ich will Sie nicht durch Aufzählung aller der theatralischen Vorstellungen, welchen ich in Mannheim beiwohnte, ermüden. Nur einer erwähne ich noch, die der Schuld von Müllner, weil mir das meisterhafte Spiel eines ganz jungen Mädchens, der kleinen lieblichen Sophie Müller, gar zu viel Freude gemacht hat. Sie gab den Knaben Otto so unübertrefflich schön, daß ich dem Dichter wohl die Freude wünschen möchte,

es anzusehen. Diese Kinderrolle, vielleicht die schwerste unter allen, wird durch die gewöhnliche Art, sie darzustellen, oft unerträglich. Der Dichter bezeichnet sie mit starken, hin und wieder etwas scharfen Zügen, die, zu grell herausgehoben, aus dem Kinde ein vorlautes absprechendes Wesen machen, welches wenigstens keine Mutter ohne innern Aerger ansehen kann. Ganz anders erschien dieser Otto in der Gestalt der anmuthigen Sophie. Mit dem zartesten Gefühl milderte diese alles, was der Milderung bedarf, um nicht im Munde eines Kindes zu empören, ohne deshalb dem Charakter des Knaben sein Eigenthümliches zu rauben; meisterlich drückte sie seine Anhänglichkeit an sein schönes Vaterland aus, und vermied doch jede Uebertreibung spanischer Grandezza. Die treffliche Beschreibung des Stiergefechtes sprach sie wie ein Kind, das sich freute, dem Großvater ein merkwürdiges Ereigniß zu erzählen, von dem es Augenzeuge war, und das vom Strome seiner eignen Rede fortgerissen wird, während andere, die diese Rolle spielen, sie mit affektirtem rednerischen Pathos herdeklamiren und dabei, wie eine Opersängerin bei einer Bravourerie, sich ordentlich

gegen das Parterre hinstellen. Aus allen Bewegungen dieser sehr jungen Schauspielerin sprach die reinste Kindernatur. Wie sie vom Anblick des Vaters im Sarge erzählte, stieg die schmerzliche Rührung in ihrem Innern mit jedem Worte, bis sie den schauerlichen Umstand erwähnte, daß man seine Brust geöffnet habe, um ihn köstlich einzubalsamiren; denn dieser Gedanke muß für jedes Kind etwas höchst Furchtbares haben; auch überwältigte sie hier das Gefühl, ihre Stimme brach, und weinend verhüllte sie am Schluß der Rede ihr Gesicht in das Gewand der Mutter.

Sie wissen, wie jedes erblühende und ausgezeichnete Talent mich interessirt, und nach dieser Darstellung muß ich Sophie Müller für ein mit natürlichen Anlagen reich ausgestattetes Kind halten, das, zweckmäßig gebildet, vielleicht in wenig Jahren, als sehr ausgezeichnete Schauspielerin die Zierde unsrer deutschen Bühnen werden kann; daher verargen Sie es mir nicht, daß ich in meinem Briefe so lange bei ihr verweilte *).

*) Daß Sophie Müller wirklich geworden ist, was sie vor zwölf Jahren zu werden versprach, ist allbekannt.

Uebrigens ist die Mannheimer Bühne noch an vorzüglich guten Komikern besonders reich, und den Herren Kaibel, Thürnagel, Müller verdanke ich manche fröhliche Stunde, manches recht herzliche Lachen, das sie durch ihr treffliches Spiel zu erregen wissen, ohne doch weder den Anstand, noch die Wahrscheinlichkeit zu verletzen.

Nicht nur Schauspiel und Musik, auch die bildenden Künste finden in Mannheim Schutz und rege Theilnahme. Außer der bedeutenden Bibliothek und einem Naturalienkabinet werden im Schloß noch mehrere Kunstsammlungen bewahrt, die ohne alle Schwierigkeit dem Künstler und dem Kunstfreunde offen stehen. Eine reiche Sammlung vortrefflicher Abgüsse der vorzüglichsten antiken Statuen und Büsten, eine von Kupferstichen, und eine Gemälde-Gallerie füllen mehrere Zimmer an.

Die Mappen der Kupferstichsammlung betrachtete ich auch hier nur von außen; sie genau durchzusehen, würde mehr Zeit erfordern, als ich in diesen kurzen Tagen darauf verwenden kann, aber Kenner versichern mich, daß sie viele treffliche und seltene Blätter enthalte.

Die Gemäldegallerie gehört zwar nicht zu den bedeutendsten in Deutschland, enthält aber doch manches treffliche Bild, besonders aus der niederländischen Schule.

Ich würde gewiß viele Morgen in ihr mit Vergnügen verweilen, wenn ich hier wohnte; auch fällt es Lehrlingen in der Kunst nicht schwer, die Erlaubniß zu erhalten, nach den Abgüssen zeichnen oder ein Gemälde kopiren zu dürfen. Ich bemerkte hier besonders einige ganz vortreffliche Bilder von Tennier, von Netscher, von Rubens, von Terburg und andern berühmten Meistern, ein Paar sehr schöne Landschaften von Ruisdael, auch sonst noch so manches Vorzügliche, und das nur im Vorübereilen. Bei näherer Bekanntschaft würde ich gewiß noch vieles entdecken, das mich anzöge.

Unter die erfreulichsten Erscheinungen für die Kunst zähle ich die sehr bedeutende und allbekannte Kunsthandlung der Herren Artaria. Dort findet man Altes und Neues in ewig wechselnder Ebbe und Fluth, man schreitet mit der Zeit fort, keine bedeutende neue Erscheinung am Kunsthimmel kann uns unbeachtet entgehen, während die Werke berühmter alter Meister uns immer aufs Neue er-

freuen. Denn die Eigner dieser Handlung lassen sich keine Gelegenheit entschlüpfen, um alles Schönen habhaft zu werden, was sie nur erreichen können, und besonders waren ihnen die letzt verflossenen Jahre in dieser Hinsicht sehr günstig. Mit der größten Liberalität öffnen sie ihre Schätze nicht nur dem Käufer, auch dem, welchen blos rege Theilnahme und Freude am Schönen zu ihnen führt, wie es bei mir der Fall war; ja sie erlauben es gern, daß man lange verweilt und oft wiederkehrt. Dies scheint ihnen sogar Freude zu machen. Durch lange Uebung ihres Geschäfts haben sie sich große Kunstkenntniß erworben, und scheinen es jetzt eben so wohl aus Liebe zu ihr, als zum Gewinn zu treiben.

Unter einer Menge von schönen Gemälden, welche ich bei ihnen sah, sind drei mir unvergeßlich geblieben, zu denen ich immer wiederkehren muß. Eins ist von Metzu, ein herrliches heiteres Bild voll Wahrheit und von hoher Vollendung. Es stellt einen Fürsten von Oranien vor, der, von seinen Dienern begleitet, auf die Jagd reitet. Die Pferde, die Hunde, die ganze Anordnung des trefflichen Bildes sind von der höchsten Schönheit.

Der einfache edle Ausdruck im trefflichen Kopfe des Prinzen, und die Mannichfaltigkeit der Stellungen ohne alle Verworrenheit, können nicht genug gepriesen werden.

Die beiden andern Gemälde sind von Titian. Eins davon stellt eine kleine Prinzessin vor, ein gar liebliches Kind von etwa fünf Jahren, dessen anmuthige Naivität mit dem reichen schweren Sammtkleide und dem Juwelenschmuck einen wirklich rührenden Kontrast bildet. Sie schmiegt das allerliebste Köpfchen an einen großen Pudel, der sie mit klugen Augen anschauet, so daß man nichts Freundlicheres sehen kann, als dieses Gemälde.

Ernster und erhabener ist das zweite, aber auch von viel höherer Schönheit.

Im Schatten eines großen Baumes, mitten in einer anmuthigen Landschaft, unter dunkelblauem italienischen Himmel, sitzt die Madonna mit ihrem Kinde, so einfach und so edel, dabei so lieblich, als man es sich nur denken kann. Ihr dienend, knien zu beiden Seiten zwei Engel in Jünglingsgestalt, mit herrlich großen purpur- und azurfarbnen Flügeln, in schimmernden Gewändern, deren Falten weit umher den Boden bedecken, und

mit dem frömmsten heiligsten Ausdruck in den wunderschönen Köpfen. Es ist ein Bild, von dem man sich gar nicht wieder wegwenden kann, und dabei trefflich erhalten.

Eine Kunsthandlung, wie diese, wäre mir in meiner Nähe fast noch lieber, als eine Bildergallerie. Diese hier ist wirklich eine, nur daß die Gemälde darin wechseln, und das Vortreffliche nach und nach an uns vorüber zieht, doch immer langsam genug, um es, recht aufgefaßt, im Gemüth fest halten zu können. Und dabei hat man noch den Vorzug, jedes einzeln zu sehen, und nicht durch die Menge geblendet zu werden.

Die Zeit, die Allem ein Ende macht, der Freude wie dem Leid, führt auch das Ende meines hiesigen Aufenthaltes herbei.

Noch ist der Himmel blau, und die Sonne sendet Mittags noch warme Strahlen herab, aber die düstern Nebel, welche Abends die gegenüberstehenden Häuser uns oft unsichtbar machen, die goldgefärbten Blätter, welche langsam an den Bäumen sinken, ohne daß ein Hauch sie berührt,

alles ruft mir zu, daß die letzten Tage des Octobers da sind, und ich die Heimreise antreten muß.

So wäre denn nun auch diese Reise beendet, auf die ich mich Jahre lang freute, wo ich alles, was ich von ihr hoffte, fand: Gesundheit, Erholung nach langen Stürmen, frohes Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit und Stoff zu tausendfacher Erinnerung.

Nie vergesse ich der mannichfachen Freuden, welche mir Natur und Kunst an den schönen Ufern des Mains, des Rheins und des Neckars in diesen vier Monaten gewährten. War gleich der Himmel mir nicht immer günstig und freundlich, waren es doch die Menschen überall, wo ich verweilte.

Manche schöne Stunde des Wiedersehens älterer Freunde habe ich gefeiert, manche neue gefunden, die mich ein gleiches frohes Wiedersehen hoffen lassen, wenn späterhin mein Lebensweg mich wieder in ihre Nähe bringen sollte. Darum, ich bekenne es Ihnen, wird mir der Abschied recht schwer.

Gewiß, ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen meiner Freunde in Weimar, auf das Leben

mit ihnen Allen im gewohnten traulichen Kreise, sogar auf meine Wohnung und meine durch eine Reihe von Jahren mir liebgewordenen Umgebungen. Aber immer ergriff mich ein trübes, wehmüthiges Gefühl, wenn ich am letzten Ziele einer Reise die Deichsel meines Wagens zum ersten Male wieder dem Rückwege zugewendet sah, und heut bemächtigt es sich meiner unwiderstehlich. Denn nicht nur von meinen Mannheimer Freunden nehme ich Abschied, auch von allen, die mir auf diesem Wege begegneten und mich freundlich unter sich aufnahmen. Alle glaube ich in diesem Augenblicke um mich versammelt zu sehen und Allen rufe ich ein herzlich gemeintes Lebewohl zu; auch dem Rheine und den ihm befreundeten Strömen, die mich auf silbernen Wogen so oft dahintrugen durch paradiesische Gegenden, blühenden Ufern entlang und herrlichen Felsen, zu freundlichen Städten.

Und nun wollte ich, es wäre schon eingespannt und ginge rasch vorwärts, der Heimath zu, damit die Nähe derselben mir bald tröstlich erschiene.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vierter Band.

Johann van Eyck.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Johann van Eyck

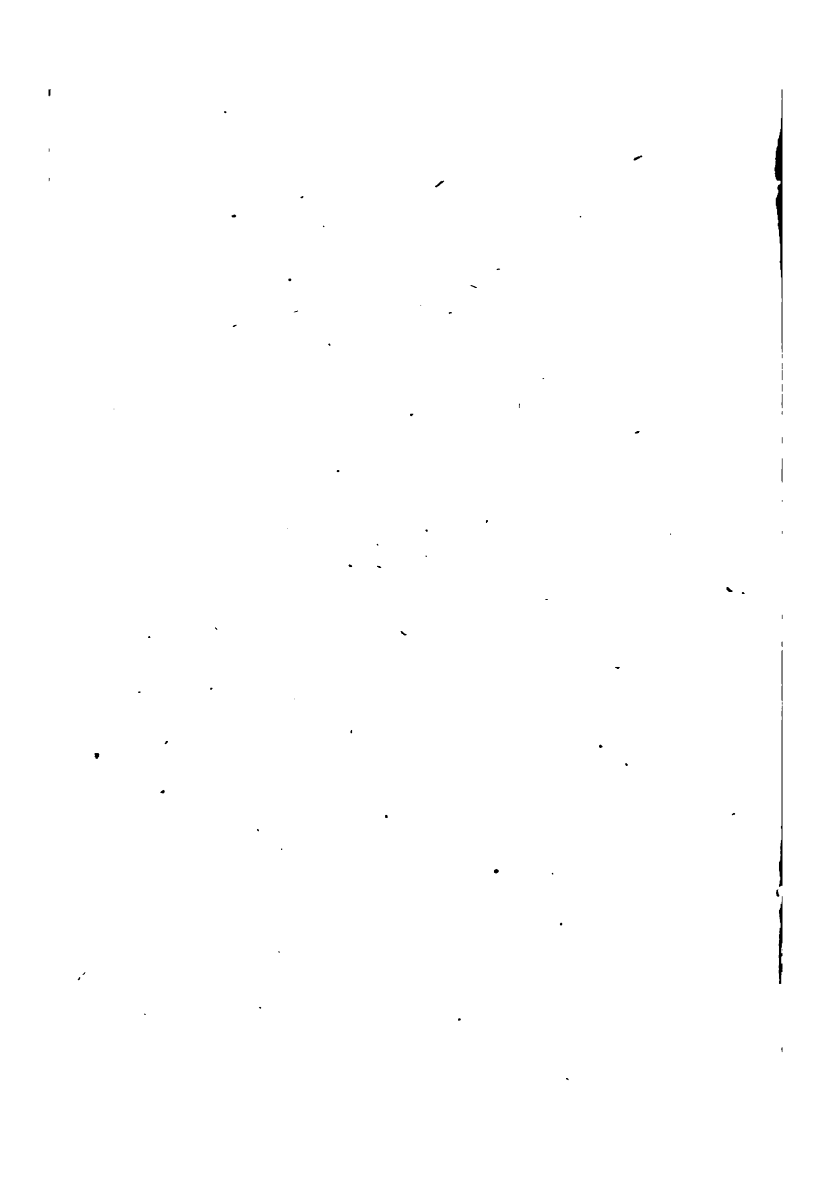
und

seine Nachfolger.

Erster Theil.

Beides, ihre Kunst und ihr Leben war bei ihnen in ein Werk eines Gusses zusammengeschmolzen, und in dieser innigen, stärkenden Vereinigung ging ihr Daseyn einen desto festeren, sichereren Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch.

W. H. Wackenroder.



Vorwort.

Was ich bei Abfassung nachstehender Blätter bezweckte, habe ich in der Einleitung zu denselben meinen Lesern gesagt, und so bleibt mir nur noch übrig, die Quellen zu nennen, aus denen ich schöpfte.

Die vorzüglichsten derselben sind, außer Karl von Mander's Werk: Het Leven der Doorluchtighe Nederlandtsche on hoogduytsche Schilders, noch: Sandrart's Kunst-Akademie, Fuesli's Künstler-Lexikon, Descampes vies des Peintres flamands, von Murr's Kunst-Journal, und bei der Abfassung von Hemling's Leben einige der sehr reichhaltigen Noten zu dem Kunst-Romane: Ursule, Princesse britannique, von Herrn von Kevernberg.

Sodann verdanke ich Manches noch, einzelnen, in andern Büchern verstreuten Bemerkungen, die ich nicht alle namentlich aufführen kann; sehr Vieles den gütigen Mittheilungen kunstliebender Freunde, vor Allen Herrn Sulpize Boisserée und dessen Hinweisungen auf einzelne Aufsätze, welche in dem, das Morgenblatt begleitenden Kunstblatte zu finden sind, und theils Herrn Boisserée, theils Herrn Doktor Schorn zu Verfassern haben.

Uebrigens bin ich mir wohl bewußt, den reichhaltigen Stoff bei weitem nicht erschöpft zu haben. Möge eine geübtere Hand bald die Feder ergreifen, um das Fehlende zu ergänzen, mögen einstweilen diese Blätter mit so viel gutem Willen aufgenommen werden, als ich sie sammlete und gab.

Weimar, im Mai 1821.

Johanna Schopenhauer.

Einleitung.

Hell und klar ist ein schöner Tag angebrochen, bei dessen Licht wir uns, unsre Umgebungen, ja ich möchte sagen, das Vaterhaus, nach langer Verblendung wieder erkennen. Die Scheinglorie, welche noch vor wenigen Jahrzehnden alles Ausländische unsern Augen umstrahlte, täuscht uns täglich weniger, und der geistig untergeordnete Zustand, in den zuerst eigne Schwäche und fremde Verführung, später Alles verhöhnende Gewalt uns versetzte, ist auf immer überwunden. Wir sind darum nicht ungerecht, wir ehren auch fremdes Verdienst; aber wir fühlen mit frohem Stolze, daß der Deutsche in Allem was den Menschen erhebt, in jeder Wissenschaft wie in jeder Kunst,

sich, ohne zu erröthen, neben alle gebildete Völker des Erdbodens stellen darf, und es schon seit Jahrhunderten durfte. Herzliche, sonst weniger deutlich empfundene Liebe zu deutscher Art und Kunst ist unter uns erwacht, mit ihr ein rühmliches Streben Allem nachzuforschen, was die letzte dunkle undankbare Zeit mit sich in Schutt und Trümmer hinabriß.

Dieses Wiedererwachen zum lebendigen Gefühl unsres bessern Daseyns verdankten wir Anfangs nur wenigen hochherzigen, talentvollen, unterrichteten Männern, deren Zahl sich aber täglich vermehrte. Seit kaum zwanzig Jahren bieten sie einander überall in Deutschland zum rühmlichsten Forschen die Hand, und der glänzendste Erfolg lohnt ihr schönes ernstes Streben. Das Niebelungen-Lied entstieg durch sie dem staubbedeckten Dunkel, in welches die Barbarei unwissender Afterbildung es versenkt hatte, und mit ihm erstand eine große Zahl deutscher Dichter und Minnesänger. Vergessen und verklungen waren noch vor kurzem ihre einst hochgefeierten preiswürdigen Namen, nur hie und da von gelehrten Geschichtsforschern gekannt. Jetzt nennt und preiset sie wieder Jung und Alt jedes Geschlechts; sie

sind uns Allen wieder liebe Bekannte geworden, Ahnherren, deren Gedächtniß dankbare Enkel treulich feiern; und manches ihrer Lieder geht wieder im fröhlichen Kreise der Jugend von Mund zu Munde, wie einst in der glänzendsten Blüthenzeit der ehrwürdigen Sänger.

Mit dem Niebelungen-Liede und den Minnesängern mußten auch die alten Künstler wieder erstehen, denn Poesie und bildende Kunst gingen ewig Hand in Hand bei allen Völkern der Erde, weil ihr Streben und Wirken im Grunde eins ist, und Ein Geist beide belebt. Die Fackel ist nun einmal angezündet, mit welcher wir nach den Schätzen der Urväter in die düstre Nacht hinableuchten, welche sie ihren Söhnen Jahrhunderte lang verbarg. In Staub und Moder, unter veraltetem zertrümmertem Kirchengeräthe, in dunkeln Archiven, unter halb verlöschten Pergamenten, wie in alten Schlössern, in Sälen und Kammern, seit Jahren nicht dem Lichte geöffnet, hat ein reges Treiben und Forschen begonnen, und wer sucht der findet.

Bald ward es mit frohem Erstaunen anerkannt, daß auch wir, wie die Italiäner, uns einer eigenthümlichen, ursprünglich deutschen Kunstschule rüh-

men dürfen, welche Jahrhunderte lang, von allen andern sich unterscheidend, am Nieder-Rheine blühte, dort von den byzantinischen Fesseln sich losriß, ohne andere Hülfe als die der Natur, kühn, fest und ernst den Gang zum Gipfel der Vollkommenheit wagte, und ihn endlich unter van Eyk, Hemling, Schoreel erreichte, wo sie in ihrer Eigenthümlichkeit neben dem Höchsten steht, dessen die Kunst sich rühmen darf. Diese Entdeckung verdanken wir vorzüglich den Gebrüdern Boisserée und ihrem Freunde Bertram, Namen, welche jeder deutsche Kunstfreund unsrer Zeit kennt, und mit Liebe und Dankbarkeit ausspricht. Eine Sammlung, wie sie wohl schwerlich zum zweiten Mal in der Welt zusammengebracht werden könnte, ward der Lohn ihres weder Mühe noch Kosten scheuenden Forschens; eine Sammlung, deren Anblick schon Tausende wie mich, auf die rührendste Weise erfreute.

Bei mir mußte neben dieser Freude auch der Wunsch rege werden, von den alten Meistern selbst, welche die altdeutsche Schule stifteten und verherrlichten, etwas zu erfahren, da ich mit Vorliebe an dem einfachen Leben und dem schönen ernsten

Streben unsrer Vorfahren hange, und mich gern zurück in jene gemüthreiche sinnvolle Zeit versetze, in der sie lebten und wirkten. Die Ueberzeugung, daß wohl Manche, besonders meines Geschlechts, dies Gefühl mit mir theilen, veranlaßte mich in diesen Blättern schmucklos, wahr und treu aufzuzeichnen, was ich von dem Leben und den Werken jener Meister in Erfahrung bringen konnte. Doch bleibt mir dabei die Anmaßung fern, für gelehrte Kunstkenner schreiben zu wollen, denen sowohl die Quellen, aus welchen ich schöpfen konnte, als die, welche, meiner Individualität nach, mir verschlossen bleiben mußten, offen und zugänglicher sind als mir. Ich schreibe nur für meines Gleichen: für Frauen, welche, wie ich, die deutsche Kunst lieb gewannen, höchstens für Kunstfreunde, deren übrige Verhältnisse ihnen nicht erlauben der Kunstgeschichte ihres Vaterlandes ein eignes tieferes Studium zu weihen.

Und so möchte es nicht überflüssig seyn, hier von dem früheren Zustand der Kunst, vor van Eyck, einige Worte zu sagen, ehe wir zu unserem eigentlichen Zwecke weiter vorschreiten. Indessen kann ich in dieser Hinsicht wenig mehr thun, als

meine Leser an das, was uns Goethe in seinem ersten Hefte über Kunst und Alterthum von diesem Gegenstande sagte, wieder erinnern, und zwar zum Theil in seinen eignen Worten; denn wo wären bessere zu finden? Die ihm eigne Klarheit, Tiefe und Anschaulichkeit giebt jenen wenigen Blättern einen so unschätzbaren Werth, daß Alles was in spätern Zeiten über diesen Theil der Kunstgeschichte geschrieben und gelehrt werden kann, nur zum Belege dessen dienen wird, was er mit gewohnter Meisterschaft in wenige Seiten zu fassen wußte.

Gute Anstalten aller Art waren durch militärisches und politisches Unheil von der Erde vertilgt und mit diesen hatte sich die, wenige Jahrhunderte früher noch so hoch stehende Kunst im wildesten Kriegs- und Heeres-Wesen völlig verloren. Die fratzenhaften Darstellungen einer Unzahl von Kaisern und Kaiserlingen auf elenden Kupfer-Münzen jener Zeit legen ein trauriges Zeugniß davon ab bis an den heutigen Tag. Die Kunst wäre völlig erloschen und das Menschengeschlecht hoffnungslos versunken in Barbarei, hätte nicht die christliche Kirche sie in Schutz genommen und sie vom gänz-

lichen Untergange gerettet, wenn gleich nur als schwachen, unter der Asche fortglimmenden Funken. Woran der Mensch glauben, was er lieben soll, das muß sich ihm auch gestalten, und so wurden die alten, aus ihren Tempeln vertriebenen Götterbilder, der Triumph Hellenischer Kunst, gar bald durch andre, menschlicher gedachte Bilder ersetzt, zu denen die glaubige betende Menge um so hoffnungsreicher den Blick erhob, je näher sie sich in ihrer Beschränktheit diesen Bildern verwandt fühlen konnte, die mit bekannten, stets treu wiederholten Zügen ihr entgegen traten.

Bei dem Druck der Verworrenheit, welchem damals die Welt unterlag, ward indessen die Bildung aus dem Westen vertrieben; sie flüchtete sich zum glanzerfüllten Osten, und nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die christliche Kirche und die ihr verwandte Kunst; obgleich in dieser Epoche leider auch der Orient ein immer traurigeres Ansehen gewann. Die Religion selbst mußte einen diplomatisch=pedantischen Charakter annehmen, die kirchlichen Feste gewannen die Gestalt von Hof= und Staatsfesten, bei denen Alles einer einmal bestimmten, etikettenartigen, mehr für die Sinne

als das Gemüth berechneten Regel folgte. Und so wie dem Zeremonienmeister bei Hoffesten über die Befolgung der einmal für allemal vorgeschriebnen Aeußerlichkeiten zu wachen auferlegt war, so wachte auch die Geistlichkeit über Alles, was auf kirchliche Feier Bezug hatte.

Die heiligen Bilder, welche sie hernach durch Weihe und Wunder dem einmal bestehenden Gottesdienste völlig aneigneten, mußten alle auf das genaueste nach der einmal angenommenen Norm, unter der Aufsicht und nach der Vorschrift der Priester verfertiget werden. Man suchte immerfort die aus den ersten christlich-kirchlichen Jahrhunderten durch Tradition erhaltnen Gestalten der Apostel und Märtyrer so individuell als möglich beizubehalten; doch die Zahl der Heiligen mehrte sich fast täglich, und bei dem immer mehr überhand nehmenden starren mumienhaften Styl ging alle Bedeutsamkeit nach und nach in einer Art von Familienähnlichkeit verloren, so daß man endlich anfangen mußte unter oder neben jedem Bilde den Namen des dargestellten Heiligen zu schreiben, damit man nicht Einen statt des Andern verehrte und Jedem sein Recht, wie billig, bewahrt bliebe.

Wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen begann man endlich sogar die Mutter Gottes mit braungefärbtem Antlitz abzubilden; bei getrockneten verharzten Muskeln behauptete nur noch die Gestalt des Gebeins einigermaßen ihr Recht, und die Kunst versank allgemach in einen immer mehr verkümmerten Zustand. Strenge, trockne Symmetrie blieb dabei der einzige wenig erfreuliche Vorzug der byzantinischen Schule, auf dem sie mit Festigkeit beharrte; jeder Gestalt mußte eine zweite, ihr auf das genaueste entsprechende entgegen stehen, an jede Mitte ein Hüben und Drüben sich anschließen.

Um diese Zeit war aus Italien alles praktische Talent gänzlich verschwunden; Alles, was gebildet werden sollte, hing von den Griechen ab. So wurden die Thüren der Kirche St. Paul außerhalb der Mauern im eilften Jahrhundert zu Konstantinopel gegossen und mit eingegrabnen Figuren abscheulich verziert. Griechische Maler, Musivarbeiter und Baumeister, von Konstantinopel gesendet, verbreiteten sich durch das ganze Land und bedeckten es mit ihrer traurigen Kunst, bis endlich im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl für Wahr-

heit und Anmuth der Natur wieder erwachte. Die Italiäner ergriffen sogleich das einzige an den Byzantinern gerühmte Verdienst, die symmetrische Composition, der Unterschied der Charaktere; und der Sinn für Form that bei ihnen um so eher sich wieder schnell hervor, da er bei diesem, von den herrlichsten Ueberresten einer großen Vorwelt umgebnen Volke nie ganz untergegangen seyn konnte.

Auch an den, von römischen Heeren durchzognen, von römischen Kolonien angebauten und bevölkerten Ufern des Rheins hatte die byzantinische Malerschule in allen ihren Verzweigungen, wie über den ganzen Westen, geherrscht, auch hier einheimische Meister, Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet, wie manches aus jener düstern Schule stammende Bild in Köln und der Nachbarschaft noch beweiset. Jene orientalische Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein freudiges Naturgefühl auch mit einmal durch, und vielleicht nirgends tritt der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung, so schön in der Kunstgeschichte hervor, als gerade in den Rheingegenden.

Es ist nicht nur gelungne Nachahmung des einzelnen Wirklichen, es ist eine behagliche Augenlust, die sich im Allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut. Aepfelrunde Knaben- und Mädchengesichter, eiförmiges Männer- und Frauen-Antlitz, wohlhäbige Greise mit fließenden oder gekrausten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter durch einen zarten Pinsel charakteristisch genug dargestellt. Die Farben sind heiter, klar, kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Ein ganz goldner Grund, mit eingedruckten Heiligenscheinen um das Haupt, worin der Name des dargestellten Heiligen zu lesen, bezeichnet die Gemälde aus dieser Zeit. Oft ist die glänzende Metallfläche mit wunderlichen, tapetenartigen, ebenfalls durch Hülfe eines Stempels eingedrückten Blumen verziert; oft bildet sie durch braune Umrisse und Schattirungen vergoldetes Schnitzwerk nach, kleine Kapellchen, oder Baldachine, unter welchen die Heiligenbilder in ruhiger Stellung einzeln stehen. An Perspektive dachte damals noch Niemand, und die zu Ende des Mittelalters auch in Deutschland der Malerei weit zuvoreilende Plastik

scheint auf diese Gemälde nicht geringen Einfluß gehabt zu haben.

Doch weht ein heitrer stiller Geist über sie, ein unaussprechlich frommer Sinn und ein wahrhaft heiliger Gottesfrieden. Die jetzt mit der Münchner Bildergallerie vereinte Boisserée'sche Sammlung bewahrte mehrere größere und kleinere Gemälde aus jener Zeit, welche alle Vorzüge und Mängel derselben auf das deutlichste beurkunden.

Starr und unbeweglich stand so die Kunst, wenn gleich nicht mehr so ganz erdrückt von den byzantinischen Fesseln; bis an der Gränze des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Köln der Schöpfer des dortigen berühmten Dombildes hervortrat, welches Goethe als die Achse der niederrheinischen Kunst bezeichnet. Die Geschichte seines Daseyns riß der Strom der Zeit mit sich fort, sogar mit Gewißheit seinen Namen zu nennen, ist im Laufe derselben unmöglich geworden. Denn wenige, fast kein einziges Gemälde aus jener ganz frühen Zeit sind mit dem Namen des Meisters, der es schuf, bezeichnet. In alten Urkunden wird aber um das Jahr 1380 der kunstreiche Meister Wilhelm von Köln erwähnt, als einer, dessen

Gleichen nie zuvor gesehen ward, weil er die Menschen lebend und athmend auf seinen Tafeln darzustellen wußte. Und da nach einer auf dem Bilde angebrachten Jahrzahl die Vollendung desselben im Jahr 1410 für gewiß angenommen wird, da überdem ein Bild von diesem Umfang bei dieser sorgfältigen Vollendung, nur in einer Reihe von mehreren Jahren entstehen konnte, und das Ganze von großer Uebung und außerordentlichem Kunsttalent des Meisters zeugt, so glaubte man in unsern Tagen sich durch hinreichende Gründe berechtigt, das Werk dem von seinen Zeitgenossen über Alle hoch gepriesenen Meister Wilhelm zuzuschreiben.

Die alte Limburger Chronik ist es, die diesen kunstreichen Mann zuerst erwähnt, und ihn blos mit seinem Taufnamen Wilhelm bezeichnet. Aus andern in alten Archiven aufgefundnen Urkunden geht auch wirklich hervor, daß um das Jahr dreizehnhundert siebenzig und einundsiebenzig ein Maler Wilhelmus de Herle in Köln lebte; doch zugleich auch, daß dieser schon in jener Zeit (vierzig Jahre vor der Vollendung des Dombildes) ein eignes Haus besaß und verheirathet war; aller Wahrscheinlichkeit nach mußte er damals doch wenigstens drei-

ßig Jahre alt, und folglich zur Zeit der Vollendung seines Meisterwerks ein siebzigjähriger Greis gewesen seyn.

Albrecht Dürer, in seinem während seiner Reise nach den Niederlanden mit großer Treue geführten Tagebuch, erwähnt indessen eines von einem Meister Stephan gemalten Bildes, das er für zwei Weißpfennige sich in Köln habe aufschließen lassen, welches aller Wahrscheinlichkeit nach kein anders gewesen seyn kann, als das jetzige Dombild, das damals noch in der Stadtraths-Kapelle aufgestellt war. Unstreitig war dieses das merkwürdigste, bedeutungsvollste und trefflichst gemalte Bild, welches die an Kunstwerken reiche Stadt damals in ihren Mauern besaß. Albrecht Dürer's Aufenthalt in Köln fiel um das Jahr 1520 oder einundzwanzig, ungefähr hundert Jahre nach Entstehung desselben. Der Name des Meisters, der es geschaffen, konnte noch nicht der Vergessenheit anheim gefallen seyn, und Albrecht Dürer hat gewiß nicht versäumt, ihn in seinem Gedächtnißbuch getreulich aufzubewahren.

Wilhelm de Herle, dem bis jetzt das Dombild zugeschrieben wurde, wäre demnach der Vor-

läufer des kunstreicheren Meisters Stephan gewesen, und unsre Kunstgeschichte um einen bedeutenden Namen reicher. Mehrere höchst merkwürdige trefflich ausgeführte Gemälde, die in Köln theils in dem vom Kanonikus Wallraf gestifteten Museum, theils in Privatsammlungen aufbewahrt werden, und die augenscheinlich aus einer, der Vollendung des Dombildes zunächst sich anschließenden Vorzeit herrühren, scheinen dieser freilich nur auf Wahrscheinlichkeit sich gründenden Hypothese zur Bestätigung dienen zu wollen.

Das merkwürdigste unter jenen noch über das Alter des Kölner Dombildes hinausreichenden Gemälden, ist eine Darstellung des jüngsten Gerichts im Kölner Museum, dessen blendende Farbenpracht und meisterhafte Ausführung, besonders seit es durch den geschickten Restaurateur Herrn Laurent von hundertjährigem Schmutze gereinigt ward, allgemeine Bewunderung erregen muß, ohnerachtet es in der Komposition an das Gräßlichfratzenhafte gränzt, und überhaupt bei allen Vorzügen, auch alle Mängel jener frühen Kunstepoche an sich trägt. Dieses, und noch einige augenscheinlich von derselben Hand geschaffne Gemälde, sind in jeder

Hinsicht einem in der Klosterkirche in Koblenz befindlichen Wandgemälde so ähnlich, daß Niemand an der Identität des nämlichen Meisters zweifeln kann. Jenes Wandgemälde aber schmückt das Grab eines im Jahre 1388 verstorbnen Bischofs, dessen Neffe und Testamentsvollstrecker der damalige Domprobst in Köln war. Der Tod des höchehrwürdigen Herrn fällt gleichzeitig mit der Zeit, in welcher Wilhelm de Herle in Köln durch seine Kunst Aufsehen erregte, und da der Neffe des Bischofs gewiß nur dem ausgezeichnetsten Meister seiner Zeit den Auftrag gegeben haben kann, die Grabstätte desselben durch seine Kunst zu verherrlichen, so läßt sich aus allen diesen Gründen mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß der Maler des Dombildes der von Albrecht Dürer genannte Meister Stephan gewesen, Meister Wilhelm aber dessen Vorgänger in der Kunst, von welchem das Koblenzer Bild, nebst der Darstellung des jüngsten Gerichts, und die übrigen riesenähnlichen Gemälde stammen.

Auf dem aus einem Mittelbilde und zweien Seitentafeln bestehenden Altargemälde des Domes ist noch immer keine Ahnung von Perspective zu

erblicken; der reine, Alles abschließende Gold-grund, der mit Stempeln gepreßte, mit Farben bunt ausgemalte Teppich sind beibehalten, die Figuren des Mittelbildes, so wie auch die der Seitenbilder beziehen sich auf die Mitte mit gewohnter Symmetrie; die herkömmliche byzantinische Manier herrscht noch vollkommen, aber mit Lieblichkeit und Freiheit beachtet. Die Anbetung der drei weisen Könige des Morgenlandes, welche der helle Stern zur Hütte des neugebornen Heilandes führte, ist auf der mittlern Tafel dargestellt; auf einem der beiden Flügel der heilige Gereon in hellglänzender prächtiger Rüstung, ihm folgen die Ritter, welche mit ihm unter dem Kaiser Maximian für den christlichen Glauben den Märtyrer-Tod litten; auf dem zweiten Flügelbilde, in hoher Schönheit und Anmuth, in fürstlicher Pracht der Kleidung und Geschmeide, führt die britannische Fürstin Ursula ihre lieblichen jugendlichen Gefährtinnen an, welche ebenfalls unter dem nämlichen Kaiser mit ihr vor Köln die Märtyrer-Krone errangen. Beide, Gereon und Ursula, scheinen mit ihrem Gefolge zu dem hohen Ziele hinzuwallen, vor welchem die Könige schon in Demuth und Andacht

die Kniee beugen. Mehrere theils in Kupfer gestochene theils lithographirte Nachbildungen dieses köstlichen Gemäldes, die in diesem Augenblick in Aller Hände sind, machen jede genauere Beschreibung desselben überflüssig.

Nachdem widrige Zufälligkeiten mich lange von einer Reise nach Köln abgehalten, ist es mir endlich gelungen zur Erfüllung des Wunsches, das hochgepriesene Dombild mit eignen Augen zu sehen, zu gelangen. Ein vor demselben errichtetes Gerüst, auf welchem ein junger mit Nachzeichnung des einen Flügelbildes beschäftigter Künstler saß, machte es mir möglich, nachdem ich an dem allgemeinen Ueberblick der Composition mich genugsam erfreut hatte, das berühmte Gemälde in alle Einzelheiten desselben eingehend, auch ganz in der Nähe zu betrachten. Die durchaus zarte und fleißige Ausführung desselben ist höchst bewundernswerth, der weiße Kreidegrund, auf welchem die durchsichtig-klaren und doch kräftigen Farben mit leichter aber fester Hand aufgetragen sind, leuchtet überall hervor, die ganze Fläche, wo die Stempel nicht auf sie einwirkten, ist glatt wie Emaille; mit welchen Farben es gemalt wurde, wird wohl ewig ein

Räthsel bleiben, daß es aber keine Oelfarben waren, ist augenscheinlich.

In der Boissereeschen Sammlung befinden sich vier Tafeln, welche die damaligen Besitzer derselben, aus fast unwiderleglichen Gründen, für die Arbeit des Malers des Kölner Dombildes hielten. Auf zweien derselben, welche augenscheinlich zu einander gehören, stehen auf goldnem Grunde acht heilige Männer und Apostel, auf jeder vier; über jedem derselben erhebt sich eine durch schwarze Umrisse und Schraffirungen angedeutete kapellenartige Nische. Auf den beiden andern Tafeln, welche ebenfalls zusammen gehören, sind auf schwarzem Grunde, auf jeder drei Figuren heiliger Männer und Frauen abgebildet; diese stehen nicht mehr ganz auf einer Linie, einige sind mehr vor, andere mehr zurückgestellt, die Köpfe nähern sich mehr in Ton und Behandlung von Licht und Schatten dem wahren wirklichen Leben. Die hellen farbigen Gewänder fallen auf allen vier Tafeln in breiten Falten von edlem großartigen Styl um die Gestalten her, die trefflich gemalten Köpfe sind so unbeschreiblich edel fromm und bedeutend, daß man es kaum vermag, den Blick von ihnen abzuwenden.

Dicht an Wilhelm von Köln und Meister Stephan sich anschließend, ja gewissermaßen mit ihnen gleichzeitig, tritt nun Johann van Eyck mit Riesenschritten hervor, er, welchen die so mit ihm zugleich lebten für den Fürsten der Maler seiner Zeit einstimmig erklärten und als solchen staunend bewunderten.

Johann und Hubert van Eyck.

Maaseyck, ein kleines unbedeutendes Städtchen am Ufer der Maas, ist der Geburtsort dieser Brüder; vielleicht sogar ein noch kleineres, nur eine Viertelstunde weit von jenem Städtchen gelegenes Dorf, welches ehemals Eyck hieß, nachher aber bei Entstehung der Stadt Maaseyck, den Namen Alden-Eyck erhielt. Der Grund dieser Vermuthung liegt darin, daß diese Künstler, welche zufolge der Sitte ihrer Zeit den Namen ihres Geburtsorts annahmen, sich sonst wahrscheinlich Johann und Hubert van Maaseyck genannt haben würden.

Hubert ward im Jahr 1366 geboren, wahrscheinlich mehr denn zwanzig Jahre früher als sein Bruder Johann, dessen Lehrer in der Kunst er ward; denn auch Hubert war ein großer bedeutender Meister. Von wem dieser Unterricht erhielt, ist unbekannt geblieben, wie denn überhaupt dichtes verwirrendes Dunkel die Geschichte der Kunst

vor der Zeit der van Eycks uns verhüllt. Nur der Name Wilhelms von Köln schimmert hell und bedeutsam hervor, und auch nur dieser, ohne bestimmtere Kunde seines Lebens auf Erden.

Wer die Eltern Huberts und Johannes van Eyck waren, davon findet sich ebenfalls keine Spur; vielleicht, ja wahrscheinlich sogar, ist schon ihr Vater ein Maler gewesen; Geist, Talent und reges Gefühl für das Hohe und Schöne waren wenigstens gewiß in ihrem Vaterhause einheimisch, vielleicht als herrliches, durch eine lange Reihe längst vergessner Vorfahren auf dasselbe herabgekommnes Erbtheil. Denn zwischen beiden Brüdern stand auch noch eine kunstbegabte Schwester, als glückliche, zu ihrer Zeit weit und breit im Lande gepriesene und berühmte Malerin. Diese hieß Margareth, und Karl von Mander, der Gründer altdeutscher Kunstgeschichte, nennt sie in seiner Biographie der niederländischen und hochdeutschen Künstler, eine geistige Minerva, welche alle Heirathsanträge von sich wies, um als freie Jungfrau einzig und allein der Kunst zu leben, durch welche sie sich allgemeine Verehrung und Bewunderung erwarb.

Uebrigens können die Eltern dieser hochbegabten Geschwister weder zu den niedrigsten Ständen gehört, noch in Armuth gelebt haben; die sorgfältige Erziehung ihrer Kinder, insonderheit die des jüngern Sohnes Johann van Eyck beweist, daß sie nach Maasgabe ihrer Zeit gewiß eben so wohlhabend als gebildet waren. Dieser zeigte von früher Jugend an, neben seinem hohen Künstlertalent auch sonst noch die herrlichsten geistigen Kräfte und Anlagen, die auf das vielseitigste ausgebildet wurden. Bartholomäus Faccius, sein Zeitgenosse, der schon im Jahr 1456 sein Buch de Viris illustribus schrieb, welches aber erst im Jahr 1745 zu Florenz im Druck erschien, preiset ihn besonders wegen seiner großen Kenntniß der Geometrie, und seines fleißigen Studiums der Werke des Plinius und anderer alten Schriftsteller; ein Lob, welches selbst eine gelehrte Erziehung voraus setzt. Uebrigens war Johannes auch mit der, damals freilich noch in der Wiege liegenden Chemie wohl bekannt, in der Destillirkunst erfahren, und beschäftigte sich gern mit Forschungen in beiden, gleich als habe er schon früh die großen Vortheile geahnet, welche er mit ihrer Hülfe einst

für die Malerei erringen würde. Hohe Klarheit des Geistes, unglaublich schnelles Fassungsvermögen erleichterten diesem seltnen Menschen jedes wissenschaftliche und künstlerische Streben; sein verständiges Wesen, die Anmuth, die Güte seines Charakters, die anspruchlose edle Zierlichkeit seiner Sitten erwarben ihm überall Achtung und Liebe, wo er auch erschien, bei Großen und Kleinen.

Hubert, der weit ältere Bruder, Anfangs Johannes und auch wohl Margarethens väterlicher Freund und Lehrer, ward bald der würdige neidlose Gehülfe des hochbegabten jüngern Bruders, und dieser hing dafür mit unsäglicher Liebe und Ehrfurcht an ihm, dem er die Entwickelung seiner Kräfte in so hohem Grade verdankte. Mehrere seiner herrlichsten Werke, in denen er die Gestalt des geliebten Bruders auf die ehrendste Weise verewigte, geben uns noch bis auf den heutigen Tag die sprechendsten Beweise dieses von Dankbarkeit und Liebe festgeschlungenen brüderlichen Vereins.

Unter Huberts Leitung, an der Seite seiner Schwester Margarethe, verlebte Johannes van Eyck in seinem bescheidnen Geburtsort die Jahre der

Kindheit und die der ersten Jugend. Es mag wohl ein schönes genußreiches Leben gewesen seyn, welches diese Geschwister bei der damaligen einfachen Sitte des Mittelstandes, in gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinschaftlichem Gelingen mit einander führten, bis endlich der die Schwingen immer weiter entfaltende Genius des jüngern Bruders eines größeren Raums bedurfte.

Brügge, diese große, jetzt so tief gesunkne und verödete Stadt, war damals durch ihren weit ausgebreiteten Handel glänzend und reich, voll Wohlleben und Pracht wie keine andere in den damals so blühenden, glücklichen Niederlanden. Wo jetzt in der Todtenstille der weiten, mit Gras bewachsenen Straßen der wankende Schritt eines einsamen Bettlers lange noch nachhallt, wogte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das regste Treiben der in Pracht und Ueppigkeit lebenden Reichen und Großen, neben dem unaufhörlichen Wirken fleißiger, aber nicht mühseliger, Arbeit der minder Begüterten. Mit ihren Reichthümern strömten auch die Bewohner fremder, zum Theil weit entlegner Länder dort jubelnd zusammen, wo jetzt das überall stockende Leben den Durchreisenden an=

treibt, so schnell als möglich aus dieser beklemmenden Oede zu flüchten.

In einem blühenden Lande siedelt auch die Kunst neben dem Reichthum gerne sich an, denn sie bedarf seiner zum Gedeihen, wie die Pflanze des Sonnenscheins; der Reichthum aber bedarf wiederum der Kunst, um sich seiner selbst würdig zu erfreuen, und durch sie erst zu werden was er seyn kann. Hubert und Johann van Eyck fanden daher mit Margarethen in dem ohnehin von Maaseyck nicht eben weit entfernten Brügge einen allen ihrem Wünschen und Bedürfen völlig zusagenden Wohnort; sie ließen sich dort häuslich nieder und begannen mit neuem Eifer und Muth ihre Kunst zu üben. Zuweilen vereinten beide Brüder ihr Talent in Vollendung eines und desselben Gemäldes, zuweilen malte jeder für sich allein. Wirklich bewahrt auch die Bibliothek in Brügge noch heute das älteste Gemälde von Johann van Eyck, von welchem man mit Sicherheit weiß, es ist von ihm. Es stellt einen Christuskopf weit unter Lebensgröße dar, mit des Künstlers Namensunterschrift und der Jahrzahl 1420 bezeichnet. Uebrigens fanden sich bald nicht nur unter den

Vornehmen und Reichen Kunstfreunde genug, welche mit einander um den Besitz der Werke beider Brüder wetteiferten, auch fremde und einheimische Kaufleute strebten darnach, und führten dann die mit Gold erkauften Tafeln in das Ausland, wo der Name van Eyck in kurzer Zeit nicht minder ruhmvoll bekannt ward als daheim.

Von so günstigen Verhältnissen unterstützt, regten Johannes urkräftiger Geist, sein hohes Talent, sein Muth sich immer mächtiger in seiner Brust; immer kühner sprach sich die Sehnsucht in seinem Innern aus, vorwärts zu Höhen zu streben, welche noch von Keinem erreicht waren; immer deutlicher ward ihm das Gefühl des Unzulänglichen der ihm zur Ausführung seines Wollens zu Gebote stehenden Mittel. Die Welt lag hell und blühend vor seinem klaren Auge, in tausendfacher Form belebt; an Gestalt, Kleidung, Ausdruck auf das mannichfaltigste von einander unterschieden, wogten die Bewohner des Süden und Norden vor der stillen Werkstatt auf und ab, in welcher sich der junge Maler dem seiner Zeit eignen kräftigen und ernsten Fleiße auf das ungestörteste ergab. Er blickte hinaus in die sonnenhelle Welt, und

Dicht an Wilhelm von Köln und Meister Stephan sich anschließend, ja gewissermaßen mit ihnen gleichzeitig, tritt nun Johann van Eyck mit Riesenschritten hervor, er, welchen die so mit ihm zugleich lebten für den Fürsten der Maler seiner Zeit einstimmig erklärten und als solchen staunend bewunderten.

Johann und Hubert van Eyck.

Maaseyck, ein kleines unbedeutendes Städtchen am Ufer der Maas, ist der Geburtsort dieser Brüder; vielleicht sogar ein noch kleineres, nur eine Viertelstunde weit von jenem Städtchen gelegenes Dorf, welches ehemals Eyck hieß, nachher aber bei Entstehung der Stadt Maaseyck, den Namen Alden-Eyck erhielt. Der Grund dieser Vermuthung liegt darin, daß diese Künstler, welche zufolge der Sitte ihrer Zeit den Namen ihres Geburtsorts annahmen, sich sonst wahrscheinlich Johann und Hubert van Maaseyck genannt haben würden.

Hubert ward im Jahr 1366 geboren, wahrscheinlich mehr denn zwanzig Jahre früher als sein Bruder Johann, dessen Lehrer in der Kunst er ward; denn auch Hubert war ein großer bedeutender Meister. Von wem dieser Unterricht erhielt, ist unbekannt geblieben, wie denn überhaupt dichtes verwirrendes Dunkel die Geschichte der Kunst

vor der Zeit der van Eyck's uns verhüllt. Nur der Name Wilhelms von Köln schimmert hell und bedeutsam hervor, und auch nur dieser, ohne bestimmtere Kunde seines Lebens auf Erden.

Wer die Eltern Huberts und Johannes van Eyck waren, davon findet sich ebenfalls keine Spur; vielleicht, ja wahrscheinlich sogar, ist schon ihr Vater ein Maler gewesen; Geist, Talent und reges Gefühl für das Hohe und Schöne waren wenigstens gewiß in ihrem Vaterhause einheimisch, vielleicht als herrliches, durch eine lange Reihe längst vergeßner Vorfahren auf dasselbe herabgekommnes Erbtheil. Denn zwischen beiden Brüdern stand auch noch eine kunstbegabte Schwester, als glückliche, zu ihrer Zeit weit und breit im Lande gepriesene und berühmte Malerin. Diese hieß Margareth, und Karl von Mander, der Gründer altdeutscher Kunstgeschichte, nennt sie in seiner Biographie der niederländischen und hochdeutschen Künstler, eine geistige Minerva, welche alle Heirathsanträge von sich wies, um als freie Jungfrau einzig und allein der Kunst zu leben, durch welche sie sich allgemeine Verehrung und Bewunderung erwarb.

Uebrigens können die Eltern dieser hochbegabten Geschwister weder zu den niedrigsten Ständen gehört, noch in Armuth gelebt haben; die sorgfältige Erziehung ihrer Kinder, insonderheit die des jüngern Sohnes Johann van Eyck beweist, daß sie nach Maasgabe ihrer Zeit gewiß eben so wohlhabend als gebildet waren. Dieser zeigte von früher Jugend an, neben seinem hohen Künstlertalent auch sonst noch die herrlichsten geistigen Kräfte und Anlagen, die auf das vielseitigste ausgebildet wurden. Bartholomäus Faccius, sein Zeitgenosse, der schon im Jahr 1456 sein Buch de Viris illustribus schrieb, welches aber erst im Jahr 1745 zu Florenz im Druck erschien, preiset ihn besonders wegen seiner großen Kenntniß der Geometrie, und seines fleißigen Studiums der Werke des Plinius und anderer alten Schriftsteller; ein Lob, welches selbst eine gelehrte Erziehung voraus setzt. Uebrigens war Johannes auch mit der, damals freilich noch in der Wiege liegenden Chemie wohl bekannt, in der Destillirkunst erfahren, und beschäftigte sich gern mit Forschungen in beiden, gleich als habe er schon früh die großen Vortheile geahnet, welche er mit ihrer Hülfe einst

für die Malerei erringen würde. Hohe Klarheit des Geistes, unglaublich schnelles Fassungsvermögen erleichterten diesem seltnen Menschen jedes wissenschaftliche und künstlerische Streben; sein verständiges Wesen, die Anmuth, die Güte seines Charakters, die anspruchlose edle Zierlichkeit seiner Sitten erwarben ihm überall Achtung und Liebe, wo er auch erschien, bei Großen und Kleinen.

Hubert, der weit ältere Bruder, Anfangs Johannes und auch wohl Margarethens väterlicher Freund und Lehrer, ward bald der würdige neidlose Gehülfe des hochbegabten jüngern Bruders, und dieser hing dafür mit unsäglicher Liebe und Ehrfurcht an ihm, dem er die Entwickelung seiner Kräfte in so hohem Grade verdankte. Mehrere seiner herrlichsten Werke, in denen er die Gestalt des geliebten Bruders auf die ehrendste Weise verewigte, geben uns noch bis auf den heutigen Tag die sprechendsten Beweise dieses von Dankbarkeit und Liebe festgeschlungenen brüderlichen Vereins.

Unter Huberts Leitung, an der Seite seiner Schwester Margarethe, verlebte Johannes van Eyck in seinem bescheidnen Geburtsort die Jahre der

Kindheit und die der ersten Jugend. Es mag wohl ein schönes genußreiches Leben gewesen seyn, welches diese Geschwister bei der damaligen einfachen Sitte des Mittelstandes, in gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinschaftlichem Gelingen mit einander führten, bis endlich der die Schwingen immer weiter entfaltende Genius des jüngern Bruders eines größeren Raums bedurfte.

Brügge, diese große, jetzt so tief gesunkne und verödete Stadt, war damals durch ihren weit ausgebreiteten Handel glänzend und reich, voll Wohlleben und Pracht wie keine andere in den damals so blühenden, glücklichen Niederlanden. Wo jetzt in der Todtenstille der weiten, mit Gras bewachsenen Straßen der wankende Schritt eines einsamen Bettlers lange noch nachhallt, wogte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das regste Treiben der in Pracht und Ueppigkeit lebenden Reichen und Großen, neben dem unaufhörlichen Wirken fleißiger, aber nicht mühseliger, Arbeit der minder Begüterten. Mit ihren Reichthümern strömten auch die Bewohner fremder, zum Theil weit entlegner Länder dort jubelnd zusammen, wo jetzt das überall stockende Leben den Durchreisenden an-

treibt, so schnell als möglich aus dieser beklemmenden Oede zu flüchten.

In einem blühenden Lande siedelt auch die Kunst neben dem Reichthum gerne sich an, denn sie bedarf seiner zum Gedeihen, wie die Pflanze des Sonnenscheins; der Reichthum aber bedarf wiederum der Kunst, um sich seiner selbst würdig zu erfreuen, und durch sie erst zu werden was er seyn kann. Hubert und Johann van Eyck fanden daher mit Margarethen in dem ohnehin von Maaseyck nicht eben weit entfernten Brügge einen allen ihrem Wünschen und Bedürfen völlig zusagenden Wohnort; sie ließen sich dort häuslich nieder und begannen mit neuem Eifer und Muth ihre Kunst zu üben. Zuweilen vereinten beide Brüder ihr Talent in Vollendung eines und desselben Gemäldes, zuweilen malte jeder für sich allein. Wirklich bewahrt auch die Bibliothek in Brügge noch heute das älteste Gemälde von Johann van Eyck, von welchem man mit Sicherheit weiß, es ist von ihm. Es stellt einen Christuskopf weit unter Lebensgröße dar, mit des Künstlers Namensunterschrift und der Jahrzahl 1420 bezeichnet. Uebrigens fanden sich bald nicht nur unter den

Vornehmen und Reichen Kunstfreunde genug, welche mit einander um den Besitz der Werke beider Brüder wetteiferten, auch fremde und einheimische Kaufleute strebten darnach, und führten dann die mit Gold erkauften Tafeln in das Ausland, wo der Name van Eyck in kurzer Zeit nicht minder ruhmvoll bekannt ward als daheim.

Von so günstigen Verhältnissen unterstützt, regten Johannes urkräftiger Geist, sein hohes Talent, sein Muth sich immer mächtiger in seiner Brust; immer kühner sprach sich die Sehnsucht in seinem Innern aus, vorwärts zu Höhen zu streben, welche noch von Keinem erreicht waren; immer deutlicher ward ihm das Gefühl des Unzulänglichen der ihm zur Ausführung seines Wollens zu Gebote stehenden Mittel. Die Welt lag hell und blühend vor seinem klaren Auge, in tausendfacher Form belebt; an Gestalt, Kleidung, Ausdruck auf das mannichfaltigste von einander unterschieden, wogten die Bewohner des Süden und Norden vor der stillen Werkstatt auf und ab, in welcher sich der junge Maler dem seiner Zeit eignen kräftigen und ernsten Fleiße auf das ungestörteste ergab. Er blickte hinaus in die sonnenhelle Welt, und

fühlte in sich Kraft und Muth, festzuhalten und nachzubilden, was dort in ewigem Wechsel sich bewegte; er sah zurück auf seine Tafel, der metallische Glanz des Goldgrundes starrte, beengend, ihm entgegen; er wagte es, das, lange Jahrhunderte hindurch von seinen Vorgängern für unmöglich Geachtete zu unternehmen, den Goldgrund zu verlassen, und hatte mit diesem Schritte Alles gewonnen. Luft, Wasser, das ganze Pflanzenreich, was nur unsre schöne Erde schmückt und bekleidet, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, hatte Johann van Eyck mit einem Male für das Gebiet der Malerei sich erobert, und der schöpferische Genius der Kunst benutzte, einmal erwacht, Alles wie er wollte und mußte. Von ihm durchdrungen, lernte Johann van Eyck die früher erworbenen mathematischen Kenntnisse zur Behandlung der Ferne anwenden, und seine jetzt in freien Räumen sich bewegenden Gestalten gewannen Wärme, Leben und Eigenthümlichkeit.

Wunderbare, nie zuvor geahnete Gemälde entstanden jetzt unter dem schöpferischen Pinsel Johanns van Eyck. Wie wunderbar sie seiner Zeit erscheinen mußten, kann nur der ganz begreifen, der

Gelegenheit hatte, sie mit denen seiner Vorgänger zu vergleichen. Hochgewölbte architektonische Räume, Durchsichten in endlos sich verlierende Straßen, enge Felsenthäler, und bis in die blaue Ferne sich hin erstreckende blühende Gegenden, stellte Johann van Eyck von nun an mit vollkommenster Sicherheit und möglichster Naturwahrheit dem Auge dar, während seine nächsten Vorgänger, selbst Meister Wilhelm und Meister Stephan von Köln auch nicht die kleinste Spur einer Ahnung der Möglichkeit zeigen, eine flache Tafel dem Auge auf diese Weise bis in die Unendlichkeit hinaus dehnen zu können. Johannes einziges Vorbild, wie seine Lehrerin, war von nun an die Natur; sie leitete seine Fortschritte auf der Bahn, welche die, wie durch höhere Offenbarung ihm gewordene Kenntniß der Linienperspektive ihm geöffnet hatte, und Treue gegen sie wurde sein unablässiges Bemühen wie sein höchstes Verdienst.

Auf keinem seiner bis auf unsre Zeiten gekommnen Gemälde findet sich eine Spur erkünstelter, auf Effekt berechneter Beleuchtung; im klaren milden Tageslicht, nicht im Sonnenscheine, stehen die Gegenstände, hell und deutlich wie sie in der

Wirklichkeit dastehen. Scharf bezeichnete dunkle Schlagschatten drängen sich nirgend dem Auge auf, nirgend grelle Lichter, oder erzwungne farbige Reflexe, nichts erscheint verschwebelnd oder flach, verworren oder undeutlich.

Bei der Komposition seiner Gemälde dachte Johann van Eyck sich die Handlung, welche er darstellen wollte, als ginge sie unmittelbar unter seinen Augen vor; deshalb ist es auch uns bei ihrem Anschauen als ständen wir mitten darin, als lebten und regten sich die Gestalten vor uns, und um uns her. Anspruchlos stellt er sie hin, wie es der Augenblick fordert, und vergaß dabei wohl zuweilen der Rücksicht auf das einzig lobenswerthe der byzantinischen Kunst, auf die Regel symmetrischer Gruppirung. Doch die unglaubliche Naivetät und Wahrheit, die unaussprechliche Anmuth und höchste Absichtlosigkeit in der Zusammenstellung seiner Figuren, die Art, mit der sie sich bewegen, geben ihnen einen unbeschreiblichen Reiz, und der aus Allem hervorleuchtende reine würdige Sinn ersetzt reichlich, was die strenge Regel sonst noch fordern könnte.

Wie weit entfernt Johann van Eyck von jeder

der Natur sich entfremdenden Künstelei war, zeigt besonders die Art, wie er das Fleisch malte; weder grüne, noch graue, noch violette Töne herrschen vor, es athmet und lebt wie das Leben selbst. Nichts ist der Ausführlichkeit zu vergleichen, mit welcher er Alles vom Größten bis zum Kleinsten bis in fast unsichtbare Einzelnheiten zu behandeln wußte; Alles ist Porträt, Alles vollendet wie die feinste Miniaturmalerei, kein Gegenstand auf einer seiner Tafeln, der nicht die genaueste Untersuchung durch die Lupe ertrüge, und dennoch ist nirgend eine Spur ängstlicher Steifheit oder manirirter Unnatur zu erblicken. In seinen Gewändern, weit und faltenreich, nach der damaligen Art, finden sich nirgend kleinlich gebrochene oder überflüssige Falten, jede derselben ist motivirt, durch die Stellung des Körpers, durch Wurf oder Schwere des Gewandes selbst. Sammt, Leinen, Wolle oder Seide erscheinen in allen ihren Eigenheiten; Gold, Perlen und Edelsteine, welche er gerne anbringt, strahlen in unglaublichem Glanz, ohne alle Anwendung wirklicher Metalle.

Ohne Spur von Nachahmung der Antike, welche er nicht kannte, oder des Strebens nach dem ab-

strakten Ideal, welches diesem Sohne der Natur nie in den Sinn kommen konnte, bildete Johannes van Eyck seine Köpfe nur nach seinen Zeitgenossen in der ihn umgebenden Welt. Doch Unedles oder Gemeines stand mit diesem hohen reinen Geiste in offenbarem Widerspruch, es durfte ihm nicht nahen, und die ganze Natur zeigte sich ihrem begünstigten Liebling stets im verklärten Licht. Daher sind auch bei aller nur erdenklicher Wahrheit, seine Köpfe edel und schön zu nennen in Form und Ausdruck. Das Studium nach einem Modell war zu seiner Zeit noch nicht Gebrauch, eben so wenig mag es damals einem Künstler eingefallen seyn für seine Kunst Anatomie zu studiren; diese Wissenschaft war ohnehin noch in der Kindheit. Johannes konnte daher nur nachbilden was er sah, was ihn umgab: schwer und dicht bekleidete Gestalten. Dennoch herrschen bei ihm Ebenmaß und Anmuth, nirgend treten in seinen Figuren Zwang, unmögliche Stellungen, oder unnatürliche Verrenkungen hervor; nur Hände und Füße erscheinen zuweilen etwas mager, wenn gleich nie so sehr um störend zu werden.

Die Farben-Pracht seiner Gemälde läßt nicht

mit Worten sich beschreiben, gegen sie erbleicht Paul Veronese und aller Glanz der venetianischen Schule, ja die Wirklichkeit selbst. Er malte mit möglichster Vermeidung aller Erdfarben, größtentheils nur mit Lack oder durchsichtigen Saftfarben, auf einem sehr feinen, wahrscheinlich abgeschliffnen, ganz weißen kreideartigen Grunde. Dieser schimmert durch die unkörperlichen Farben durch, und bringt etwas dem Effekt Aehnliches hervor, den die Silberfolie hat, welche einige Miniaturmaler ihren auf Elfenbein sorgfältig ausgeführten Bildern unterzulegen pflegen.

Ueberhaupt ist es, wenn man Johann van Eycks Gemälde lange betrachtet, als ob ein Strahl innern Lebens hervorbräche, und der Purpur, das Blau der Gewänder, die Helle des Himmels, das Grün der Pflanzenwelt, das Gold der Stickereien und Kleinode, die schimmernden Waffen strahlen in überirdischem Glanz. Frisch, als kämen sie heute erst von der Staffelei, stehen die vier Bilder des hohen Meisters, welche die Boissereesche Sammlung aufbewahrt, in neu verjüngter blendender Pracht. Ihr Glanz übertrifft allen Glauben, seit sie mit schonender Hand von allem

Fremden und Entstellenden befreit wurden; von dem trüben Firniß, den die Unwissenheit darüber zog und von mehr als hundertjährigem Staube und Kerzendampf.

Das erste dieser vier Gemälde, eine einzelne Tafel, ist wahrscheinlich aus einer frühern Zeit als die übrigen drei, welche, zusammengehörend, einen heiligen Zyklus bilden. Der Meister war, als er dieses Bild schuf, noch nicht ganz zu der Großheit und Gründlichkeit in der Zeichnung und dem Faltenwurf der Gewänder gelangt, die aus seinen spätern Arbeiten hervorleuchten; Bildung, Ausdruck und Malerei der Köpfe sind indessen schon von der höchsten Vortrefflichkeit. Dies Gemälde ist auf eine sehr rührende und erfreuliche Weise als die Apotheose seines verehrten und geliebten brüderlichen Lehrers anzusehen, denn der Evangelist Lukas, wie er zufolge der Legende die Madonna malt, ist darauf unter der Gestalt Huberts van Eyck dargestellt. Die Figuren dieser Tafel sind fast Lebensgröße. Die heilige Jungfrau sitzt in einem hohen Prunkgemache. Im Hintergrunde, zwischen zwei schlanken dunkelblauen Säulen öffnet sich dem Blick eine vom heitersten

Himmel überwölbte Landschaft. Schöne hohe Häuser von der einen Seite, grüne Hügel von der andern, weithin lachende blühende Ferne. Ein köstlicher Teppich von Goldbrokat mit grüner Einfassung hängt hinter der heiligen Jungfrau hoch von der Decke herab, und bildet ihren Sessel zum Thron der Himmelskönigin um. Sie selbst ist reich geschmückt mit einem weiten violetten Mantel, das gesenkte Auge ruht mit unendlicher Liebe und Anmuth auf dem Kinde an ihrem Busen; ihr gegenüber, in halb knieender Stellung, im rothen Gewande, ein kleines violettes Käppchen auf dem Haupte, scheint Hubert, als Schutzheiliger der Maler, den Umriß auf der Tafel in seiner Hand mit der Gruppe vor sich, nach der er arbeitete, zu vergleichen. Ehrfurchtsvoll, bewundernd, anbetend ruht sein Auge entzückt auf Mutter und Kind, während er mit der andern Hand, zu Verbesserungen bereit, den Griffel hält. Seitwärts hinter dem Maler steht die Thüre eines Nebengemachs offen; wir blicken ins Freie durch dessen halb offnes halb geschloßnes Fenster von wirklich durchsichtigem, stellenweise buntgefärbtem Glas.

Das ganze Bild in seiner blendenden Farbenpracht ist das heiterste so ich je sah. Man möchte in das Nebenzimmer hineintreten, dieses Fenster nach Belieben öffnen und schließen; keiner der spätern niederländischen Maler hat die Perspective des Innern eines Hauses mit größerer Wahrheit darzustellen vermocht, und die Ausführung, die Wärme, die Kraft dieses wunderbaren Bildes stellen es dem Vollendetsten in der Kunst gleich.

Die drei andern Gemälde des Johannes van Eyck in der Boisseréeschen Sammlung sind aus dem Zeitpunkt, in welchem seine Kunst den höchsten Gipfel erreicht hatte und schmückten wohl ursprünglich den der Mutter Gottes geweihten Altar einer Kirche oder Kapelle. Sie stellen auf einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern drei der freudigen Momente ihres Lebens dar.

In häuslicher stiller Beschränktheit öffnet sich uns auf dem ersten Seitenbilde das hochgewölbte schmale Zimmer, in welchem Maria aus der Knospe der Kindheit zur anmuthigsten reinsten Jungfräulichkeit heranblühte. Sie selbst kniect am Betpult im Vorgrunde, in einem in breiten Falten weit auf den Boden hinfließenden dunkelblauen Ge-

wande, die Flechten ihres lichthellen Haares wallen aufgelöst in kleinen Wellen über die Schultern hin. Lieblicher und dabei mädchenhafter läßt nichts sich erdenken als dieses schöne Oval des seitwärts gewendeten Köpfchens, als die unbeschreibliche Unschuld dieses vor der glänzenden Erscheinung des Engels niedergeschlagnen Blicks. Maria ist so furchtlos in ihrem Erstaunen, so zutrauungsvoll in ihrer Demuth, als erkenne sie einen der holden Gespielen aus den süßlächelnden Träumen ihrer Kindheit in dem Jünglinge, der, weißgekleidet, auf mächtigen, weißen Pfauenfeder-Schwingen vor ihr leicht über den Boden hinschwebt. Der goldne Scepter in seiner Hand bildet ganz ungesucht ein Kreuz mit dem Sonnenstrahl, welcher die bedeutungsvolle Taube zu dem hohen geöffneten Fenster im Hintergrunde hereinträgt, und zwischen dem Engel und der Jungfrau entblüht aus glänzender Vase das schöne Symbol höchster Reinheit, eine schneeweiße Lilie ohne Staubfäden. Die Anordnung des ganzen Zimmers spricht die heitre fromme Häuslichkeit der jungfräulichen Bewohnerin aus; die rothen Vorhänge des mit einer gleichfalls rothen Decke

geschmückten Bettes im Hintergrunde sind zierlich aufgebunden und zurückgeschlagen, so daß die goldbrokatne Hinterwand desselben sichtbar wird; neben dem Bette steht ein Sessel mit einem rothsammtnen Kissen, dieses ist noch ein wenig eingedrückt, denn Maria stand eben davon auf, um zu beten. Auch der Betstuhl, an welchem sie knieet, ist mit sauberm Schnitzwerk, den Sündenfall der ersten Eltern darstellend, geschmückt.

Das an dieses erste Seitengemälde zunächst sich anschließende Mittelbild zeigt uns die hohe Erfüllung jener geheimnißvollen göttlichen Verkündigung. Unter den edlen Ruinen eines Tempels, welche, jetzt zum Stall herabgewürdigt, ein leichtes Strohdach gegen die Witterung schützt, sitzt die jungfräuliche Mutter in ihren dunkelblauen weit und schön gefalteten Mantel gehüllt. Der mädchenhafte Reiz der Jugend ging in hohe Würde, in ernstere Schönheit über, der neugeborne Heiland ruht ganz in Kindesgestalt in ihrem Schooße. Zu seinen Füßen versammeln sich die anbetenden Weisen des Morgenlandes, in reichen königlichen Prachtgewändern und aller Herrlichkeit des Orients. Der älteste der Könige, welcher knieend das Händ-

chen des Kindes küßt, ist ein treues Portrait Philipp des Guten, Herzogs von Burgund; der zweite etwas jüngere König beut dicht hinter diesem mit gebogenem Knie einen goldnen, juwelenreichen Becher dem Kinde dar; wahrscheinlich trägt auch er die Aehnlichkeit irgend eines Fürsten jener Zeit. Diese beiden Könige sind in weit über den Boden hin sich verbreitenden Mänteln von Goldbrokat und köstlichen Stoffen würdig bekleidet. Doch in kurzer, rothsammtner, fast sarazenischer Tracht steht der dritte, der Mauren König, kein Mohr, wie frühere und auch spätere Maler ihn abbildeten. Stolz, trotzend beinahe steht er da; etwas seitwärts gewendet, halb beleidigt, halb verwundert über die anscheinende Aermlichkeit des Zieles, zu welchem der Stern ihn führte, und doch ergriffen von der Ahnung des nahen Gottes in niedrer Gestalt. Unwillkührlich lüftet die eine Hand die turbanartige Kopfbekleidung, während die andere nach dem von einem weißgekleideten Pagen dargebotnen Goldgefäße greift. Aus der ganzen Haltung der edeln hohen Gestalt des kaum den Jünglingsjahren entwachsenen Helden spricht schon der nächste Moment, der

auch ihn zu den Füßen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieser Maurenkönig ist in Allem das treue, sehr ähnliche Porträt Herzogs Karl des Kühnen, wahrscheinlich sogar bis auf Waffen, Schmuck und Bekleidung, denn wenigstens erinnerte mich sein rothsammtner Rock, der in Luzern nebst anderer ihm abgenommenen Krieges-Beute aufbewahrt wird, durch Farbe und Form auf das lebhafteste an dieses Gemälde.

Hinter Karl dem Kühnen schließen mehrere Begleiter der Könige sich an den schon erwähnten weiß gekleideten Edelknaben; einige nehmen an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, demüthigen Antheil, andre drücken nur Erstaunen oder Neugierde aus. Stumpf und gedankenlos starren einige gelbbraune orientalische Gesichter hervor, in der Ferne sieht man den Zug mehrerer herannahender Diener. Die Pracht des juwelenreichen Orients herrscht in Schmuck, Kleidung und in den blitzenden Geschenken, dabei eine ganz eigne Lokalität in den sonderbar fremdartigen Waffen, in der Fußbekleidung, den Kopfbedeckungen; aus Allem leuchtet ein tiefes Studium der Sitten des Morgenlandes hervor. Einige

im letzten Befreiungskrieg aus den entferntesten russischen Provinzen herbei gezognen Offiziere legten davon unwillkührlich das Zeugniß ab. Sichtbar freudig beim Anblick des Bildes erkannten und begrüßten sie die noch immer in ihrem Vaterland bestehenden Formen, und wiesen dabei, laut und fröhlich unter einander sprechend, bald auf dieses bald auf jenes Waffen- oder Kleidungsstück. Dieser Umstand ist nicht nur ein sprechender Beweis für die Treue, sondern auch für die Trefflichkeit einer Darstellung, die solche unerfahrne, durchaus an den Anblick von Kunstwerken nicht gewöhnte Augen so bis zur Täuschung entzücken konnte.

Links neben der göttlichen Mutter, mehr nach dem Vorgrunde zu, steht Joseph, ihr und des Kindes frommer, schützender Freund, mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupte, den schwarzen Hut in der Hand, halb verwundert, halb gedrückt von dem prachtvollen Besuche. Aus seinen edlen Zügen spricht stille vorahnende Wehmuth. Seitwärts am Gemäuer über dem Bogen einer Thüre, die zu einem tiefen Gewölbe zu führen scheint, sieht man nach alter Sitte den Donator des Bil-

des, einen ziemlich jungen Mann mit einem Rosenkranz in der Hand; die Stadt, die lebensreiche Straße und ferne Berge schließen den Hintergrund.

Auf der zweiten, dem Mittelbilde sich anschließenden Seitentafel, ist des neugebornen Heilandes Darstellung im Tempel abgebildet; durch die offenstehende Thüre des hochgewölbten, mit Säulen, vielen Fenstern und in die Tiefe sich verlierenden Bogengängen geschmückten Gebäudes blickt man nach Außen in die volkreiche, belebte Straße und auf grüne Bäume; im Tempel selbst lehnen trostsuchende Kranke und Müde an den entfernten Säulen. Ernst und gedankenvoll, den klaren ruhigen Blick dem Hohenpriester zugewendet, welcher, von der Begeisterung des Moments ergriffen, das Kind aus ihren Armen in die seine nimmt, steht Maria im Vorgrund am Altar. Die weiße Stirnbinde der Frauen, der weite blaue Mantel, verhüllen sie fast matronenartig; das schöne edle Gesicht trägt den Ausdruck der Bescheidenheit und des Bewußtseyns hoher Mutterwürde. Etwas mehr zurück steht Joseph ihr zur Seite, eine brennende Kerze in der Hand. Einige an-

dere Personen reihen sich um den Altar her; ganz vorne, neben der heiligen Jungfrau, steht schlank und schön ein sehr junges Mädchen, das Körbchen mit den Tauben in der Hand; eine von jenen Gestalten, die man, einmal gesehen, nie wieder vergißt. Sie trägt ein grünes, den Körper bis an die Hüften enge umschließendes, unten in weite Falten sich ausbreitendes Gewand, mit langen engen Aermeln; die blonden zierlichen Zöpfe berühren fast den Boden, sie hängen unter einem ganz durchsichtig feinen Schleier hervor, der, zierlich um das schöne Haupt gewunden, einen sehr reizenden Kopfputz bildet. Ganz unbekannt mit dem ernsteren Gange des Lebens, welcher auf der jungen Mutter schon schwer zu lasten beginnt, schaut das liebliche Kind zum Bilde heraus, dem Zuschauer ins Gesicht, und nimmt mit dem naivsten Ausdruck unbefangener Unschuld und nach Außen gewendeter kindlicher Neugier an der ernsten Feier im Tempel fast gar keinen Antheil. Je länger man die ganz einfache Komposition dieses köstlichen Bildes anschaut, je erfreulicher zeigt sie sich; ich möchte sagen, daß keines den Blick so unabwendbar fesselt als

dieses. Zum Schlusse dieser Beschreibung kann ich nur Goethe's Worte wiederholen:

„Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten, zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen die auf dem vermoderten Strohdach wachsen, bis zu den goldnen, juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe zur Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewänne."

Herzog Karls des Kühnen Porträt auf dem Mittelbilde bestimmt glücklicher Weise die Zeit der Entstehung dieses unschätzbaren Kunstwerks. Unverkennbar ähnlich, ganz den Beinamen verdienend, steht die jugendliche Heldengestalt in einem Alter von fünf und zwanzig bis sieben und zwanzig Jahren, und da dieser Fürst im Jahr 1433 geboren ward, so muß daher das Bild nothwendig um 1458 oder 1460 in der letzten vollendetsten Zeit Johann van Eycks gemalt worden seyn. War dieser, wie alles uns bestimmt zu glauben, ungefähr fünf und zwanzig Jahre jünger als sein im Jahr 1366 geborner Bruder, so fällt die Vollendung dieses Meisterwerks zwischen

sein sieben und sechzigstes und neun und sechzigstes Jahr. Daß der Künstler so spät noch so Hohes vermochte, darf uns nicht befremden. In unsern Tagen übereilt das Alter die Jugend, in den seinigen war es umgekehrt. An Thatkraft, Geist und Lebensfrische stets junge wenn gleich hochbejahrte Greise waren damals eben so wenig selten, als jetzt im Frühling des Lebens schon lebensmüde, altkluge, um das Glück ihrer künftigen Enkel ängstlich besorgte Greise im Jugendalter.

Ueberdem war von jeher die Natur den Künstlern, insonderheit den Malern, hold und günstig; sie ließ sie mit ungeschwächten Sinnen lange leben auf Erden. Die Kunstgeschichte liefert davon unzählige Beweise, wie man selbst im Verfolg dieser Blätter verhältnißmäßig finden wird.

Das Bestreben, des Johann van Eyck hohes Verdienst anschaulich in seinen Werken darzustellen, so gut dieses in bloßen Worten geschehen kann, hat uns indessen verleitet der Zeit vorzugreifen; wir kehren zurück zu seiner Werkstatt, indem wir den Faden der Geschichte seines Lebens von Neuem ergreifen.

Der gränzenlose Raum, mit Allem, was darin blüht, athmet und lebt, war nun von ihm für das Gebiet der Kunst errungen, aber sein rastlos thätiger Geist erlaubte ihm nicht, hier stehen zu bleiben. Von Neuem quälte ihn das Unzulängliche der technischen Mittel, das Widerstreben des todten Stoffes in der Ausführung dessen, was er im gerechten Vertrauen auf sich, sein gebildetes Auge, seine kunstgeübte Hand unternehmen zu dürfen sich bewußt war. Er ahnete die Möglichkeit einer anderen Farbenbereitung, und wandte sowohl Alles, was er von Chemie und Destillirkunst erlernt hatte, als überhaupt jede Kraft seines Geistes daran, um diese aufzufinden. Tausendfältige Versuche, die mühsamsten Untersuchungen der verschiednen Farbenstoffe, ihrer Zusammensetzung, ihrer Bereitung, beschäftigten ihn lange zu diesem Zweck, ehe er glaubte am Ziel zu seyn.

Endlich erfand er einen größtentheils aus öligen Substanzen zusammengesetzten Firniß, mit welchem er die mit Leimwasser oder Eiweiß gemalten Bilder ganz zuletzt überzog; die größere Dauerhaftigkeit, die erhöhte Frische der Farben,

der Glanz, den diese neue Erfindung seinen Gemälden mittheilte, erwarb ihnen noch größern Beifall, und der Ruhm des Johann van Eyck breitete sich immer weiter aus.

Ein herrliches Bild war fertig geworden, Johannes hatte viel Zeit, viel Mühe und Fleiß daran verwendet. Mit jener unnennbaren Künstlerfreude an einem vollendeten wohlgelungnen Werke betrachtete er es, während er es nach der von ihm neu erfundenen Weise mit Firniß überzog, und stellte es dann hinaus an die Sonne zum Trocknen, wie er gewohnt war zu thun. Doch vielleicht brannten ihre Strahlen dieses Mal zu heiß, vielleicht auch waren die Bretter, aus denen die Tafel bestand, nicht sorgsam genug zusammengefügt; sie zersprang, und das köstliche Gemälde lag, zu Trümmern vernichtet, umher.

Unmuthig konnte Johann van Eyck über diesen Unfall wohl werden, doch nicht muthlos. So wie er das Unzuverlässige und Unzulängliche seiner Erfindung eingesehen hatte, setzte er diese bei Seite, und untersuchte von neuem Farben, ölige und geistige Flüssigkeiten; er fand, daß Nußöl

und Leinöl am schnellsten trocknen, er siedete diese, versetzte sie mit andern Ingredienzen, und hatte endlich die Freude einen vollkommen genügenden Firniß zu besitzen, der im Schatten trocknete, ohne Zuthun der Sonnenhitze.

Der Firniß war nun erfunden, doch jetzt beschäftigte ihn die Bereitung der Farben. Nach vielen Versuchen kam er darauf, sie, statt mit Leimwasser oder Eiweiß, mit Oelen zu bereiten, und sah mit unaussprechlicher Freude in Erfüllung gehen, was Jahre lang seinem ahnungsvollen Geiste vorgeschwebt hatte. Die Farben ließen sich, mit Oel bereitet, weit besser behandeln und vertreiben, sie gewannen unendlich an Lebhaftigkeit, ihr natürlicher Glanz machte jeden Firniß überflüssig, und die Dauerhaftigkeit der auf diese Weise gemalten Tafeln widerstand dem Wasser und den heftigsten Erschütterungen.

So ward Johann van Eyck, der zuerst die Luft- und Linienperspective entdeckte, jetzt auch der Erfinder der Oelmalerei. Die Zeit, in der dieses geschah, wird gewöhnlich um das Jahr 1410 angenommen, doch ist dies nur eine Vermuthung ohne besondern Grund.

Johann van Eyck sowohl als Hubert hielten diese Erfindung in der Folge fortwährend sehr geheim; keiner ihrer Schüler durfte die Art der Bereitung der Farben erfahren, die Meister arbeiteten nur bei verschloßnen Thüren; niemand betrat ihre Werkstatt, aus der von nun an Gemälde hervorgingen, welche die Welt in immer neues höheres Erstaunen versetzten; um so mehr, da sie in technischer Hinsicht von allen vorhergesehenen abwichen, und niemand die Art ihres Entstehens zu begreifen vermochte.

Wie Johann van Eyck seine Farben bereitete, mit welchen öligen oder vielleicht auch geistigen Flüssigkeiten, davon konnte uns jetzt, nach beinah vier Jahrhunderten, keine Spur mehr übrig bleiben. Gewiß ging auch im Lauf der Zeiten noch manches andere geheime Verfahren der alten Meister, mancher bedeutende, ihnen bekannt gewesene technische Vortheil ihren Enkeln verloren; denn auch der Unkundigste muß auf den ersten Blick bemerken, wie sehr ihre Gemälde in technischer Hinsicht sich von der neuern Oelmalerei unterscheiden. Die Farbenpracht der Alten hat noch kein späterer Künstler völlig erreichen können und

eben so wenig die bewundernswerthe Dauer ihrer Farben. Sie glänzen noch jetzt in unveränderter Frische wie damals, da sie von der Staffelei kamen, ohne nachgedunkelt zu seyn. Unreines konnte zwar ihre Oberfläche verschleiern, jedoch ohne darauf so zu haften, daß es nicht dem sorgfältigen Bemühen kunstreicher Hände hätte gelingen können, den entstellenden Schleier wegzuziehen, und sie in ihrer ursprünglichen Pracht und Reinheit wieder herzustellen.

Im Jahr 1420, gerade zur Zeit da des Johann van Eyck Geist und Talent am herrlichsten sich entfalteten, kam Philipp der Gütige als Herzog von Burgund und Graf von Flandern zur Regierung. Abwechselnd hielt er seinen glänzenden Hof in den einander nah gelegenen Städten, in Gent und in Brügge, wo der berühmte Name der Brüder van Eyck bald bis zu ihm dringen mußte. Er lernte sie und ihre Werke kennen, und diese sowohl als ihre Persönlichkeit erwarben ihnen Achtung und Wohlwollen des kunstliebenden Fürsten. Hubert, der damals schon mit starken Schritten sich dem Greisenalter nahte, erhielt bei näherer Bekanntschaft jede ehrende

Auszeichnung seines Herzogs, die ein so bedeutender Künstler nur immer verdienen und erwarten mochte; doch die Anmuth der Sitten des noch jugendlichen Johannes gewann das Herz Philipps des Gütigen, die Offenheit und Milde seines Charakters fesselten den ihm gleichgesinnten Fürsten mit jedem Tage mehr, und die auch ohne Hinsicht auf Kunst seltne wissenschaftliche Bildung des jungen Malers, sein durchdringend klarer Verstand, die Sicherheit seines Urtheils, gewannen ihm nach und nach das unumschränkteste Vertrauen seines fürstlichen Freundes. Bei jeder Gelegenheit suchte dieser ihn an seine Nähe zu fesseln, zog seine Gesellschaft allen andern vor, und befragte ihn bei jedem bedeutenden Unternehmen um seine Meinung, die er auch oft befolgte. Karl von Mander nennt bei der Beschreibung dieses schönen Verhältnisses Johann van Eyck Herzog Philipps heimlichen Rath; doch war er dieses wahrscheinlich, wenn gleich in der Wirklichkeit, nie dem Namen nach.

Der Aufenthalt an diesem glänzenden Hofe war für das Kunsttalent des Johann van Eyck von nicht zu berechnendem unschätzbaren Werth.

Schöne, vornehm geschmückte Frauen, stattliche Fürsten mit ihren geputzten Pagen, in glänzender Waffenrüstung schimmernde Ritter und würdige Gestalten bedeutender Staatsmänner umgaben ihn täglich; er sah sie in den mannichfaltigsten Situationen sich bewegen, gehen, reden, handeln, und seine Phantasie faßte Alles auf, um in der heimlichen Werkstatt eine neue schönere Welt daraus zu schaffen. Das aus allen Ländern, selbst aus dem fernen Orient, herbeigezogne Personal der Dienerschaft des Fürsten trug nicht wenig dazu bei, dem Hofe ein wunderbar romantisches Ansehen zu geben, das man in unsern Tagen vielleicht theatralisch nennen möchte. Jeder mußte die Tracht seines Landes treulich beibehalten, und daß Johann van Eyck alle diese verschiednen Kostüme zu benutzen wußte, beweisen die wohlgehaltenen orientalischen Trachten und Gestalten auf seiner Abbildung der weisen Könige des Morgenlandes. Auch seine auffallende Vorliebe für Edelsteine und Kleinodien, so wie die geschmackvolle Art, mit der er seine Bildungen zwar verschwenderisch, doch nicht überladen mit diesen zu schmücken wußte, rührt wahrschein-

lich aus jener glänzenden Epoche seines Lebens her.

Im Jahr 1420 erkaufte die Familie Vydt, eine der angesehensten, edelsten und ältesten in Gent, sich eine Kapelle in der Johanniskirche, um nach dem damaligen frommen Brauch sie zum Familienbegräbniß einweihen zu lassen. Das Haupt derselben, Josse Vydt, damals die erste Magistratsperson der Stadt, wurde dadurch veranlaßt, den in Gent lebenden berühmten Maler Hubert van Eyck zu einem Kunstwerk aufzufordern, dessen gleichen an Bedeutsamkeit und Umfang noch nie gesehen worden war. Er übertrug ihm nämlich die Ausführung eines aus zwölf großen Tafeln bestehenden Altarblatts, und Hubert sowohl als Johann van Eyck ergriffen mit freudiger Bereitwilligkeit diese Gelegenheit, sich selbst ein dauerndes und würdiges Denkmal zu stiften. Johann van Eyck verließ deshalb seinen selbstgewählten Wohnplatz in Brügge, und zog nach Gent, um seinem Bruder bei diesem großen Unternehmen beizustehen. Beide begaben sich in treuer gewohnter Gemeinschaft an die Arbeit. Doch Hubert erkrankte und starb, lange vor Voll-

endung des Werkes, am achtzehnten September des Jahres 1426, in einem Alter von sechzig Jahren. Er ward in der nämlichen Kirche ehrenvoll begraben, zu deren Schmuck er die letzten Tage seines Lebens verwendet hatte. Ein Monument mit einer Grabschrift bezeichnete noch gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Ort, wo dieser große Meister unfern seiner ihm vorangegangenen Schwester Margaretha beerdigt ward. Auch diese hatte in Gent das Ziel ihres Lebens erreicht, beklagt von den Kunstfreunden und feierlich besungen von den Dichtern des Landes und ihrer Zeit.

Einsam und verwaiset stand jetzt Johann van Eyck, doch sein fürstlicher Freund und seine Kunst waren ihm geblieben; in dieser vor allem suchte er Trost und fand ihn auch. Muthig wandte er sich mit verdoppeltem Eifer ihr zu, und vollendete das hohe Werk allein, das er so freudig unter der Leitung seines Bruders begonnen hatte. Fertig stand es da, das Wunder der Welt, zu dem aus der Nähe und Ferne Alles herbei wallfahrtete. Beinahe zwölf Jahre nachdem es begonnen wurde, am sechsten Mai des Jahres

1432 wurde das hohe Meisterwerk den Augen der staunenden Menge zum ersten Male gezeigt; doch der Meister, der es vollbracht, zog still und bescheiden wieder nach Brügge in seine verödete Werkstatt zu neuen Arbeiten sich zurück.

Der Gegenstand jenes allberühmten Altarblattes in Gent ist aus der Offenbarung Johannis entlehnt, doch dessen Ausführung umfaßte eine ganze Welt. Fürsten und Ritter, Weltleute und Geistliche, Krieger, heilige Pilger, Eremiten, ziehen in all ihrer Eigenthümlichkeit herbei, um vor dem Lamme, diesem Symbol des höchsten Geheimnisses der Gottheit, anbetend niederzusinken; ja diese selbst erscheint zu dessen Verherrlichung, begleitet von den Heiligen des Himmels und den himmlischen Heerschaaren.

In der obern Abtheilung des Gemäldes, über dem bedeutungsvollen Lamme, ist Gott Vater sitzend abgebildet, das Scepter in der Hand, die päpstliche Krone auf dem Haupt, ihm zur Rechten Maria, ein Buch auf dem Schooße, zur Linken Johannes der Täufer; alle drei lebensgroße Figuren, wahrscheinlich ganz von Hubert gemalt, der gewiß mit den drei obersten Tafeln das große

Werk begonnen. Der Styl derselben neigt sich noch merklich dem byzantinischen zu, die Gestalten sind größer, edler in strenger Einfachheit dargestellt, aber ihnen mangelt noch der belebende Zauber, mit welchem Johann van Eyck, vielleicht nur drei oder vier Jahre später, die zahllose anbetende Menge, die Heiligen, die Märtyrer, die Apostel ausstattete, welche auf dem Hauptbilde dieser unendlich reichen Komposition um das geheimnißvolle Lamm sich versammeln. Dieser Theil des ursprünglich aus zwölf Tafeln bestehenden Gemäldes befindet sich in diesem Augenblick wieder in Gent, über dem Altar einer Kapelle in der Kirche St. Bavon. Das Ganze war noch bis zu dem traurigen Zeitpunkte beisammen, da raubsüchtige plündernde Feinde die Welt überströmten; ein Kunstwerk von dieser Bedeutung konnte ihrem Späherblick nicht entgehen, doch gelang es der Geistlichkeit des Domkapitels von St. Bavon, mit Hülfe einiger vaterländisch gesinnter Männer, acht dieser Tafeln, und zwar nicht ohne Lebensgefahr, zu verbergen. Nur vier wurden nach Paris geschleppt, von wo sie im Jahr 1815 wieder zurückkehrten. Sechs der frü-

her verborgenen Tafeln wurden seitdem von der Geistlichkeit der Kirche St. Bavon an den Gemäldehändler Nieuwenhuys in Brüssel verkauft, der sie seitdem, nebst einigen und fünfzig andern alten Bildern einem englischen Kunstfreunde für die Summe von hunderttausend Franks überließ. Herr Nieuwenhuys wurde darüber in einen Reklamationsproceß verwickelt, den er gewann. Diese sechs Tafeln sind das höchste Kleinod einer in ihrer Art einzigen unschätzbaren Sammlung, welche aber zur Freude aller Kunstfreunde nicht nach England abgeführt ward, um dort in stolzer Unzugänglichkeit einsam zu trauern, sondern vom Könige von Preußen zur höchsten Zierde des neuen Berliner Museums angekauft worden ist. Das Schicksal der übrigen noch fehlenden zwei Tafeln ist mir unbekannt.

Auf einer von diesen hatte Johann van Eyck mit unnachahmlicher Kunst Adam dargestellt, wie dieser, kämpfend mit innerem Grauen und Alles hingebender Liebe zu seiner jungen Gattin, die Unheil bringende Frucht betrachtet, welche sie ihm beut. Aus Achtung für die Meinung des heiligen Augustinus und einiger andern Kirchen-

väter hatte der Künstler statt des Apfels eine frische Feige als Veranlassung des Sündenfalles unserer ersten Eltern dargestellt. Diese Vorstellung bezog sich auf den Namen der Kapelle, in welcher der Altar stand, denn diese wurde Adam und Eva geheißen.

Von dem, was dieses wundervolle Kunstwerk gewesen seyn muß, als noch alle zwölf Tafeln in ursprünglichem Glanz den Altar schmückten, davon geben die sechs in Berlin befindlichen Seitengemälde eine höchst erfreuliche Ahnung. Zwar entstellt sie Staub und Kerzendampf, doch des Johann van Eyck Glorie schimmert durch diese Decke strahlend hervor. Ein schützender Genius wird von nun an über diese köstlichen Ueberbleibsel eines unschätzbaren Kunstwerkes ferner walten, damit keine ungeschickte oder voreilige Hand es wage, sie zu berühren und zu zerstören, indem sie bessern will.

Jede dieser Tafeln schien mir etwa drei Ellen hoch und halb so breit; die Figuren auf den beiden ersten sind beinahe Lebensgröße, die auf den übrigen weit kleiner.

Auf der ersten Tafel erblickt man die heilige

Cäcilie vor ihrer Orgel sitzend, von vier ihr Orgelspiel auf verschiednen Instrumenten begleitenden Engeln umgeben; sie trägt ein weites, mit Hermelin aufgeschlagnes königliches Gewand mit großen goldnen Blumen auf dunkelem Grunde. Dieser erscheint schwarz, ist aber vermuthlich ursprünglich dunkelblau oder purpurfarben. Das reiche helle Haar fließt wellenförmig gelockt über die Schultern hin, von einer aus Juwelen und Perlen zusammengesetzten Stirnbinde oder Kette gehalten. Man erblickt die hohe Gestalt fast ganz von hinten, auch das schöne ernste Gesicht zeigt sich nur im abgewendeten Profil. Die Engel sind in reiche Chorgewänder von Goldbrokat und hellfarbigen reichen Stoffen gekleidet, sie tragen, wie die Heilige, köstliche von Gold und Edelsteinen strahlende Binden um die Stirne und um das schön gelockte Haar. Der, welcher oben neben der Orgel, halb von dieser verdeckt, steht, spielt die Harfe, ein andrer im Vorgrunde dicht hinter Cäcilien spielt das Violonzell.

Auf der zweiten Tafel, welche das Gegenstück der ersten bildet, stehen ebenfalls in reichen Chorgewändern mit juwelenreichen Stirnbinden

acht andre Engel. Der Glanz, die Pracht, die unaussprechliche naive Anmuth beider Gruppen, sowohl der heiligen Cäcilie als besonders dieser zweiten, lassen sich nicht in Worte fassen. Ganz im Vorgrunde hält ein Engel das mit künstlichem Schnitzwerk verzierte Notenpult in der einen Hand, und gibt mit der andern den Takt an, um den Gesang seiner hinter ihm gruppirten Brüder zu leiten. Unerachtet ihrer großen, schimmernden Flügel sind alle diese himmlischen Sänger doch eigentlich nur das treue Porträt schöner Chorknaben, wie sie der Künstler unzählige Mal sah; in Ausdruck und Bewegung rein menschlich dargestellt, mit unübertroffener Wahrheit und entzückender Naivetät, aber himmelweit entfernt von jedem Gedanken an Ideal. Alle blicken sehr ernst in das auf dem Pulte liegende Notenblatt, und singen so eifrig, mit so emsiger Anstrengung, daß man fast taub zu seyn glaubt, indem man sie sieht und nicht hört. Karl von Manders naive Bemerkung, daß man jedem von ihnen deutlich ansehen könne, welche Stimme er singt, ob Baß, Tenor oder Sopran, muß dabei jedem einfallen. Ich sah dieses Gemälde einst durch die offne

Thür des Zimmers, welches an das stößt, wo die Tafeln aufgestellt sind, in einiger Entfernung; ein scharfer heller Sonnenstrahl beleuchtete es, und die Knaben standen wie herausgetreten aus den Rahmen frei und lebendig im Zimmer; so täuschend ist die Wahrheit dieses wunderbaren, bis zu jeder einzelnen Haarlocke ausgeführten Gemäldes.

„Justi Judicis“ ist die Unterschrift der dritten Tafel. In einem reichen blühenden Thal, zwischen hohen Bergen, deren Gipfel Thürme und feste Schlösser krönen, ziehen mehrere Ritter zur Anbetung des Lammes hin. Im Vorgrunde reitet Philipp der Gütige, neben ihm Johann und Hubert van Eyck. Diese Abbildung bestätigt vollkommen den großen Unterschied des Alters der Brüder; Hubert, fast schon ein Greis, reitet auf einem stolzen prächtig geschmückten Schimmel, auch er selbst ist stattlich gekleidet, und trägt eine vorn aufgeschlagne und mit Pelzwerk verbrämte Mütze von seltsamer Form auf dem Haupt; Johann trägt über einem schwarzen Talar ein rothes Paternoster, mit einer daran hängenden goldnen Medaille, und eine turbanartige Kopfbedeckung,

acht andere Engel. Der Glanz, die Pracht, die unaussprechliche naive Anmuth beider Gruppen, sowohl der heiligen Cäcilie als besonders dieser zweiten, lassen sich nicht in Worte fassen. Ganz im Vorgrunde hält ein Engel das mit künstlichem Schnitzwerk verzierte Notenpult in der einen Hand, und gibt mit der andern den Takt an, um den Gesang seiner hinter ihm gruppirten Brüder zu leiten. Unerachtet ihrer großen, schimmernden Flügel sind alle diese himmlischen Sänger doch eigentlich nur das treue Porträt schöner Chorknaben, wie sie der Künstler unzählige Mal sah; in Ausdruck und Bewegung rein menschlich dargestellt, mit unübertroffener Wahrheit und entzückender Naivetät, aber himmelweit entfernt von jedem Gedanken an Ideal. Alle blicken sehr ernst in das auf dem Pulte liegende Notenblatt, und singen so eifrig, mit so emsiger Anstrengung, daß man fast taub zu seyn glaubt, indem man sie sieht und nicht hört. Karl von Manders naive Bemerkung, daß man jedem von ihnen deutlich ansehen könne, welche Stimme er singt, ob Baß, Tenor oder Sopran, muß dabei jedem einfallen. Ich sah dieses Gemälde einst durch die offne

Thür des Zimmers, welches an das stößt, wo die Tafeln aufgestellt sind, in einiger Entfernung; ein scharfer heller Sonnenstrahl beleuchtete es, und die Knaben standen wie herausgetreten aus den Rahmen frei und lebendig im Zimmer; so täuschend ist die Wahrheit dieses wunderbaren, bis zu jeder einzelnen Haarlocke ausgeführten Gemäldes.

„Justi Judicis“ ist die Unterschrift der dritten Tafel. In einem reichen blühenden Thal, zwischen hohen Bergen, deren Gipfel Thürme und feste Schlösser krönen, ziehen mehrere Ritter zur Anbetung des Lammes hin. Im Vorgrunde reitet Philipp der Gütige, neben ihm Johann und Hubert van Eyck. Diese Abbildung bestätigt vollkommen den großen Unterschied des Alters der Brüder; Hubert, fast schon ein Greis, reitet auf einem stolzen prächtig geschmückten Schimmel, auch er selbst ist stattlich gekleidet, und trägt eine vorn aufgeschlagne und mit Pelzwerk verbrämte Mütze von seltsamer Form auf dem Haupt; Johann trägt über einem schwarzen Talar ein rothes Paternoster, mit einer daran hängenden goldnen Medaille, und eine turbanartige Kopfbedeckung,

an der hinten ein Zipfel herabhängt; er scheint etwa fünf und dreißig Jahre alt. Die Züge seines Gesichts haben nichts ausgezeichnetes, sind aber von mildem edlem Ausdruck, und tragen ganz das Gepräge seines Vaterlandes. Noch sechs andere Reiter füllen den Hintergrund, unter ihnen ein König, die Krone auf dem Haupt, den man aber nur im Rücken sieht.

Auf der vierten Tafel, mit der Unterschrift „Christi milites" reiten die Krieger Gottes, durch eine der vorigen sehr ähnliche Landschaft, zum nemlichen Ziele. Vorauf, auf prächtigen, reich geschmückten Zeltern ziehen zwei mit Lorbeerkränzen gekrönte junge Helden, mit hochflatterndem Panier, in silberheller von Gold und Edelsteinen strahlender Rüstung; sieben andere Ritter folgen diesen, einer von ihnen trägt einen köstlichen reichen Helm, die andern haben zierliche zum Theil mit Pelzwerk verbrämte Kopfbedeckungen, die Pferde sind sehr schön, ganz der Natur getreu, die ganze Gruppe ist von unaussprechlicher ritterlicher Lebendigkeit und Hoheit.

Die fünfte Tafel hat zur Unterschrift „Pegrini sti." Sie hat mehr gelitten als die vor-

hergehenden, und scheint an einigen Stellen durch Staub und Schmutz sehr verdunkelt. Die Landschaft stellt eine schöne Gegend im üppigsten Glanz des Südens dar; Pinien schmücken sie, Cedern und Orangenbäume, zwischen diesen tausend fremdartige bis in die kleinsten Details ausgeführte Gräser, Kräuter und Blumen. Wie Kiesel am Wege leuchten verstreute Perlen und farbige Edelsteine aus dem Grase und zwischen Felsstücken unter den Füßen der Pilger hervor. Diese ziehen in mannichfaltiger Kleidung und Gestalt aus allen Ständen herbei, zum Theil auch mit Muschelhut und Stab, mitten unter ihnen eine edle ausdrucksvolle Greisengestalt mit langem ehrwürdigen Bart. Ganz im Hintergrunde steht eine seltsame lachende Figur, in einer Mönchskutte, denn in jener einfachen Zeit glaubte man das Heilige nicht durch einen gutgemeinten Scherz zu entweihen. Riesengroß führt im Vorgrunde der heilige Christoph die fromme Schaar an, doch ohne die schwere Last des göttlichen Kindes auf der Schulter zu tragen.

Die sechste Tafel trägt die Unterschrift „Heyremite stl.“ Durch ein enges Felsenthal von ganz

südlichem Charakter zieht die fromme Schaar der Einsiedler herbei, zwischen Pinien und Orangenbäumen; Kräuter und Blumen, gleich denen auf der vorigen Tafel, blühen und grünen unter ihren Füßen, und auch hier liegen Perlen und farbige Juwelen in Menge umhergestreut. Zwei schöne herrliche Greise führen den Zug an, einer von ihnen hält den Rosenkranz in der Hand, ihnen folgen die würdigsten edelsten Gestalten mit prächtigen langen Bärten; doch auch hier mischt sich der Scherz dem Ernst bei, denn einige Köpfe von ächt humoristischem Ausdruck lauschen hie und dort einzeln hervor. Magdalena mit dem Salbengefäß und neben ihr noch eine heilige Frau beschließen im Hintergrunde den Zug.

Die Ausführung, besonders der Haare und Bärte, so wie der so naturgetreue Ausdruck jedes einzelnen Kopfes, ist höchst bewundernswerth. Von allen diesen Tafeln läßt sich nur das über die Gemälde des Künstlers in der Boisseréeschen Sammlung Gesagte wiederholen. Unerachtet der verschwenderisch überall verbreiteten Pracht der köstlichen Stoffe, des Goldes und der Juwelen konnte ich doch nirgend in diesen eine Spur wirklichen Metalls

entdecken, nur auf den beiden ersten Tafeln, hinter der heiligen Cäcilie und hinter dem singenden Engelchor schimmert der Grund von wirklichem Golde, wahrscheinlich um die strahlende Herrlichkeit des Ganzen noch zu erhöhen.

Da das Hauptgemälde durch diese Flügelbilder gewöhnlich verschlossen gehalten ward, so ist auch die Rückseite derselben von des Meisters Hand zwar einfacher, doch nicht minder würdig geschmückt. Auf jeder Tafel steht nur eine einzelne Figur; farblos, grau in grau, zeigen diese sich jetzt, vielleicht waren sie früher etwas kolorirt, wie einzelne Spuren dem genau sie beobachtenden Auge anzuzeigen scheinen, doch läßt sich dieses nicht mit Gewißheit behaupten. So wie sie jetzt sich zeigen, ist dennoch der hohe Geist des Meisters in solcher Fülle über sie ergossen, daß wahrlich die ganze blendende Pracht des Innern dazu gehört, um diese edlen, einfachen, alles Farbenzaubers beraubten Gestalten zu verdunkeln.

Im stillen schmalen hochgewölbten Zimmer kniet die reinste holdseligste der Jungfrauen auf der ersten Tafel, vor dem Betpult, und vernimmt in Demuth die wunderbarste Verkündigung einer

Schülern verborgnen Geheimnisse ihrer Kunst einer treuen verschwiegnen Gehülfin. Margarethe starb bekanntlich vor Huberts Ableben, und was kann ungezwungner uns entgegen treten, was stimmt besser mit Johann van Eycks Geist und Gemüth, als die Vermuthung, daß er beiden ihm durch Geist und Talent noch mehr als durch Bande des Bluts verwandten Geschwistern hier ein Gedächtniß stiften wollte auf dem mit ihrer Hülfe begonnenen großen Werke, welches er nun allein vollenden mußte.

Nicht nur Himmel und Erde, Leben und Hoffen des Menschen, umfaßte dieses ungeheure Werk; unter der Haupttafel desselben, auf einer Art von Fuß oder Gestell, worauf diese ruhte, war auch das Fegefeuer abgebildet, dessen unglückliche Bewohner in Furcht, Zittern und peinlicher Qual vor dem Namen des Lammes die Kniee beugen. Doch dieser Theil des Gemäldes war leider nicht mit Oelfarben gemalt, und da er stets offen stand, ging die Malerei darauf allmählich durch die bekannte niederländische Reinlichkeitsliebe zu Grunde; unverständige Verbesserer versuchten den Schaden wieder gut zu machen, und so war dieser Theil des

Altarbildes schon im sechzehnten Jahrhundert durchaus verdorben, so daß nur durch Tradition seine frühere Existenz uns bekannt geworden ist.

Nie ward ein Kunstwerk höher geachtet, allgemeiner gepriesen, als dieses Gemälde vom Moment an da es vollendet in nie gesehner Pracht den Altar schmückte. Gewöhnlich blieb es verschlossen, nur an seltnen hohen Festen ward es den Blicken des Volks Preis gegeben, außerdem wurde es nur mächtigen Fürsten gezeigt, oder Reisenden, welche diese Begünstigung mit schwerem Gelde erkauften.

Doch war einmal ein solcher festlicher Tag angebrochen, an dem die Flügel des Heiligthums sich allen Augen erschlossen, dann vermochte auch die Kapelle, welche es bewahrte, die Menge kaum zu fassen, die vom Morgen bis zur Nacht sich herzudrängte. Weit und breit waren dann die Wege um Gent mit hinzueilenden Wallfahrern bedeckt; aus ganz Flandern und Brabant zogen Kunstfreunde und Künstler herbei, und umschwärmten das Wunderbild wie Bienen den Blüthenbaum. Diese laute, allgemeine Bewunderung schwand nicht mit dem Reize der Neuheit. Jahre folgten Jahren in langen

Reihen und jedes führte die Tage des hohen Tri-
umphs der Kunst in erneutem Glanz herbei. Lu-
kas de Heere, ein geachteter Künstler und Poet
seiner Zeit, weihte hundert Jahre nach Entstehung
des hohen Meisterbildes diesem ein eignes Lobge-
dicht, und erlebte die Ehre, solches an einem
Pfeiler in der Kapelle, dem Altar gegenüber, ge-
heftet zu sehen, wo Alt und Jung an solchen fest-
lichen Tagen sich daran erfreuten.

Mancherlei Gefahren drohten diesem Kunstwerke
in jener trüben Zeit, als der bilderstürmende Fa-
natismus Kirchen und Klöster verheerend durch-
zog. Der Verlust, welchen die Kunst damals er-
litt, ist eben so wenig zu berechnen als zu erse-
tzen, und die Errettung des Einzelnen mitten im
allgemeinen Untergange gränzt oft an Wunder.
Doch nicht nur verblendete Barbaren, auch Phi-
lipp der Zweite, König von Spanien, drohte dem
geschätztesten Kleinod der Stadt Gent. Er streckte
den eisernen Arm, der die unglücklichen Nieder-
lande vernichtend beherrschte, nach diesem Wunder-
bilde aus, um es nach Spanien zu führen, und
kaum läßt es sich begreifen, wie allgemeine Bitten
und Vorstellungen ihn endlich bewegen konnten,

davon abzustehen. Er begnügte sich mit einer Kopie von der Hand des besonders auch in Spanien hochberühmten Meisters Michael Coxies von Mecheln. Dieser arbeitete für die damals sehr beträchtliche Summe von viertausend Gulden mit unermüdlichem Fleiße zwei Jahre lang daran. Die Pracht der Farben mag ihm manche unüberwindliche Schwierigkeit entgegengestellt haben; unter andern verzweifelte er daran, das Blau des Gewandes der heiligen Jungfrau erreichen zu können, und Philipp der Zweite verwendete sich selbst bei dem großen Tizian für ihn, der ihm von Venedig aus eine sehr kostbare, aus den ungarischen Gebirgen kommende Azurfarbe schickte. Wahrscheinlich war es Ultramarin, dessen jener Meister sich bekanntlich sehr häufig bediente. Karl von Mander erzählt als etwas Merkwürdiges, daß Michael Coxies allein zu dem Mantel der heiligen Jungfrau für zwei und dreißig Dukaten von dieser Farbe verbraucht habe. Die Kopie ward endlich nach unsäglicher Arbeit glücklich vollendet und nach Spanien gesandt, nur hatte der Meister es sich herausgenommen, einiges darin zu verändern, zum Beispiel die Stellung der heiligen Cäcilie, die zu sehr von

hinten gesehen, ihm nicht zierlich genug dünkte. In unsern Zeiten ist diese Arbeit Michael Coxies wieder nach den Niederlanden gekommen, und das Eigenthum des Prinzen von Oranien geworden, der ihr in seiner unbeschreiblich reichen und merkwürdigen Sammlung in Brüssel einen würdigen Platz eingeräumt hat. Auf dieser Kopie sieht man alle zwölf Tafeln wieder vereint, wie sie es ursprünglich waren. Doch selbst ein so großer Meister, wie Michael Coxies unstreitig es war, vermochte nicht die unbeschreibliche Herrlichkeit der Brüder van Eyck ganz zu erreichen; dieses fühlte ich deutlich, als ich vor zwei Jahren zuerst die Kopie in Brüssel, und einige Tage später das Original in Gent sah. Michael Coxies scheint von dem unübersehbaren Umfange der von ihm unternommenen Arbeit endlich ermüdet, manche kleinere Verzierung, besonders in den Vorgründen, die Edelsteine, die feinen zierlichen Blumen, Gräser und Kräuter, absichtlich weggelassen zu haben. Manches andere hat er mit zu vieler Willkühr abgeändert, besonders ist dieses in der Gestalt der heiligen Cäcilie sehr merkbar. Eine zweite Kopie aller zwölf Tafeln, ebenfalls von einem alten

deutschen Meister befindet sich in London im Besitz der Herrn Aders, welche einige Kenner noch der von Michael Coxies vorziehen. Eine ebenfalls alte Kopie der Haupttafel, auf welcher das Lamm abgebildet ist, befindet sich in Berlin, im Besitz des Königs.

Doch kehren wir zurück zu der Geschichte und zu der stillen geheimen Werkstatt des Meisters, aus welcher während einer langen Reihe von Jahren, nach Vollendung dieser seiner größten Arbeit, eine unübersehbare Anzahl von Gemälden hervorging, die ihr nur an Umfang, nicht an innerem Werthe nachstehen durften.

Immer lauter ward die Verkündigung seines Ruhmes, immer gespannter die Aufmerksamkeit der Künstler, vor allem in Italien, um die Bereitung von Farben zu entdecken, deren große Vortheile Alle einsahen. Säle und Gallerien der Fürsten Italiens, wo damals auch die Kunst sich mächtig zu regen begann, prangten mit den Werken des Deutschen, Johann van Eyck, dort unter dem Namen Giovanni da Brugge bekannt; leider hat uns die Kunstgeschichte nur Namen und Beschreibungen von wenigen dieser längst zu Grunde ge-

sich in einem daneben gemalten Spiegel dergestalt zeigt, daß man den Rücken eben so sieht wie die Brust. Auf demselben Bilde ist eine Lampe in dem Badezimmer, als ob sie brenne; ein altes Weib, welches zu schwitzen scheint; ein Hündchen, das vom Wasser leckt; weiterhin sind Pferde, Menschen, sehr klein, Berge, Wälder, Dörfer, Schlösser, so künstlich ausgeführt, daß man meint, es sey jedes von dem andern fünfzigtausend Schritte entfernt. Aber nichts in diesem Werk ist bewundernswürdiger als ein Spiegel, auf derselben Tafel gemalt, worin du Alles, was dort abgebildet ist, wie in einem wahren Spiegel siehst."

Jeder, der nur eines der uns erhaltnen Gemälde Johann van Eycks sah, wird dieser Beschreibung der für die Welt verlornen Glauben beimessen. Und auf welcher Höhe, in welcher Macht und Größe muß dann der gewaltige Geist eines Mannes vor uns stehen, der während eines einzigen beschränkten Menschenlebens diese lebende, gestaltenreiche Welt hervorzurufen vermochte!

Der Ruf jeder dieser Tafeln verbreitete sich sogleich durch die ganze italienische Künstlerwelt, so wie eine derselben über die Alpen gelangte. Schaa-

renweise eilten die Maler zu ihrer Bewunderung herbei. Sie untersuchten die Gemälde auf das genaueste, sie bemerkten den eignen scharfen Geruch der ölgemischten Farben, doch ohne ihn zu erkennen. Tausend Versuche wurden gemacht, es dem großen **Giovanni da Brugge** gleich zu thun, keiner gelang, bis ein einziger ernstlich vorwärts strebender Mann, Antonello von Messina, den Entschluß faßte, diesem Geheimnisse an der Quelle nachzuforschen.

Ein glücklicher Zufall führte diesen Künstler auf einer Reise von Messina, seiner Vaterstadt, nach Neapel an den Hof Königs Alfons des Ersten. Dort erblickte er zuerst eines jener allgepriesenen Wunderbilder des deutschen Künstlers. Es war die schon erwähnte Verkündigung, deren hohe Vollendung ihn sogleich bewog, jedes andere Unternehmen aufzugeben, sein schönes sonnenhelles Vaterland zu verlassen und jenseits der Alpen den hohen Meister aufzusuchen, der solche Wunder vermochte.

Nicht jugendlicher Enthusiasmus bestimmte den Antonello zu Antretung der weiten Pilgerschaft von Neapel nach Flandern, welche damals weit unbequemer und gefährlicher war als in unsern

Tagen, sondern vielmehr eine Alles überwindende Liebe zur Kunst. Er war schon ein sehr bedeutender Maler in seinem Lande und hatte gewiß längst das reifere Mannsalter erreicht. Vasari berichtet uns von ihm, daß er von Messina zuerst nach Rom sich begab, wo er viele Jahre hindurch mit Zeichnen sich beschäftigte. Von dort zog er nach Palermo, wo er ebenfalls Jahrelang lebte, bis seine Landsleute ihn wieder in ihrer Mitte zu sehen wünschten. Als bedeutender, geachteter Künstler kehrte er darauf nach Messina zurück, malte dort Vieles, und führte, wegen seines Talents und seiner übrigen guten lobenswerthen Eigenschaften von Allen geachtet, ein zufriedenes glückliches Künstlerleben, bis eine Geschäftsreise ihn nach Neapel brachte, von wo sein strebender Geist ihn nach Flandern trieb.

Antonello legte die große Reise nicht nur glücklich zurück, sondern es gelang ihm sogar auch im Hause des Johann van Eyck freundlich aufgenommen zu werden. Er fand den großen Meister zwar als hochbejahrten Greis, aber noch immer rüstig, in gewohnter Thätigkeit und reger Theilnahme an Allem, was mit der Kunst, der er sein

Leben geweiht hatte, in Berührung stand. Antonello führte viele italienische Zeichnungen und andre Kunstwerke mit sich, er legte sie ihm vor, erzählte ihm von seinem schönen Vaterlande, von dem Leben und Wirken der dortigen Künstler, von der hohen Achtung, in welcher der große Name **Giovanni da Brugge** dort bei Fürsten und Malern stand, von der Bewunderung, die Alle ihm zollten, und wie er den weiten Weg zurückgelegt habe, einzig um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen und von ihm zu lernen.

Des südlichen Fremdlings einnehmendes Wesen, seine Kenntnisse, seine heiße Alles opfernde Liebe zur Kunst, gewannen ihm des ehrwürdigen Greises freundliche Neigung; er gewöhnte sich bald, ihn gleich einem lieben, zu ihm gehörenden Hausgenossen zu betrachten. Johann van Eyck fühlte die Schwächen des Alters, er wußte seine Tage gezählt, und hatte vielleicht lange schon nach einem würdigen Erben des Geheimnisses sich gesehnt, das er, so lange er lebte, zwar heilig bewahrte, von dem er aber gewiß nicht wünschen konnte, es mit sich ins Grab zu nehmen. Die beispiellose Treue, mit welcher der in voller Kraft stehende jüngere Mann

der Kunst sein Leben geweiht hatte, erfüllte die alte doch nicht erkaltete Brust des Greises mit Liebe und Vertrauen, und Antonello sah in weit kürzerer Zeit als er gehofft hatte den Gipfel aller seiner Wünsche erreicht. Johann van Eyck öffnete ihm die bisher Allen verschlossen gebliebne Werkstatt, theilte ihm den ganzen reichen Schatz seiner Erfahrungen mit, so viel Antonello davon zu fassen vermochte, und ließ nicht nur unter seinen Augen ihn malen, sondern erlaubte ihm auch Zeuge seiner eignen wundervollen Arbeiten zu werden. Rogier von Brügge, ebenfalls ein Schüler Johann van Eycks, theilte dieses Glück mit Antonello, und dieser blieb von nun an um seinen edlen Lehrer, gleich einem vielgeliebten Sohn, in treuer unermüdeter Anhänglichkeit, bis der Tod in einem sehr hohen Alter die lichthellen aber müden Augen des hohen Meisters auf immer schloß.

Johann van Eyck ward zu Brügge in der Kirche St. Donati begraben. Eine Säule mit einer von Karl von Mander uns erhaltnen lateinischen Inschrift bezeichnet die heilige Stätte, wo er ruht, doch weder diese, noch irgend eine andre ächte Nachricht bestimmt uns das Jahr seines Todes.

Ehe wir uns von Johann van Eycks Leben und Werken hinweg zu seinen Nachfolgern wenden, muß ich noch der Darstellung des jüngsten Gerichts erwähnen, die seit nicht zu berechnender Zeit in Danzig, meiner Vaterstadt, sorgfältig aufbewahrt ward, bis 1807 französische Raubsucht sich auch dieses Kleinods bemächtigte. Deutsche Tapferkeit gewann es wieder, es ward nebst den übrigen wieder eroberten Kunstschätzen in Berlin öffentlich ausgestellt und dadurch unter dem Namen des Danziger Bildes allbekannt. Seitdem haben sich sehr bedeutende Stimmen gegen die alte Tradition erhoben, welche dieses vortreffliche Gemälde den Brüdern van Eyck zuschrieb. Sie sind zu bedeutend, als daß ich ihnen entgegen treten möchte, und doch vermag ich es eben so wenig, ihnen meine eigne Ueberzeugung blindlings zu opfern. Deshalb bleibt mir nichts übrig, als neben der Beschreibung dieses Gemäldes einfach und wahr zu sagen, was ich von demselben weiß, und wie ich es ansehe, ohne mir doch dabei eine entscheidende Stimme anzumaßen.

Wann dieses Bild nach Danzig kam, weiß man bis jetzt nicht genau zu bestimmen, doch ging

seit undenklicher Zeit die Sage von Mund zu Mund, daß ein Schiffer es in einem wohl verschloßnen Kasten auf offnem Meere aufgefischt und nach Danzig gebracht habe, wo er es der damaligen Marien-Kirche weihte. Letztere wird jetzt die Pfarr-Kirche genannt und ist eines der imposantesten, größten Denkmäler früherer Baukunst, das noch kein Mensch ohne Ehrfurcht und Bewunderung erblickte. Die Sage vergaß ferner nie dabei zu erwähnen, daß zwei Brüder Namens van Eyck, welche man zugleich als die ersten Erfinder der Oelmalerei bezeichnete, es gemalt hätten, und so lebte dieser große Name fast an der äußersten nordischen Gränze deutscher Sprache noch immer fort, selbst unter dem Volk, und war auch mir bekannt und befreundet von Jugend auf, während ihn die übrige Welt, wenige Kunstverständige ausgenommen, beinahe gänzlich vergaß.

In der Zeit, wo die katholische Kirche in Danzig die herrschende war, schmückte dieses Bild vielleicht einen kleinen Seitenaltar, doch gewiß nie den sehr großen hohen Hauptaltar der von ihren Erbauern der heiligen Jungfrau geweihten Kirche, weil sich der Gegenstand desselben, das

jüngste Gericht, nicht hiezu eignet. Denn man wählte zum Schmucke des Hauptaltars immer ein Kunstwerk, das hauptsächlich auf den Heiligen Bezug hatte, dem zu Ehren die Kirche erbaut war. Und so enthält auch das Innere des Hauptaltars dieser Kirche eine in Holz geschnitzte und reich vergoldete, fast kolossale Abbildung der von der heiligen Dreieinigkeit umgebenen Mutter Gottes, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch dieselbe ist, von welcher Kurike in seiner Chronik, als im Jahr 1517 von Meister Michell überantwortet, spricht. Sehr achtenswerthe Kunstkenner, welche aber diese Kirche nie sahen, fühlten sich durch diese in der Chronik enthaltne Stelle bewogen, das Danziger Bild für diese Tafel zu halten und es deshalb dem Meister Michael Wolgemut zuzuschreiben. Bötticher aber, der bis ins Jahr 1615 bei dieser Kirche als Kirchenvorsteher angestellt war, nennt in seinem im Manuscript vorhandenen historischen Kirchenregister den Verfertiger der Tafel auf dem Hauptaltar einen Priester, Namens Michael, und bemerkt, daß das Malwerk nebst dem Vergülden des Altars 3386 Mark gekostet habe, und der Kontrakt darüber mit einem Mei-

ster Michell geschlossen sey, den Prätorius in einem andern Werk Michael Schwarz nennt. Zwei gewaltige große Flügelthüren, ebenfalls mit geschnitzten Figuren bedeckt, verschließen gewöhnlich das Innere dieses Altars. Wahrscheinlich waren es diese Figuren, deren Anmalung den Maler beschäftigte, wie man es noch häufig in alten Kirchen findet; jetzt sind sie weiß angestrichen und vergoldet; das Ganze ist überhaupt als Kunstwerk wenig erfreulich.

Seit der lutherische Glaube in Danzig der herrschende wurde und man die kleinen Seitenaltäre wegnahm, hing das Bild in einem verschloßnen Schrein, an einem der gewaltigen Pfeiler, welche das schwindelnd hohe Gewölbe der Pfarrkirche tragen. Es war gewöhnlich verschlossen, doch keinesweges verkannt oder vergessen, im Gegentheil ward wohl nie ein Kunstwerk höher geachtet und allgemeiner bewundert, gerade weil es in der großen Stadt so vereinzelt da stand. An hohen Festen, wenn die Kirche mit ihrem kostbarsten Altargeräthe prangte, pflegte auch das Bild aufgeschlossen zu werden, und dann strömte Alles herbei es zu bewundern. Das Gedränge war groß und

die Kirche ward nie leer so lange das Bild offen blieb, denn das Volk betrachtete es als einen Gegenstand der Erbauung, es schauderte vor dem Anblick der Hölle, und gewiß sind von sonst rohen Gemüthern vor diesem Bilde manche gute Entschlüsse gefaßt worden, die der strengste Bußprediger nicht hätte erwecken können. Uebrigens konnte man das Bild sich aufschließen lassen, wann man wollte; es war die erste Merkwürdigkeit, welche jeder Einwohner aus den gebildeten Ständen seinen fremden Gästen zu zeigen sich bestrebte. Hausgenossen und Vorübergehende drängten sich dann freudig hinzu, ich habe bei solchen Gelegenheiten es als Kind unzählige Mal gesehen und darf wohl sagen, daß vor diesem Bilde das erste Gefühl für die Kunst in meiner Seele erwachte.

Jetzt steht es in einer Seitenkapelle der Kirche, doch vergehen wenige Tage im Jahr, an denen es nicht auf Fremder oder Einheimischer Begehren gezeigt wird. Das Bild selbst besteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern. Auf einem großen glänzenden Regenbogen, dessen Kreis bis auf einen kleinen Theil unten, wo er den Horizont berührt, ganz sichtbar ist, thront der Heiland

in ernster Richterstrenge. Ein glühend rothes Schwert, die Spitze nach ihm gewendet, schwebt zur linken Seite dicht an seinem Haupt, zur rechten eine Lilie. Eine in der Luft schwebende goldne Kugel, in welcher sich die nächsten Gegenstände spiegeln, dient ihm zum Schemel. Er ist mit einem rothen Mantel bekleidet, der auf der Brust durch eine reiche Spange zusammengehalten wird, dann von beiden Seiten zurückfällt, so daß der nackte Körper sichtbar wird, und über dem Schooß in großem schönen Faltenwurf sich ausbreitet. Vier Engel in farbigen langen Gewändern schweben über ihm mit den Emblemen seines Leidens für eine sündige Welt. Dicht hinter dem Regenbogen, auf Wolken sitzend, bilden die zwölf Apostel einen sich diesem anschließenden Kreis, auf jeder Seite sechse; am Ende dieses Kreises knieet zur Rechten Maria in betender Stellung, eine Strahlenglorie um das Haupt, in einem weiten dunkelgrünen Mantel matronenartig verhüllt; der Ausdruck ihres schönen Gesichts ist mütterliche Güte und fürbittende Milde. Ihr gegenüber, am andern Ende des Kreises kniet Johannes der Täufer, ebenfalls eine Glorie um das sehr edle

schöne Haupt, mit einem eng anschliessenden Gewande von feinen Fellen bekleidet, über welche ein grüner, roth gefütterter Mantel fällt. Die bis in die kleinsten Einzelheiten vortrefflich ausgeführten Hände erscheinen etwas mager, doch warm und lebendig. Unter dieser Gruppe schweben drei Engel, ebenfalls in langen, die Füße bedeckenden Gewändern, und lassen die furchtbare Posaune zur Erweckung der Todten ertönen. Alles dieses geht in der Luft vor, auf der Erde öffnen sich die Gräber und die Todten stehen auf.

Ganz dem Anschauer zugewendet, und riesengroß gegen die fast um die Hälfte kleineren Auferstehenden, steht in der Mitte die hohe Heldengestalt des Erzengels Michael in prachtvoller goldner Rüstung, in welcher sich von beiden Seiten die nächsten Umgebungen spiegeln, eben wie in der Kugel, auf welcher die Füße des Heilands ruhen. Die prächtigen großen Flügel des Erzengels sind aus schimmernden Pfauenfedern zusammengesetzt, ein weiter Mantel, scharlachroth mit goldnen Blumen, mit Purpur gefüttert, mit einer Doppelreihe von Perlen und farbigen Edelsteinen eingefaßt, über der Brust durch ein großes juwelen-

reiches Medaillon zusammengehalten, fließet zu beiden Seiten von seinen Schultern bis auf den Boden herab, so daß der ganze Harnisch sichtbar bleibt; oben am Halse erscheint das Panzerhemd von goldnem Gestricke. Das ernste, von goldigen Locken umfloßne Haupt schmückt eine schmale Binde, aus welcher vorn ein juwelenreiches Kreuz emporsteigt. Hoch in der rechten Hand hält der Engel einen langen schwarzen Stab, an dessen oberm Ende ein reicher kreuzförmiger Griff schimmert, in der linken, mit dem Stabe sich kreuzend, hält er die furchtbare Waage. Die rechte Schale, in welcher ein Seliger betend knieet, ruht am Boden, die linke, mit dem zu leicht Befundenen, fährt hoch in die Höhe; die Stellung des fast herausfallenden Unglücklichen, den ein nahestehender Teufel schon beim Haar faßt, drückt das ganze Gefühl seines Elends aus. Nichts kann imposanter, höher, größer gedacht werden, als Michaels edle, glänzende, schlanke Gestalt, als der richtende Blick seines etwas vorgebeugten ernsten Gesichts. Dennoch ist gerade dies nicht mit vollkommner Freiheit behandelt, die Farbe ist so dünn aufgetragen, daß bei genauer Betrachtung einige

Veränderungen des mit Bleistift gezeichneten Konturs hindurchschimmern, als habe dem Maler ein noch höheres Bild vorgeschwebt. Auch bei einigen andern Köpfen entdeckt man schwache Spuren solcher ausgelöschten Konture. Die Gruppen der Erwachenden und Erstandnen zu beiden Seiten des wägenden Engels sind zu mannichfaltig, um sie alle zu beschreiben. In der Nähe und Ferne steigen die Todten aus ihren Gräbern, alle drücken das Vorgefühl ihres nahenden Schicksals aus, sey es Freude, sey es Entsetzen. Auf einem Grabstein steht die Zahl CCCLXVII. doch wie mir scheint von späterer Hand übermalt, so wie auch die Köpfe des Seligen in der Waage und des mittelsten der drei Engel mit der Posaune sichtbar aufgemalt sind.

Dicht hinter dem Erzengel streiten ein Engel und ein Teufel sich um den Besitz einer Seele. Die unaussprechlichste Angst, Schmerz, an Wahnsinn gränzende Verzweiflung spricht zur Linken Michaels aus den unseligen, auf das mannichfaltigste gruppirten, zum Theil dicht zusammengedrängten Gestalten jedes Alters und Geschlechts. Wunderbar fantastische Teufelsfratzen, zum Theil mit schönen

Schmetterlingsflügeln, mischen sich unter die Verdammten und treiben sie auf mannichfaltige Weise mit wahrhaft satanischer Freude dem Abgrunde zu. Selbst Dante's gewaltige Phantasie konnte nichts ersinnen, was dieses überträfe. Auf der rechten Seite hingegen ist Alles fromme Ruhe und seliges Vorgefühl der Himmelsfreuden, das in einigen, besonders weiblichen Köpfen sogar an fast kindisch-süßlächelnde Freudigkeit gränzt. Unter einer dicht zusammengedrängten, der Himmelspforte sich zuwendenden Gruppe, zeichnet sich der Kopf eines Negers aus; in einer andern, dieser gegenüber auf der linken Seite, wo es auch an tonsurirten Mönchsköpfen nicht fehlt, steht ein ernster stiller Greis, dessen Gesicht nur tiefe Wehmuth, doch weder Schmerz noch Angst ausdrückt und der wahrscheinlich, im Kontrast mit jenem getauften Neger, einen der alten tugendhaften Helden darstellt, die, ohne eigentlich verdammt zu seyn, dennoch nach dem Glauben der katholischen Kirche, besonders dem damaligen, keinen Anspruch auf die Seligkeit des Himmels machen können.

Zwischen hohen, dunkeln, zackigen Felsen, zu welchen die Flammen des tiefen Abgrundes, von

dem wir im Vorgrunde nur den Eingang erblicken, hoch herauflodern, zeigt uns das linke Flügelbild alles denkbare Entsetzen, alle Verzweiflung, alle Qual, allen Jammer der linken Seite des Mittelbildes, auf das fürchterlichste gesteigert. Noch wildere, entsetzlichere Teufel, die aber nie ins Widerwärtig-Scheußliche ausarten, treiben die armen Seelen den engen Felsensteig hinunter, zwischen Dampf, Flammen und Graus, dem Abgrund zu. Sie stürzen hinten über, sie fallen unter einander, über einander, klammern sich an, werden fortgeschleudert mit entsetzlicher Gewalt. Die Mannichfaltigkeit der Stellungen aller dieser nackten Körper ist eben so unbeschreiblich, als der verschiedene Ausdruck des nämlichen Gefühls in allen diesen Köpfen. Dabei sind die Stellungen oft in der wunderbarsten Verkürzung, mit einer Wahrheit gedacht und ausgeführt, die man nur bewundernd anstaunen kann.

Der rechte Flügel des Gemäldes zeigt uns ein prächtiges, mit Säulen geziertes und im gothischen Styl erbautes Portal, durch welches die Seligen zur ewigen Freude einziehen. Bildwerke von halb erhabner Arbeit schmücken die Façade und den

Plafond der hochgewölbten Eintrittshalle. Ueber derselben in einem Giebelfelde ist auf gleiche Weise die Schöpfung der Eva dargestellt; im Innern des Plafonds Cherubim und Seraphim; unter dem Bogen desselben, inwendig auf einem Pfeiler, Christus als König auf dem Throne sitzend, zu seinen Füßen das Lamm, rings um ihn die Embleme der vier Evangelisten. An zwei großen thurmähnlichen Pfeilern, zu beiden Seiten der Halle, sind zehn Statuen theils sitzender, theils knieender Könige und heiliger Ordensstifter angebracht, über ihnen erheben sich zierlich geschnitzte Baldachine, genau wie man es an den herrlichsten alten Kirchen sieht. Alles dies scheint mit solcher täuschenden Wahrheit in Stein gehauen, und ist von so vollendeter Ausführung, daß man sogar das Geäder des Holzwerks an der offen stehenden Thüre, die Beschläge derselben, ja sogar die einzelnen Nägel erblickt. Hinter der dieses Prachtgebäude krönenden Balustrade stehen singende, musizirende, jubilirende, Blumen hinabstreuende Engel, in reichen Meßgewändern; etwas tiefer, auf zweien die Pfeiler umgebenden Balkonen, auf jedem drei kleine wunderliebliche und schön beschwingte Engel, ebenfalls

in Meßgewändern, welche von Gold und Juwelen strahlen; drei von ihnen singen aus einem Buche, drei andere spielen die Harfe, die Zither und die Geige. Wolken umgeben das Gebäude von beiden Seiten, es scheint sogar auf diesen zu ruhen, obgleich die letzte der krystallähnlichen Stufen, welche zu demselben führen, noch die Erde berührt, auf welcher zwischen Kieseln und Kräutern Diamanten und Rubinen umhergestreut liegen. Acht Geistliche haben schon die Stufen erstiegen, und ziehen, dicht an einander gedrängt, zur Himmelspforte ein, so daß man von den mehrsten nur die tonsurirten Hinterköpfe erblickt, voran prangt einer mit der Tiare, neben dieser zeigt sich ein Kardinalshut. Vier sehr schöne Engel, in reichen Meßgewändern, mit hohen prächtigen Schwingen, bekleiden die Eintretenden mit geistlichen Gewändern, einem der letztern wird eben die Bischofs-Mütze aufgesetzt. Unten auf der zweiten Stufe, recht väterlich freundlich und mild, steht die würdige Gestalt des heiligen Petrus; er hält den großen goldnen Schlüssel und reicht einem Greise die Hand, welcher die erste Stufe betritt. Mehrere Selige nahen, Männer und Frauen, und ein sehr

reichbekleideter Engel, unfern dem heiligen Petrus, steht, bei ihrem Empfange helfend, diesem zur Seite und winkt den Erwählten die Stufen vollends zu ersteigen.

Mit derselben Wahrheit, wie auf der linken Tafel der Jammer der höchsten Verzweiflung, ist auf dieser die Ruhe des Himmels, das freudige und doch demüthige Erstaunen beim ersten Gefühl unaussprechlicher Seligkeit ausgedrückt. Jeder von diesen Köpfen scheint Porträt zu seyn, alle sind ausgeführt wie die feinste Miniatur, alle leben wie die Wirklichkeit selbst.

Die vielen nackten Körper sind in Zeichnung und Farbe tadellos, doch etwas hager, besonders an Armen und Beinen. Man sieht, daß der Künstler nicht Gelegenheit hatte, in dieser Hinsicht so die Natur zu studiren, wie in den Köpfen, Händen, Gewändern und allen andern darzustellenden Gegenständen.

Wie auf der Tafel der heiligen Cäcilie und der singenden Engel des Genter Bildes zu Berlin, ist auch auf diesen der Grund oder die Luft von wirklichem Golde; wahrscheinlich hier wie dort, weil der Glanz des sich öffnenden Himmels dar-

gestellt werden sollte, und keine irdische Atmosphäre, indem die Erstehenden und Heiligen ihrer zum Athmen nicht mehr bedürfen. Alles andre Gold, in Schmuck, Stickereien und Stoff, wie überhaupt alles Metall, ist einzig durch Farben bis zur höchsten Täuschung hervorgebracht. Auch die goldne Kugel unter dem Fuße des Heilandes und die Rüstung des Erzengels Michael. Die Art, wie sich in beiden die äußern Gegenstände abspiegeln, erinnert lebhaft an den Spiegel, dessen Facius in der Beschreibung der von Johann van Eyck gemalten Badstube erwähnt.

Die Himmelspforte, in allen ihren Theilen, in allen ihren Verzierungen, gleicht auf das genaueste den architektonischen Gegenständen, den Tempeln, Säulen, und dem erhabnen Schnitzwerk auf den Gemälden van Eycks in der Boisseréeschen Sammlung. So auch die Behandlung der Stickereien, der Waffen, des Geschmeides. Die vor der Himmelspforte gestreuten Juwelen und farbigen Edelsteine sind genau die nämlichen wie die, welche unter den Füßen der zur Anbetung des Lammes hinziehenden Ritter und Pilger auf den Genter Tafeln in Berlin hervorstrahlen.

Die Engel, in ihrer prächtigen Kleidung, sind ebenfalls bis in die kleinsten Einzelheiten der Köpfe, des Schmuckes, der Goldstoffe, der Schwingen, der ganzen Behandlung der Engel auf den Genter Bildern auf das Vollkommenste ähnlich; ja die kleinen singenden und musizirenden Engelchen auf den Balkonen gleichen so sehr den Engeln auf dem Genter Bilde, daß man sie für Miniatur-Porträte der nämlichen Chorknaben halten könnte, die bei jenen großen Figuren zum Vorbilde dienten.

Die unbeschreiblich schönen Köpfe der Apostel, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus und Johannes des Täufers sind in Farbe, Ausdruck, Form, Behandlung der Haare ganz so, wie auf den Tafeln Johann van Eycks in der Boisserée-schen Sammlung, besonders erinnert hier Vieles an die Tafel des heiligen Lukas. So ist es ferner mit dem Faltenwurfe der Gewänder, der Behandlung der verschiedenartigsten Stoffe und des Goldbrokats. Unter den Köpfen der Seligen fand ich mehrere, die ich auf den Genter Tafeln, unter den Rittern und Eremiten gesehen zu haben glaube. Die Pracht der Farben ist übrigens ganz so strah-

lend, wie wir sie in allen mir bekannten Gemälden van Eycks bewundern müssen.

Als ich im Frühling des Jahres 1819 nach einer langen Reihe von Jahren meine Vaterstadt wieder besuchte, eilte ich, sobald ich es konnte, auch dieses Gemälde wieder zu sehen. Wenige Tage vorher hatte ich die Genter Tafeln in Berlin aufmerksam betrachtet, im Herbste des Jahres zuvor mich in der Boisseréeschen Sammlung an den Meisterwerken Johann van Eycks aufs neue erfreut, und alle diese Gemälde schwebten noch hell und deutlich vor meinem innern Auge. Die Aehnlichkeit des Danziger Bildes mit jenen mir unvergeßlichen, besonders mit denen in Berlin, trat mir im ersten Moment auf das bestimmteste und erfreulichste entgegen. Die Ueberzeugung, daß dieses Danziger Bild unter van Eycks schöpferischen Händen entstand, begründete sich immer fester, je öfter und je länger ich es betrachtete, und ich glaube in der That, daß auch bei Andern jeder Zweifel schwinden würde, sobald man nur die Genter Tafeln in Berlin diesem Bilde gegen über stellen könnte, um sie mit einander genau zu vergleichen. Uebrigens stammen diese Tafeln gewiß

aus der früheren Zeit der van Eyck, und wurden lange vor dem Cyklus aus dem Leben der heiligen Jungfrau, den die Boissérée'sche Sammlung besitzt, gemalt; wahrscheinlich kurz vor dem grossen Altargemälde in Gent, über welchem Hubert im Jahr 1426 starb. Kenner mögen entscheiden, ob ich irre, wenn ich in Manchem, vor Allem in den Erstandnen und in den Teufelsgestalten, hin und wieder Huberts Mitwirkung ahne. Bestätigt sich dies, so wäre dieses herrliche Gemälde ein Meisterwerk der vereinten Kräfte beider Brüder und dadurch für die Geschichte der Kunst von um so grösserer Bedeutung.

Antonello von Messina.

Antonello eilte gleich nach dem Ableben seines großen Lehrers nach Italien zurück, und begab sich nach Venedig, wo er durch seine in den Niederlanden erlernte Kunst allgemeine Bewunderung sich erwarb. Viele seiner Zeitgenossen bemühten sich auf das angelegentlichste, das Geheimniß des Giovanni da Brugge von ihm zu erforschen; er widerstand lange und nur einem Einzigen gab er sich zuletzt hin. Dieser hieß Domenico; sein Name ist jetzt fast verschollen, seine Werke hat der Strom der Zeiten fortgerissen, doch war er in seinen Tagen ein hochberühmter Meister der kaum im Entstehen begriffenen venetianischen Schule. Wie Antonello das Herz des Johann van Eyck gewann, so wußte Domenico das Herz Antonello's zu gewinnen und dieser vertraute ihm nach Verlauf

weniger Monde, aus uneigennütziger Liebe, das Geheimniß, welches er für keinen andern Preis verkauft haben würde.

Beide Freunde arbeiteten von nun an mit hoher Freude und Lust; ihr Ruhm ward groß im Vaterlande, doch Antonello erfreute sich dessen nicht lange, vielleicht nur wenige Jahre. Er erhielt den ehrenvollen Auftrag, einen großen Saal im Pallast der Signoria von Venedig mit seiner neu erworbnen Kunst zu schmücken, doch er erkrankte und starb im neun und vierzigsten Jahr seines Alters, noch ehe er das große Werk beginnen konnte. Auch Domenico erfreute sich nicht lange des mit Hülfe seines Freundes erworbnen Ruhms. Ein Maler, Namens Andrea dal Castagno, wußte sein Vertrauen in so hohem Grade zu erschleichen, daß er sich zuletzt bewegen ließ, ihm das von Antonello von Messina erlernte Geheimniß der Oelmalerei mitzutheilen. Der Lohn dieses treuherzigen Vertrauens war ein gewaltsamer, grausamer Tod, von der Hand des meuchelmörderischen Buben.

So waren Antonello und Domenico beide in der Blüthe ihrer Kunst dem Untergange geweiht,

doch die Oelmalerei war für alle nachkommenden Zeiten gerettet; sie verbreitete sich von nun an durch alle Werkstätten der Maler in ganz Italien, wo bald darauf die herrlichen Meister aufstanden, deren unsterbliche Werke eine bewundernde Nachwelt als unerreichbar verehrt.

Von Antonello's Gemälden ist in Italien wenig der zerstörenden Gewalt der Zeiten entgangen; vielleicht das einzige, welches in den Niederlanden erhalten ward, befand sich ehemals in der Sammlung des Herrn von Rotterdamm, Professors der königlichen Universität zu Gent, der es späterhin dem Bürgermeister von Antwerpen Ritter Florens von Ertborn überließ, in dessen höchst interessanter und reicher Gemälde-Sammlung ich es vor zwei Jahren gesehen habe. Die ganze Sammlung befindet sich wahrscheinlich in diesem Augenblick in Utrecht, indem ihr edler Besitzer zum Gouverneur jener Stadt ernannt worden ist. Dieses Gemälde trägt die sehr klein, und daher etwas undeutlich, mit dem Pinsel gezeichnete Unterschrift, 1445, oder 1477. Die der damaligen Zeit eigne Gestalt der Zahl, 4, welche große Aehnlichkeit mit der Art hat, wie wir jetzt die

Zahl, 7, schreiben, macht es schwer zu bestimmen, welche von beiden Lesarten die rechte sey. Diese Undeutlichkeit ist um so mehr zu bedauern, da dieses Gemälde sonst dazu dienen könnte, die Zeit von Johann van Eycks Ableben genauer zu bestimmen. Der Jahreszahl sind noch folgende Worte hinzugefügt:

Antonyllus Messaneus me oleo pinxit.

Daß Antonello dieses Bild nach Johann van Eycks Tode malte, ist höchst wahrscheinlich, ob noch in Brügge, oder bald nach seiner Zurückkunft, in Italien, muß unentschieden bleiben, Kenner; denen man die hölzerne Tafel, auf der es gemalt ist, zur Untersuchung übergab, erklärten, daß sie aus einer fremden, in Belgien nicht einheimischen Holzart gemacht sey.

So viel bleibt indessen gewiß, daß er seinen großen Lehrer nur wenige Jahre überlebte, da er schon weit über die Jünglingsjahre hinaus war, als er nach Brügge kam, dort mehrere Jahre verweilte und im neun- und vierzigsten Jahre die Welt verließ. Antonello's Gemälde stellt den Heiland zwischen den beiden mit ihm zugleich gekreuzigten Verbrechern dar. An einem Baumstamm,

an welchem der reuige Verbrecher zur Rechten des gekreuzigten Heilandes hängt, lehnt die Mutter, tief versunken in lautlosem Jammer; ihr gegenüber kniet Johannes, anbetend in Liebe und Demuth. Der Ausdruck der Gestalt des todten Christus ist durchaus edel und ruhig; die Verbrecher sind augenscheinlich in peinlicher Qual verschieden, der zur Linken in gewaltsamen Zuckungen, die der Künstler zwar furchtbar darstellt, doch ohne in das Gräßliche zu fallen. Im Mittelgrunde erblickt man einen Theil der Stadt Jerusalem, im Hintergrunde das wild empörte Meer. In der Form und dem durchsichtigen Schimmer der Wogen wollen aufmerksame Beobachter den Charakter des mittelländischen oder adriatischen Meeres erkennen, auch die warmen Töne der Luft gehören dem leuchtenden Süden. Antonello hielt mit Liebe und Treue an den Vorzügen seines schönen Vaterlandes, aber alles Technische in diesem augenscheinlich in Oel gemalten Bilde gehört unwidersprechlich zur Schule Johann van Eycks, und so ist dieses Bild, gleichsam als Vereinigungspunkt der deutschen und italienischen Schule, von hoher Bedeutsamkeit.

Rogier van Brügge.

Rogier van Brügge, der zweite seiner Schü-
ler, welchem Johann van Eyck das Geheimniß
der Oelmalerei entdeckte, ward ein großer allgeach-
teter Meister seiner Zeit. Er malte nach der Art
seines hohen Lehrers in Eiweiß, Leimfarben und
Oel; letztere Art die Farben zu bereiten war von
nun an kein Geheimniß mehr, und verbreitete sich
bald allgemein in den Niederlanden wie in Ita-
lien. Rogier war ein trefflicher Zeichner; der
Ausdruck und die Anmuth, welche er seinen Ge-
stalten zu geben wußte, verschafften ihm die all-
gemeine Bewunderung seiner Zeitgenossen. Er
malte meistentheils sehr große Gegenstände in Le-
bensgröße und war vermuthlich einer der ersten,
die sich der Leinwand, statt hölzerner Tafeln, bei
ihren Gemälden bedienten. Denn die auch in

jenen Tagen allgewaltige Mode brachte große bemalte Decken als einen seltnen Gegenstand des Luxus auf, mit denen die Wände großer Säle in Palästen und in öffentlichen Gebäuden geschmückt wurden, statt der sonst üblich gewesenen teppichartigen Tapeten von mancherlei Stoffen. Rogier van Brügge zeichnete sich besonders in dieser Gattung von Malerei aus, und viele Stadthäuser, Kirchen und Privatgebäude in den Sädten der Niederlande prangten noch lange nach seiner Zeit mit kostbaren Gebilden von seiner kunstreichen Hand. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Karl von Mander erwähnt eines Gerüchts, welches ihn sogar in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts als noch lebend verkündigte, doch dünkt ihm dieses selbst zu unwahrscheinlich, und er zieht vor, diese Sage, nach Art der damaligen Zeit, auf die unsterbliche Kunst des Meisters allegorisch zu deuten. Die Sammlung des Herrn von Ertborn bewahrt unter ihren übrigen Schätzen einige seltne merkwürdige Arbeiten desselben.

Rogier van der Weyde.

Descamp, und Fuesli nach ihm, erwähnen eines Schülers van Eycks unter dem Namen Rogier van der Weyde oder Rogier Bruxellensis, dessen Geburtsjahr sie aber wunderlich genug auf das Jahr 1480 bestimmen, während sie Johann van Eyck, bei dem er nach ihrer Aussage gelernt haben soll, schon im Jahr 1441 sterben lassen. Eine fast beispiellose Unachtsamkeit, die zugleich die Möglichkeit des Irrthums bezeugt, der sie verleitete, unerachtet aller oben schon angeführten Beweise für eine weit spätere Zeit, das Jahr 1441 als das Sterbejahr Johann van Eycks bestimmt anzunehmen. Wahrscheinlich irrte sie oder ihre Vorgänger die Form der alten Zahlen. Die Zahl sieben ward in früherer Zeit wie eine umgekehrte römische Fünfe geschrieben, und 1440 kann in

alten vergelbten und staubbedeckten Manuscripten von Unkundigen oder Achtlosen leicht für 1440 statt 1470 angesehen worden seyn.

Ohne ihn genauer als Johann van Eycks Schüler zu bezeichnen, erwähnt Karl von Mander dieses Rogier van der Weyde, als eines mit hoher Kunst reich begabten alten Meisters aus der letzten Hälfte des fünfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts, der viele bedeutsame Gemälde von reicher Erfindung und bewunderns- werthem Ausdruck in Oel malte. Vier große historische Tafeln von seiner Hand schmückten den Gerichtssaal des alten prächtigen Rathhauses zu Brüssel, welche alle die strengste Ausübung unbeugsamer Rechtspflege bildlich darstellten. Auf einer derselben sah man einem Vater und seinem Sohne, jedem ein Auge ausreißen, weil einer von ihnen wegen eines Verbrechens beide Augen zu verlieren verurtheilt war, und dies furchtbare Urtheil nur dadurch gemildert werden konnte, daß die Gerechtigkeit sich bewegen ließ, beide durch innige Liebe Verbundene wie Eine Person anzusehen. Auf einem andern dieser Gemälde mordet ein sterbend auf dem Krankenbette hingestreckter Vater

mit eigner Hand den verbrecherischen Sohn, zur Sühne des Gesetzes. Wie himmlisch klar und rein erscheint dagegen Johann van Eyck, dessen ewig heitre Phantasie solche Greuelbilder nie aufzufassen vermochte!. Dennoch erwarben diese Gemälde Rogiers van der Weyde durch Wahrheit des Ausdrucks allgemeine Bewunderung, obgleich Schauer und Entsetzen von ihnen ausging. Besonders wurde der gelehrte Lampsonius während seines Aufenthaltes in Brüssel nicht müde sie zu betrachten und zu preisen. Die Gemälde dieses Meisters sind indessen in unseren Tagen sehr selten geworden. Nur in den Niederlanden trifft man noch in den Sammlungen der Feunde alter Kunst einzeln sie an. In der schon mehremal in diesen Blättern erwähnten Sammlung des Herrn von Ertborn befindet sich ein sowohl durch den Gegenstand der Darstellung als durch die Ausführung ausgezeichnet merkwürdiges Werk dieses großen Meisters. Ein Messe lesender Priester steht vor einem Altar, dessen weit geöffnete Flügel im Innern desselben eine Reihe wunderschöner, in Kreuzesform aufgestellter Miniaturbildchen sichtbar werden lassen; der Altar, die goldnen Verzie-

rungen, alle Nebendinge, bis zu den kleinsten Gegenständen, sind mit unübertrefflicher Sorgfalt und Zartheit behandelt und gemalt. Ein Altarblatt für die Marienkirche in der Stadt Löwen ward für das größte Meisterwerk Rogiers van der Weyde gehalten. Es stellte die Abnehmung vom Kreuze dar. Auf zweien an das Kreuz gelehnten Leitern stehen zwei Männer und lassen den in ein leinenes Tuch gefaßten todten Christus in die Arme Josephs von Arimathia und eines Gehülfen hinabgleiten, während die heiligen Frauen und Johannes die in Ohnmacht hingesunkne Mutter des Heilandes unterstützen. So wie Johann van Eycks berühmtes Altar-Gemälde in Gent, so erregte auch dieses die Habsucht Philipps von Spanien, er ließ es ebenfalls durch Michael Coxies kopieren, nahm aber diesmal das Original und ließ den Bürgern von Löwen die Kopie.

Das Schiff, welches die Gemälde nach Spanien führen sollte, scheiterte an der spanischen Küste, und das Bild fiel ins Meer, ward aber wieder geborgen, und war zum Glück so gut verwahrt, daß ihm das Seewasser nur wenig hatte schaden können. Ein Umstand, der die Möglichkeit dessen

bezeugt, was die Sage von dem Danziger Bilde erzählt.

Dieses unbeschreiblich grandiose, Geist und Gemüth erhebende Gemälde ist jetzt der herrlichste Schmuck der reichen Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen. Ob das Original in Spanien, wie allerdings wahrscheinlich, geblieben, und dieses Bild, welches Herr von Bettendorf besitzt, die von König Philipp der Stadt Löwen zur Entschädigung geschenkte Kopie des Michael Coxies sey, wie viele Kunstkenner behaupten, darüber zu entscheiden, kann ich mir nicht anmaßen wollen. Wäre dieses aber auch der Fall, so kann die Stadt Löwen bei dem Tausch unmöglich viel mehr als den Namen des Künstlers verloren haben, den sie in jedem Fall für den eines nicht viel minder berühmten hingab. Das Gemälde gehört zu dem Herrlichsten, was ich von altdeutscher Kunst gesehen. Die beiden Schächer könnten weniger unedel dargestellt seyn; die Gestalt des entseelten Heilandes aber ist sehr schön und edel gedacht und dargestellt; unübertrefflich der bis zur höchsten Abspannung gesteigerte Seelenschmerz der Mutter und die sie umgebende Gruppe

von Frauen. Eine in grünem Gewande unterstützt sie, eine zweite verbirgt ihr Gesicht, eine dritte ringt verzweifelnd die Hände. Ausdruck, Haltung und Ausführung sind gleich vortrefflich und nicht genug zu loben. Ernst und reuevoll, zum Heilande emporschauend, steht unter den Zuschauern der Meister Rogier selbst. Mit dem treusten Ausdruck des innern Lebens scheint er auszurufen: Auch für mich ist er gestorben!

Rogier van der Weyde ward endlich sehr reich durch seine Kunst. Einige seiner besten Gemälde für die Königin von Spanien wurden mit einem bedeutenden lebenslänglichen Einkommen belohnt, und er erwarb auch sonst noch viel von den Großen seiner Zeit, die seine Arbeiten fürstlich bezahlten. Er wandte seinen Reichthum auf die edelste Weise zur Unterstützung Armer und Nothleidender an, ward allgemein geliebt und verehrt bis an seinen Tod, und starb im Herbst des Jahres 1529, an einer pestartigen Krankheit, welche damals in den Niederlanden wüthete und viele tausend Menschen hinwegraffte. Man nannte dieses Uebel zu jener Zeit die englische Krankheit.

Hugo van der Goes.

Johann van Eycks eignes unablässiges Vorwärtsstreben auf selbst gebrochner Bahn machte ihn wahrscheinlich zur Annahme einer großen Anzahl von Schülern wenig geneigt. Es scheint, als ob nur ein bestimmt hervorragendes Talent ihn bewegen mochte, sich der Mühe des Lehrens zu unterziehen, denn außer Antonello von Messina und Rogier van Brügge kennen wir mit einiger Gewißheit nur noch Hugo van der Goes unter dem ehrenvollen Namen seines Schülers.

Nur wenig aus dem Leben dieses Hugo ist bis auf unsre Zeiten gekommen; man weiß nur, daß er um das Jahr 1480 die von Johann van Eyck erlernte Kunst mit großem Glück und seltnem Gelingen in den Niederlanden, besonders in Gent, übte, und sich als dessen würdiger Nachfolger

Ruhm und Ehre erwarb. Wahrheit in Zeichnung, Zusammenstellung und Ausdruck seiner Figuren, Vollendung im Größten wie im Kleinsten, zeichneten seine Arbeiten aus, und erhoben ihn zu einem der ersten Meister seiner Zeit und seines Vaterlandes.

Seine Lehrerin in der Darstellung weiblicher Gestalten, in welcher nach dem Urtheil der damaligen Kunstkenner es niemand ihm gleich that, war die heiße innige Liebe zu Jakob Weytens, eines Bürgers von Gent, schöner Tochter. Diesem geliebten Mädchen zu Ehren umstrahlte alle seine Frauenbilder eine nur ihm eigne unbeschreibliche Anmuth, neben der züchtigsten Bescheidenheit in Stellung und Ausdruck. Ein in Oel auf einer Wand im Hause des Vaters seiner Geliebten gemaltes Bild zeichnete in dieser Hinsicht besonders sich aus. Es stellte die kluge Abigail dar, wie sie, begleitet von ihrer weiblichen Hausgenossenschaft, dem hocherzürnten, auf einem stolzen Rosse einher reitenden König David mit sanfter Ueberredung entgegen tritt und durch weibliche Milde seinen strengen Sinn besiegt. Auf diesem Bilde prangte auch das nach dem Leben gemalte sehr

ähnliche Porträt der schönen Geliebten des Malers, und der Glückliche empfing dafür mit ihrer Hand den lange ersehnten Lohn.

Lukas de Heere, welcher Johann van Eycks Meisterwerk in Gent besungen hatte, weihte auch diesem Bilde einige nach Art seiner Zeit sinnreiche Reime, in welchen er die Frauen von Gent auf Hugo's van der Goes Gemälde verweist, um Anmuth und Bescheidenheit zu lernen, und zuletzt behauptet, daß dieses Meisters Frauenbilder nur einen einzigen bei ihrem Geschlecht seltnen Fehler besäßen, den, nicht zu sprechen.

Ein kleines, kaum anderthalb Fuß hohes Bildchen Hugo's van der Goes, in der Jakobskirche zu Gent, stellt die heilige Jungfrau mit dem Kinde in aller ihrer Holdseligkeit dar, und war bis auf die kleinsten Blümchen, Kräuter und Kiesel im Vorgrunde mit unaussprechlich zarter Vollendung ausgeführt. Ein anderes seiner Gemälde im Marien-Kloster zu Gent stammte aus seiner frühesten Zeit; der Stoff dazu war aus der Legende der heiligen Katharina entlehnt, und auch diese seine Jugendarbeit erwarb ihm schon allgemeine Bewunderung. Von allen diesen Bildern ist uns

leider nur die Kunde ihres ehemaligen Daseyns geblieben, und überhaupt mögen wohl nur wenige dieses alten Meisters bis auf unsre Tage gekommen seyn; doch besitzt die Boisseréesche Sammlung eines oder mehrere derselben, von denen mir aber nichts Näheres bekannt ist. In Brüssel, in der Sammlung des Prinzen von Oranien, befinden sich indessen zwei kleine Doppelbilder von ihm; jedes aus zwei Tafeln bestehend, die in der Mitte gleich einem Buche aneinander gefügt sind, und sich vermuthlich auch wie ein solches zuschließen lassen. Jede dieser Tafeln enthält eine einzeln stehende Figur, auf den beiden ersten ist St. Laurenzius und St. Christophorus abgebildet, auf den beiden andern die heilige Magdalena und St. Johannes. Alle vier sind mit unendlicher Zartheit der Ausführung, der feinsten Miniaturarbeit ähnlich, höchst einfach und graziös dargestellt und vollendet.

Herr Hofrath Hirt erwähnt mit großem Lobe eines Gemäldes von Hugo van der Goes, welches er in Florenz fand, und dessen Anschauen ihn bewog das erwähnte Danziger Bild mit Bestimmtheit für eine Arbeit desselben zu erklären. Ohne

hierüber entscheiden zu wollen, kann diese Ansicht eines so berühmten Kunstkenners wenigstens als Beleg der hohen Vortrefflichkeit sowohl jenes Florentiner Gemäldes, als überhaupt der Arbeiten Hugo's van der Goes dienen, und zugleich die täuschende Aehnlichkeit seiner Art zu malen mit der seines hohen Lehrers beweisen. Eines der vorzüglichsten Gemälde Hugo's, eine Kreuzigung, welche den Altar der Jakobs-Kirche in Gent noch zu Karl von Manders Zeiten schmückte, wurde damals wie durch ein Wunder vom gänzlichen Untergange gerettet. Lange Zeit war es gleich einem köstlichen Kleinod sehr hoch gehalten, und selbst die Bilderstürmer jener Tage hatten nicht gewagt es zu berühren. Es stand ruhig und sicher an heiliger Stätte, bis man zuletzt den Entschluß faßte, die Kirche alles katholischen Schmucks zu berauben und sie für irgend eine der protestantischen Sekten einzurichten, welche damals mit ihren Predigten das Land durchzogen. Selbst das Altar-Gemälde durfte diesmal seinen Standort nicht behalten, es ward herabgenommen, und ein Maler, ein Kunstverwandter, dessen Namen Karl von Mander aus zu großer Schonung ver-

schweigt, gab bei dieser Gelegenheit den unbegreiflich heillosen Rath, die schöne Holztafel des köstlichen Gemäldes zu benutzen und das Bild mit schwarzer Farbe zu überziehen, um in goldnen Buchstaben die zehn Gebote darauf zu schreiben. Der Frevel ward wirklich vollbracht, doch zum Glück hatte Hugo gemalt, wie er es von seinem Meister gelernt hatte; die Farben waren sehr fein und dünne auf einem sehr festen, glatt abgeschliffnen Grund aufgetragen, und die mit fetten Oelen bereitete schwarze Farbe vermochte eben so wenig, als das Gold, auf dieser spiegelglatten, von der Zeit noch mehr gehärteten Fläche zu haften; das Bild wurde bald darauf von besser Gesinnten mit großer Sorgfalt wieder gereinigt, und trat nach kurzer Verfinsterung von neuem hell und unversehrt hervor.

Hans Hemling, auch Memmeling genannt.

Wohl noch nie reihte sich der Name des Jüngers mit besserm Rechte an den seines ihm vorangeschrittenen Meisters, als der Name Hans Hemling an den Namen Johannes van Eyck. Nur der Zeitfolge nach ist er der zweite nach jenem, sonst steht er überall dicht neben ihm, ja man möchte sagen, zuweilen über ihm, wenn es dem Talent möglich wäre, sich höheren Flugs zu erheben, als jener Riesengeist, der erst den Raum sich schaffen mußte, in welchem er sich nachher so kühn und frei bewegte. Wahrheit, Anmuth, pünktliche Treue bei höchster Freiheit, tief gefühlter Ausdruck, Vollendung im Höchsten wie im Kleinsten bei lichtheller Klarheit, Poesie der Erfindung ohne eine Spur von Phantasterei oder

gesuchtem Wesen, kurz Alles, was wir bei Johann van Eyck staunend bewundern, strahlt auch aus Hans Hemlings Werken uns blendend entgegen. Mit allem diesem vereinte er noch die aus der byzantinischen Zeit stammende höhere Korrektheit der Komposition, welche Johann van Eyck, hingerissen vom eignen Schöpfungstriebe, nicht immer beachtete.

Hemlings ganzes Wesen war Poesie, durch sie ward jedes seiner Gemälde zum lebenhauchenden Gedicht, und viele derselben sind gemalte Epopeen, wie nur die ersten Sänger aller Zeiten sie in Worte zu fassen vermochten. Selten genügte ihm die Gegenwart des Augenblicks, den er darstellen wollte, er suchte Vergangenheit und Zukunft ihm anzureihen, und benutzte dazu den damaligen Kunstgebrauch, die nämlichen Gestalten, welche die Hauptgruppe eines Gemäldes bilden, nach Maasgabe der Ferne verkleinert, und in den verschiedenartigsten Situationen, auf den entferntern Gründen seiner Tafel wieder anzubringen. Ein weites unabsehbares Feld, das er freudig zu benutzen wußte, ward ihm hierdurch geöffnet, und viele seiner größern Gemälde wim-

meln von solchen episodenartigen Darstellungen. Der geläuterte Geschmack unsrer Zeit verwirft diese damals durchaus übliche Freiheit der alten Maler, und zwar mit Recht; aber gewiß wird keiner im Angesichte der Schöpfungen Hemlings sie unbarmherzig zu verdammen vermögen, denn wer wollte dem wahrhaft Schönen das Recht zu existiren streitig machen, es sey in der Wirklichkeit oder in der Kunst?

Von den Schicksalen, welchen Hans Hemling während der Laufbahn seines Lebens begegnete, ist nur wenig geschichtliches auf unsre Zeiten gekommen; war ja doch sein Name bis vor wenigen Jahren unter uns fast verschollen, und sind die Kunstgelehrten doch auch noch nicht bis auf den heutigen Tag unter sich darüber einig geworden, ob er Hemling oder Memmeling geheißen, ob er in den Niederlanden oder am Bodensee geboren worden sey! Doch seine Arbeiten, deren eine verhältnißmäßig große Anzahl uns erhalten ward, gewähren uns Andeutungen seines Lebens, welche, verglichen mit dem, was wir bestimmt von ihm wissen, wenigstens die Haupt-

epochen und merkwürdigsten Begebenheiten desselben mit einiger Sicherheit bezeichnen.

Nach Einiger Behauptung ward Hans Hemling in dem ohnweit Brügge liegenden Orte Damm geboren, nach Andern in jener alt berühmten Stadt selbst; doch eine vom Herrn von Laßberg zu Eppishausen, ohnweit Konstanz, aufgefundne und den Herren Boisserée mitgetheilte Handschrift macht es neuerdings wahrscheinlich, daß er kein Niederländer war, obgleich er in Brügge seine künstlerische Bildung erhielt, sondern eigentlich aus Konstanz stammte.

Diese Handschrift, eine um das Jahr 1386 geschriebene Elsasser Chronik, ward vor kurzem von Herrn von Laßberg in Konstanz gekauft, und er fand auf den letzten Blättern des Buchs das von späterer Hand geschriebne Stammregister eines Hans Hemling nebst Familienereignissen, wie man diese in jener Zeit gewöhnlich in Bibeln oder andern werthgeachteten Büchern aufzuzeichnen pflegte. Dieses Stammregister beginnt mit dem Großvater Rudin Hemling, geboren 1342, gestorben 1414. Dem folgt der Vater Conrad Hemling, geboren 1394, gestorben 1448, und

dessen Ehefrau, Margareth Bruschin, gestorben 1447. Auf diesen folgen sechs Kinder dieses Ehepaars, unter denen Hans Hemling der vorletzte, im Jahr 1439 geboren ist. Die Familienereignisse sind bis in das Jahr 1490 fortgesetzt, in welchem der Tod eines der Geschwister angezeigt ist, und nach Herrn von Laßbergs Versicherung war das Geschlecht der Mutter Margareth Bruschin und das des Gatten einer der Töchter, Hans Hubschlin, in der Gegend von Konstanz einheimisch; letzteres blüht dort sogar noch bis auf den heutigen Tag. Die in diesen Geschlechtsnachrichten enthaltnen Zeitbestimmungen passen übrigens recht gut zu dem, was wir sonst noch von dem Leben Hemlings wissen, so auch der Name. Auf zweien seiner in Brügge befindlichen Gemälde, von denen weiterhin ausführlicher die Rede seyn wird, schrieb er, opus Johannis Hemling, anno 1479, und nicht Hemmelinck, wie Descamp, mit seiner gewohnten französischen Flüchtigkeit, es berichtet; sein eignes Bild, welches er auf einer dieser Tafeln anbrachte, hat augenscheinlich das Ansehen eines höchstens vierzig Jahr alten Mannes, was ebenfalls mit dem Ge-

burtsjahr 1439 vollkommen zusammentrifft. Ausser diesen Familiennachrichten finden sich in der Chronik mehrere von dem Verfasser derselben nicht angeführte Denkwürdigkeiten der Stadt Konstanz, von derselben Hand, welche jene Nachrichten schrieb, hinzugefügt, auch eine Aufzählung der Bischöfe von Konstanz, bis auf Heinrich von Hoewen, welcher von 1439 bis 1475 diese Stelle bekleidete.

Ein zweiter Zusatz kommt in der Chronik bei Friedrich von Blankenheim vor, mit welchem Königshoven, der Verfasser derselben, die Reihe der Strasburger Bischöfe schließt. Dieser gelangte um das Jahr 1393 zum Bisthum Utrecht, welchem er bis zum Jahr 1423 vorstand, und jener Zusatz hat hauptsächlich Bezug auf diese Veränderung. Hieraus sowohl, als dadurch, daß derselbe in niederländischer Sprache geschrieben ist, geht hervor, daß dieses Exemplar der Chronik eine Zeitlang in Utrecht war, und so wird es erklärt, wie das Buch selbst in die Hände des in den Niederlanden lebenden Malers Hans Hemling kommen konnte.

So wie jetzt junge Künstler nach Rom gehen,

um ihr Talent auszubilden, so wanderten in ältern Zeiten die Lehrlinge nach den Niederlanden, wo schon im dreizehnten Jahrhundert in Köln und Mastricht die berühmtesten Malerschulen Deutschlands blühten. Im fünfzehnten Jahrhundert zog der große Ruhm Johann van Eycks alles an sich, um so mehr, da der Reichthum und die Pracht der niederländischen Städte der Ausübung bildender Kunst die günstigsten Aussichten boten. Es ist also um so leichter erklärbar, wie Hans Hemling gerade nach Brügge kam, da dessen Lehrjahre eben in die Zeit fielen, in welcher Johann van Eyck die höchste Stufe seiner Kunst und seines überall verbreiteten Ruhmes erreicht hatte. Ob Hemling wirklich des Glücks theilhaftig ward, unter die kleine Zahl der eigentlichen Schüler des großen Meisters aufgenommen zu werden, läßt sich freilich nicht mit diplomatischer Gewißheit behaupten, aber daß es mehr als wahrscheinlich ist, davon wird jeder, der Hemlings Gemälde mit denen von Johann van Eyck zu vergleichen Gelegenheit hatte, sogleich durch den Augenschein überzeugt.

Der gelehrte Jacopo Morello, Aufseher der

Bibliothek St. Marco zu Venedig, gab im Jahr 1800 das Tagebuch eines anonymen Reisenden aus dem sechzehnten Jahrhundert heraus, unter dem Titel: **Notizia d' opere di disegno della prima meta del Secolo XVI esistenti in Padova, Cremona, Milano, Pavia, Bergamo, Crema e Venezia. Scritta da un anonimo di quel tempo, publicata e illustrata da Jacopo Morello.** Dieser Reisende erwähnt mehrerer trefflicher Gemälde eines ultramontanischen Künstlers, die er in Padua und Venedig gesehen, und den er Memelino oder Memelingo nennt. Daß hiemit kein andrer als Hemling gemeint seyn kann, leidet keinen Zweifel; denn se[illegible] Karl von Mander nannte ihn Memmelinck, [illegible]ndem sein an die niederländische Sprache [illegible]gewöhntes Ohr, sowohl den Anfangsbuchstaben als den letzten seines Namens verwechselte. Eines dieser Gemälde, welche der Reisende alle näher beschreibt, trug die Jahrzahl 1470, ein anderes, und zwar das Porträt Isabellens von Portugal, war seiner Aussage nach mit der Jahrzahl 1450 bezeichnet. Dieses wäre denn freilich das älteste von diesem Meister, das wir kennen, und sein Daseyn wäre ein wichtiger

Grund gegen die sonst wahrscheinliche Vermuthung, welche sein Geburtsjahr auf 1439 bestimmt, wenn sich hier nicht eine abermalige Verwechselung des im fünfzehnten Jahrhundert üblichen Zeichens Λ für sieben, mit der römischen V vermuthen ließe, so daß man 1450 statt 1470 las, welche Jahrzahl mit allem Uebrigen, was wir von Hemling wissen, vollkommen übereinstimmt.

Diese Gemälde sind wahrscheinlich alle längst untergegangen, wenigstens nicht mehr an den Orten zu finden, wo jener Reisende vor mehr als zweihundert Jahren sie antraf. Doch aus ihrem einstigen nicht zu bezweifelnden Daseyn, aus den Aehnlichkeiten mit den antiken Pferden des Markusplatzes von Venedig, aus den Abbildungen des Kolisäums und andrer römischen Alterthümer, welche wir in Hemlings spätern Arbeiten antreffen, geht wenigstens die höchste Wahrscheinlichkeit hervor, daß er in seiner Jugend Italien gesehen habe, wo freilich damals selbst Raphaels Lehrer, Pietro Perugino, wohl kaum geboren war.

Vielleicht stand Hemling mit Antonello in Verbindung, dessen Bekanntschaft er in Brügge

gemacht haben mußte, und kehrte nach einem Besuche bei ihm wieder nach Brügge zurück, wo er nach längst überstandenen Lehrjahren zünftig und ansässig war. Wenigstens spricht der Umstand für diese Vermuthung, daß Morello's anonymer Reisende Hemlings Arbeiten nur in Venedig und Padua antraf, und sonst in keiner italienischen Stadt.

Die Miniaturmalerei, dieser jetzt so sehr vernachlässigte und gesunkene Zweig der Kunst, stand damals so hoch, daß selbst Meister wie Hemling ihn nicht verschmähen durften; der anonyme Reisende liefert uns einen Beweis davon in der Beschreibung eines kostbaren lateinischen Manuscripts, welches noch gegenwärtig in Venedig aufbewahrt wird. So wie wir den prunkvollen Gottesdienst der katholischen Kirche überhaupt als den Quell der Erhaltung moderner Kunst anzusehen haben, so verdankte damals besonders die Miniaturmalerei unendlich viel dem Luxus und der Pracht, welche in jenen Zeiten Fürsten und vornehme Geistliche mit ihren Gebetbüchern trieben. Mehrere bedeutende Meister vereinten sich gewöhnlich, um einige Blätter Pergament durch

ihre Kunst zu einem unschätzbaren Kleinod zu erheben, und ein solches Buch ging hernach viele Generationen hindurch, in Fürstenhäusern und Klöstern als ein köstlicher Schatz von einem Erben auf den andern. Eine kurze Geschichte des Gebetbuchs, von dem eben die Rede ist, mag hier zum Belege davon dienen. Morello's anonymer Reisende fand es im Besitz des Kardinal Grimano, der es von einem Sicilianer, Messer Antonio, für die damals sehr beträchtliche Summe von fünfhundert Zechinen erkauft hatte. Bei seinem Ableben hinterließ der Kardinal dieses Buch seinem Neffen, Marino, Patriarchen von Aquileja, doch mit der Bedingung, daß es nach dessen Tode dem Staate zufallen und in der Schatzkammer aufbewahrt werden solle. Marino's Nachfolger, der Patriarch Giovanni Grimaldi, erhielt indessen von der Signoria die Erlaubniß, es ebenfalls Zeitlebens behalten zu dürfen, und übergab es erst kurz vor seinem Tode dem Staat in einem besonders dazu verfertigten, mit Edelsteinen und Gemmen reich verzierten Käßchen von Ebenholz. Lange ward darauf das Buch in der Bibliothek St. Marco mit großer Sorgfalt be-

wahrt, doch kam es später in den Kirchenschatz von St. Marco, wo es sich noch befindet, aber leider nicht mehr ganz unbeschädigt erhalten. Dennoch weiß Morello selbst noch jetzt kaum Worte für dessen Pracht und Herrlichkeit zu finden.

Dieses Buch ist in klein Folio auf dem feinsten Pergament geschrieben. Alle großen Buchstaben desselben sind mehr oder weniger mit Gold und kleinen Figürchen verziert, alle Ränder der Seiten, der Länge nach, mit wunderschönen Arabesken, Blumengewinden, Früchten, Vögeln und ähnlichen Gegenständen. Einzelne Blätter, welche die Abschnitte bezeichnen, sind ganz mit Darstellungen aus der Legende der Heiligen in der feinsten Miniatur angefüllt, auf andern sind die zwölf Monate abgebildet, unter denen der Februar als vorzüglich schön bewundert wird. Landschaften und Gebäude, auch die Gestalten selbst tragen augenscheinlich das Gepräge des Flammändischen National-Charakters, und der Ausdruck, die Komposition, die richtige Zeichnung der kleinen historischen Gemälde sind in diesem sehr verjüngten Maaßstab nur um so bewunderns-wer-

ther. Nach dem Berichte des anonymen Reisenden befinden sich in diesem Buch einhundert fünf und zwanzig Miniaturen von Girardo da Guant, wahrscheinlich Gerhard van der Meire, einem mit Hemling gleichzeitig lebenden vorzüglichen Maler aus Gent; ein hundert fünf und zwanzig andre Gemälde sind von einem Maler, den der Reisende Lievino d'Anversa nennt, mit dem eigentlich wohl Liever de Witt aus Gent, oder auch Hugo von Antwerpen gemeint ist, und mehrere sind von Juan Memelin, Johann Memeling, deren Zahl aber, wahrscheinlich wegen einer Undeutlichkeit im Manuscript, in Morello's Ausgabe dieses Tagebuchs nur mit Punkten ausgedrückt ist.

Ein anderes, diesem ähnliches, lateinisches Gebetbuch, von ungefähr einhundert und siebenzig Blätter in Quart, befand sich in der schönen und merkwürdigen Gemälde-Sammlung des Herrn Pastors Fochem in Köln, und ist seit einigen Jahren leider nach England gebracht worden. Es ward zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ebenfalls auf Pergament geschrieben, und stammt, wie der frühere Besitzer desselben mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthete, aus dem Nachlasse

der Königin Katharina von Medicis, welche sich zuletzt bis an ihren Tod in Köln aufhielt. In diesem Buche sind nicht nur alle großen Anfangsbuchstaben, sondern auch die Zwischenräume der abgesetzten Zeilen auf das allerzierlichste mit Gold und Farben ausgemalt; den äußern Rand jeder Seite schmückt ein viereckiges Feld, so lang als die geschriebne Kolonne und etwa ein Drittel so breit. In diesem Felde sind auf mattem Goldgrund in glänzenden Farben mancherlei Blumen, Vögel, Früchte und Arabesken höchst zierlich gemalt, doch scheinen diese erst in späterer Zeit hinzugefügt worden zu seyn. Die Anfänge der Kapitel und Gebete aber sind mit großen historischen Gemälden geschmückt, zu welchen die biblische Geschichte und die Legenden der Heiligen den Stoff boten. Reichthum der Erfindung, Wahrheit und Anmuth der Anordnung, der Behandlung der Gewänder und Landschaften geben allen diesen im Geiste und Styl Hemlings ausgeführten Miniaturen einen hohen Werth. Aber die Namen der Meister, welche vielleicht mit ihm zu diesem Werke sich vereinten, sind eben so schwer auszumitteln, als es sich bestimmen läßt, welche Blät-

ter ausschließend von seiner Hand sich unter den vielen befinden mögen. Nur einem dieser Gemälde, der Krone von allen, hat er unverkennbar den Stempel seines Genius aufgedrückt, und zwar einer Darstellung des Pfingstfestes. Hände und Gewänder sind auf diesem Bildchen vorzüglich schön. Die Köpfchen alle, unerachtet des kleinen Raumes, voll Geist und Ausdruck, und einige der Apostel gleichen auffallend denen auf einer Darstellung des nämlichen Gegenstandes in der Boisseréeschen Sammlung, welche jedoch in der Anordnung von dieser völlig abweicht. In einem altdeutsch verzierten Betsaal mit Kanzel und Betstühlen sieht man auf diesem Bildchen die Apostel versammelt. Die Taube schwebt mitten im Saal; Maria, Johannes, und noch zwei Apostel knieen im Vorgrunde vor einem kleinen Pult, in einem Betstuhl zur Seite drei andre Apostel, und diesen gegenüber auf der andern Seite noch einer. Im Hintergrunde unter der Kanzel sind noch zwei Apostel, ein dritter, der sich verspätete, kommt eben erst die Treppe herab; in der geöffneten Thüre, welche den Blick ins Freie gewährt, stehen noch einige Jünger, und

alles dies ist in dem beschränkten Raume eines kleinen Pergament-Blättchens höchst vollendet, wahr und ausdrucksvoll dargestellt.

Ob Hemling in Köln selbst zum Schmuck dieses seltnen Buches beitrug, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, wohl aber geht aus seinen andern Werken hervor, daß er in jener ehrwürdigen Stadt, der Wiege und dem Sitz altdeutscher Kunst, sich lange aufhielt und die Meisterwerke seiner frühern Vorgänger in der Kunst fleißig benutzte. Ueberhaupt muß er geraume Zeit an den Ufern des Rheines verweilt haben; die treffenden Abbildungen von Kirchen, Klöstern und alten Gebäuden aus Köln, die wir in seinen Werken antreffen, beweisen dies eben sowohl, als seine vielen Landschaften, in welchen man die Ufer des Rheins durchaus wieder erkennt. Auch die Urbilder zu den Gestalten auf dem großen Werk, in welchem er das Leben der heiligen Ursula bildlich darstellte, und welches in diesen Blättern späterhin ausführlich erwähnt werden soll, sind augenscheinlich weder in Italien noch in Flandern, wohl aber noch jetzt an den Ufern des Rheines einheimisch zu finden.

Hemlings Leben fiel in eine trübe, wilde Zeit, voller Streit, Zwietracht und Unheil aller Art, und auch er konnte ihrer fürchterlichen Einwirkung nicht entgehen. Wahrscheinlich zog er, im Gefolge Karls des Kühnen, als Maler mit in das Feld gegen die Schweizer. Johannes von Müller gibt uns in seiner Geschichte der Schweiz eine Beschreibung der fast unglaublichen Pracht und Herrlichkeit der Zurüstungen jenes Fürsten zu diesem Kriege, zufolge welcher der größte Theil seines Hofes und seine ganze Dienerschaft den Herzog damals begleiten mußte. Gewiß befanden sich mehrere Maler darunter, denn diese durften in jener Zeit in keiner Hofhaltung großer Herren fehlen. Und was wäre denn wohl natürlicher anzunehmen, als daß der prachtliebende Fürst den in seiner Hauptstadt ansässigen, nach dem Tode Johann van Eycks, größten Meister in allen Oberdeutschen und Niederdeutschen Ländern, für seinen Dienst zu gewinnen wußte? Vielleicht suchte Hemling, als Krieger gekleidet, nach der Flucht bei Granson oder Murten die Heimath wieder auf, vielleicht that er auch wirklich Kriegsdienste, nachdem er die Niederlage seines Für-

sten gesehen, und floh erst nach der unglücklichen Schlacht, die im Jahr 1477 am sechsten Januar bei Nancy geschlagen ward, in Noth und Ungemach mitten im härtesten Winter nach Hause. Gewiß ist es, daß um diese Zeit von Damm aus ein Krieger, krank und entstellt, in ärmliche Lumpen gehüllt, durch die Thore von Brügge hereinwankte, und das Mitleid der Bürger in Anspruch nahm, die in ihm ihren ehemaligen Mitbürger und Zunftgenossen erkannten. Sie führten den Armen in das von dem Stifter zu solchem Behufe errichtete Johannis-Hospital. Dort ward er verpflegt und geheilt; der Genesene ergriff Pinsel und Palette, um das Haus, das ihn aufgenommen hatte, zum Beweise seiner Dankbarkeit mit seiner Arbeit zu schmücken, und mit frohem Erstaunen erkannte man jetzt in ihm den großen Hemling wieder.

Bewundernswerthe Gebilde gingen von nun an in diesem seinem Wohnort unter des Meisters schöpferischen Händen hervor. Viele davon sind in der Folge der Zeiten zerstreut, verloren, untergegangen, doch Vieles ward auch dort erhalten. Ausser dem Bilde der Aebtissin Sibylle

Zambeth, welches der kaum vom Krankenlager Erstandene mit noch schwacher Hand malte, bewahrt das Johannis-Hospital noch zwei seiner größten, herrlichsten Werke. Das erste von diesen ist eines der mit der Jahrzahl 1479 beichneten und besteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügeln. Das Hauptgemälde stellt die heiligen Könige zu den Füßen des neugebornen Heilandes dar; die ganze Anordnung desselben erinnert unwiderstehlich an die berühmte Abbildung dieses an lieblichen Kontrasten überreichen Gegenstandes auf dem Kölner Dombilde, den die alten Meister der deutschen Schule so oft und gern mit vorzüglicher Liebe und unermüdlichem Fleiße sich erwählten. Der durch hohes Alter ehrwürdigste König küßt, hingesunken in Demuth und Andacht, das Füßchen des Kindes; neben ihm knieet der zweite König mit seinen reichen Gaben; der dritte steht in bewunderndem Anschauen verloren. Einer der Zuschauer, in einiger Entfernung, mit der Mütze auf dem Haupte, welche sonst die Genesenden in diesem Hospitale trugen, ist, nach einer in demselben bis auf unsere Zeiten bewahrten Tradition, das schon erwähnte Porträt des

Malers selbst, so wie der neben ihm stehende, Hemlings Freund, der Klosterbruder Florens von Ryst, welcher ihm zu diesem Gemälde die erste Veranlassung gab.

Auf dem ersten der zu diesem Bilde gehörenden Seitengemälde beten Engel den neugebornen Heiland an; auf dem zweiten ist die Darstellung desselben im Tempel abgebildet; in hoher Würde steht die göttliche Mutter am Altar, neben ihr die heilige Anna und der höchst kräftig und edel gehaltne Hohepriester. Kenner, welche Gelegenheit hatten, die größten Meisterwerke italiänischer Kunst zu bewundern, rechnen dennoch diese aus fünf Personen bestehende Gruppe zu dem Allervortrefflichsten, was je der christlichen Epoche der Kunst seine Entstehung verdankte. Auf der Aussenseite eines der Flügelbilder ist Johannes der Täufer, das Lamm im Arm, abgebildet. Auf der zweiten eine höchst liebliche Veronika; sie hält das wunderbare Tuch mit dem Abdruck des edlen Antlitzes des Erlösers.

Das zweite Gemälde im Johannis-Hospital, mit der nämlichen Jahrzahl wie das vorige bezeichnet, ist eine der größten Kompositionen Hem-

lings. Es besteht in fünf Tafeln, von denen die mittlere die Vermählung der heiligen Katharina vorstellt. Die ganze Anordnung der Hauptgruppe auf dieser Tafel gehört augenscheinlich der byzantinischen Schule an. Maria mit dem Kinde sitzt in der Mitte auf einem von Säulen getragenen Throne, dessen Verzierungen bis an den obern Rand des Gemäldes emporsteigen. Zwei kleine Engel in grünen Gewändern tragen ihre Krone. Rechts dem Throne steht die heilige Katharina, neben dieser ein Engel in Jünglings-Gestalt, mit einem reichen Chorgewande bekleidet, so wie auch Johann van Eyck diese Bewohner des Himmels abzubilden pflegte; neben dem Engel, ganz im Vorgrunde, steht Johannes der Täufer. Links neben dem Throne steht ein zweiter Engel, neben diesem die heilige Barbara, und ganz vorn Johannes der Evangelist. Reiche Stoffe, Gold, Perlen, Edelsteine schmücken in einer nur durch Johann van Eyck übertroffenen Pracht die Heiligen und Engel auf diesem herrlichen Bilde.

Die Säulen am Throne gehen zu beiden Seiten desselben in einer Kolonnade aus, deren offne Zwischenräume freie Aussicht auf eine reiche Land-

schaft gewähren. In schönen Windungen schlängelt sich dort der Jordan durch grüne Gefilde, ferne Berge begränzen die Gegend, Felsen, Bäume und schöne Gebäude, unter denen das Kolisäum bemerkbar wird, verleihen ihr mannichfaltigen Schmuck. Die nämliche Landschaft geht auch auf die Seitengemälde über, welche sie auf diese Weise mit dem Mittelbilde zu einem großen Ganzen verbindet.

In dieser Landschaft ließ nun Hemling seinen überreichen Geist in ungebundner Willkührlichkeit frei walten. Fast unzählige, zum Theil ganz kleine Figuren beleben sie, deren einzelne bewundernswerthe Gruppen zusammen ein episches Gedicht bildlich darstellen. Der Raum zur Rechten des Throns ist dem Leben Johannes des Täufers geweiht, welcher auf dieser Seite, wie oben erwähnt ward, im Vorgrunde der Hauptgruppe steht.

Ganz oben, fast am Rande der Mitteltafel, zur rechten Seite hin, liegt der Heilige im Gebete vor Gott; etwas tiefer sieht man ihn als Prediger in der Wüste, vom klarsten Himmelslicht beleuchtet, auf einem Felsen stehen, und vor ihm mehrere trefflich gruppirte Zuhörer. Noch tiefer führt ihn ein römischer Krieger nach der

rechten Seitentafel zum Tode, und nur zwei seiner Zuhörer folgen ihm, von Mitleid bewogen, ein Greis und ein Mann mittlern Alters. Gegen die Mitte des Bildes, immer noch auf der Mitteltafel, liegt der enthauptete Leichnam des Heiligen auf einem brennenden Scheiterhaufen, und ein Krieger auf einem weißen Pferde treibt die Männer an, welche das Feuer schüren.

Jetzt geht die Handlung auf die zur rechten Hand sich anschließende Seitentafel über; der blutende Körper des Heiligen liegt im Vorgrunde auf der Erde, und neben ihm steht die schöne, reich geschmückte Tochter des Königs Herodes. Schaudernd, erbleichend, mit gesenktem Blick empfängt sie das Haupt des Gemordeten, dessen edle Züge selbst sterbend noch den Ausdruck der erhabensten Ruhe bewahrten. Mehr seitwärts sieht man die nämlichen beiden Männer, in Schmerz versunken, welche früher den Heiligen auf dem Wege zum Tode begleiteten.

Ueber dieser Hauptgruppe des Seitengemäldes erblickt man im Mittelgrunde der Landschaft den Palast des Königs Herodes und zwei zu solchem gehörende terrassenartig sich übereinander erhebende

Höfe. Verschiedene aus mehreren Personen bestehende Gruppen scheinen sich in diesen Höfen über die eben vorgegangne Hinrichtung des Heiligen zu unterhalten; ein Kind befindet sich mitten unter ihnen, welches von einem Pferde herab derselben von dort aus zugesehen zu haben scheint. Auch das Innere des Palastes ist unsern Blicken aufgethan; in einer offnen Halle sitzt Herodes neben seiner blutdürstigen Gemahlin Herodias an der Tafel, seitwärts ein Chor Musikanten, nach deren Saitenspiel die junge Prinzessin ihre Eltern durch anmuthigen Tanz erfreut.

Die vom Mittelgemälde ausgehende herrliche Landschaft schließt den Hintergrund und man erblickt dort nochmals den Heiligen, wie er den Erlöser der Welt im Jordan tauft; die Wolken theilen sich über seinem Haupt und der ewige Vater blickt aus der Klarheit seiner Himmel auf ihn und den Sohn herab.

So wie die rechte Seite dieses Bildes der Geschichte Johannes des Täufers geweiht ist, so ist es die linke der des Evangelisten gleiches Namens, der auch in der Gruppe des Vorgrundes

auf dieser Seite voran steht. Jene zeigt uns den klaren Lebensgang eines heiligen frommen Mannes, in dieser schimmert der geheimnißvolle Glanz höherer Offenbarung aus dem unbegreiflichen Dunkel der Apokalypse mystisch hervor.

In der Landschaft auf der Haupttafel, gegen die Mitte derselben, erblickt man zur Linken den Evangelisten mit zum Gebet gefalteten Händen, in dem Gefäße voll siedenden Oels, in welches er auf Befehl des Kaisers Domitian geworfen ward, das aber zufolge der Legende, statt ihn zu verletzen, ihm wie ein lindes erquickendes Bad dünkte. Fünf Personen, theils Henker, theils Zuschauer, stehen um ihn her. Höher hinauf erblickt man einen Bischof im offnen Portal einer Kirche, wahrscheinlich der Evangelist selbst; vor ihm knieet ein Neubekehrter, die Taufe erwartend; tiefer hinunter zieht ein römischer Krieger den Heiligen dem Strom zu, wo das Boot seiner harrt, das, weil Gewalt ihn nicht zu tödten vermag, ihn in die Verbannung auf die wüste Felseninsel Pathmos tragen soll. Ganz im Hintergrunde läßt sich noch ein sehr kleines wunderbar-korrekt gezeichnetes Figürchen erkennen, und am linken äußersten Rande dieser

Tafel ist das schön und kraftvoll gemalte Porträt des Donators derselben angebracht.

Die linke Seitentafel führt uns zur Insel Pathmos, wo himmlische Gesichte den Apostel zum Niederschreiben der Apokalypse begeistern. Er selbst, ganz unten im Vorgrunde, erliegt fast der Gewalt des Augenblicks und dem Anschauen der hohen Wunder, welche seinem entzückten Auge vorschweben. Das höchste Erstaunen fesselt die edle, schöne Gestalt, das Wort erstarrt auf der Lippe und die gehobne Hand vermag es nicht, die begonnene Geberde zu vollenden. Wunderbare Lufterscheinungen, Nebel, Wolken, verhüllen auf der rechten Seite dieser Tafel die Landschaft, welche nur dem Mittelbilde nahe noch sichtbar bleibt. Ein geheimnißreiches Rund, aus Licht, Glanz und wundersam verschlungenen Regenbogen gebildet, umgibt ein weiter Kreis aus Engeln, heiligen Flammen, und noch einem Alles abschließenden Regenbogen zusammengesetzt. Der ewige Vater, in der Mitte des Lichtkreises, auf seinem Throne, hält in der Linken das Scepter; die Krone liegt in seinem Schooße, auf welchen das Lamm sich stützt. Die geheimnißvollen Leuchter der Apoka-

lypse, mit wunderbar gemalten, in mannichfaltigen Farben glühenden Flammen stehen vor ihm, und neben diesen die bedeutungsreichen, sechsfach geflügelten, Gestalten des Menschen, des Adlers, des Stiers und des Löwen, lauter mystische Gebilde der Apokalypse. Zwölf gekrönte Könige in weißen Gewändern bilden zu beiden Seiten des Thrones einen Halbkreis; die Gestalt des letzten unter ihnen sieht man nur durch die transparenten Farben des Regenbogens hindurchschimmern. Noch innerhalb des Kreises, doch am äußersten Rande, steht ein Engel vor Gott; ein zweiter, außerhalb desselben, mit lang herabwallenden Locken, im reichen Meßgewande, opfert vor einem Altar, den Weihrauchkessel schwingend. Der himmlischen Erscheinung zur Linken, näher dem Hauptgemälde zu, tritt nun die Landschaft wieder hervor. Man erblickt dort das Meer, von hohen Felsen umgeben, deren Bild, so wie der Himmel über dem Meere, aus der krystallhellen Fläche widerscheint. Erschrockene Menschen flüchten hier ängstlich zu den Felsklüften, um sich vor den grausenhaften Wundern zu verbergen, die an diesen Ufern hausen, dem Tummelplatz der unerklär-

lichsten Gestalten der Apokalypse. Der Gekrönte auf dem weißen Roß, der den Bogen trägt, das schwarze Roß mit seinem Reiter, der die Waage in der Hand hält, der Geharnischte auf dem rothen Roß, und endlich das dem flammenden Rachen eines Meerungeheuers entsprungene fahle Roß, das den Tod in der abschreckendsten Gestalt auf seinem Rücken trägt, tosen hier wie fieberhafte Traumgestalten. Haltung und Gewand der kleinen Figürchen, besonders des Königs, sind bewunderns-werth, die schönen, augenscheinlich den korinthischen zu Venedig nachgebildeten Pferde athmen und le-ben. Die ganze wunderbare Komposition vernich-tet durch ihre Vollkommenheit im Einzelnen jeden Tadel, der sich gegen das Ganze vielleicht mit Recht erheben könnte. Sankt Jakobs von Kompo-stella und des heiligen Antonius edle, ruhige Ge-stalten, so wie die der schönen heiligen Frauen, Agnes und Klara, auf der Außenseite der Flügel-bilder, reihen sich, gleichsam beruhigend, dem ge-waltigen Leben auf dem Innern der Tafeln an, die, vereint, ein einziges großes Gemälde bilden. Der schöne kräftige Kopf des heiligen Antonius, die sanften lieblichen Züge der heiligen Klara, so

wie alle Figuren auf diesen wundervollen Tafeln, vom größten bis zum kleinsten, tragen das Gepräge der edelsten Wahrheit und höchsten Vollendung. Figuren von allen Dimensionen, so klein, daß sie das ungewaffnete Auge kaum zu entdecken vermag, bis zur halben Lebensgröße hinauf, können bei der genauesten Betrachtung durch ein Vergrößerungsglas nur gewinnen, weil durch dasselbe die Großheit der Draperien, der Ausdruck der Köpfchen in diesen oft kaum einen Zoll hohen Figürchen, erst recht sichtbar wird.

Die königliche Akademie zu Brügge bewahrt die wegen ihrer hohen Einfachheit bewundernswerthe Abbildung des heiligen Christophs, eines Gegenstandes, den Hemling öfters und stets mit großer Liebe behandelte. Gestützt auf den Baum, der diesem Riesen-Heiligen bekanntlich zum Stabe diente, trägt er den Herrn der Welt in Kindesgestalt durch die im Morgenroth glänzenden Wogen eines breiten von hohen Felsenufern umgebnen Stroms. Oben auf dem Felsen linker Hand steht der den heiligen Christoph gewöhnlich begleitende Einsiedler mit seiner Leuchte, unten ganz im Vorgrunde auf der einen Seite der heilige Benedict,

eine raphaelische Gestalt, auf der andern der heilige Egidius, den durchbohrenden Pfeil im Arm, neben ihm sein Reh. Die milde treuherzige Freundlichkeit im Gesichte des durch die Fluten nur mühsam unter seiner wunderbar schweren Last fortschreitenden Riesen, das stille Felsenbett des breiten Stroms, die Schönheit der beiden jugendlichen Heiligen, die Wahrheit des Ganzen, gewähren einen wohlthuenden Eindruck von Abgeschiedenheit und frommer Ruhe. Leider aber hängt das Bild viel zu hoch, und ist zu schlecht beleuchtet, um der Schönheit desselben die Bewunderung zollen zu können, die es verdient. Auch ist es weniger gut gehalten als die übrigen, Staub, Kerzendampf, Weihrauchsduft, haben einen es verdunkelnden Schleier über dasselbe gezogen, von dem zu wünschen steht, daß eine geschickte Hand ihn bald beseitigen möge. Die beiden zu diesem Gemälde gehörenden Flügelbilder zeigen die Bildnisse des Donators und seiner Familie. Den Vater und seine Söhne begleitet als ihr Schutzpatron der heilige Wilhelm, glänzend gewapnet im prächtigen Harnisch, ein Krieger Gottes. Neben der Mutter und ihren Töchtern steht freundlich und anmuthig die hei-

lige Barbara. Eine wunderschöne, vom Mittelbilde ausgehende Landschaft bildet auch hier den Hintergrund; die Gebäude, die Vegetation, die Felsen, alles erinnert hier auf das lebhafteste an die schönen Ufer des Rheins. Johannes der Täufer und der Erzengel Michael sind grau in grau auf der Außenseite dieser Tafeln gemalt, und wegen der edlen Korrektheit der Zeichnung des hohen Meisters auf alle Weise würdig.

Ein anderes Meisterwerk Hemlings befand sich noch vor kurzem unbegreiflicher Weise in Brügge selbst in einem zerstückelten Zustande, indem die Akademie die beiden zu demselben gehörenden Seitentafeln bewahrte, während das Mittelbild im Rathhause aufgestellt war, doch sind alle die Tafeln jetzt in dem Gebäude der Akademie wieder vereint. Der Gegenstand derselben ist die Taufe des Heilands. An dem Christus im Vorgrunde vermißt man zwar den Ausdruck erhabner Göttlichkeit, den Hemling auf andern Gemälden glücklicher aufzufassen wußte; die edle vom Gefühl seines hohen Berufs begeisterte Gestalt Johannes des Täufers ist weit gelungner, wunderschön aber ein sehr reich bekleideter Engel mit blondem kurz

gelocktem Haar, der während der heiligen Hand-
lung am Ufer des Jordans die einfachen Gewän-
der des Heilandes bewacht. Die schöne Landschaft,
welche den Hintergrund dieser Haupttafel bildet,
erstreckt sich auch hier, wie wir es bei diesem
Meister öfter finden, durch beide Flügelbilder,
und Hemling hat auch diese zu bewundernswerth
gruppirten, kleinen episodenartigen Darstellungen
benutzt. Links gegen die Hauptgruppe tritt Chri-
stus auf den mit grünem Rasen bedeckten Felsen
aus dem Schatten schöner mit Epheu reich um-
zogner Bäume hervor. Sinnend lenkt er seine
Schritte der Wüste zu, wo die Stimme seines
Jugendfreundes erschallt, vier seiner Jünger folgen
ihm in ehrfurchtsvoller Entfernung. Rechts auf
der nämlichen Tafel verkündet Johannes der Täu-
fer, als Prediger in der Wüste, auf einem moos-
bedeckten Felsenstück sitzend, die Ankunft des Herr
Neunzehn Zuhörer jedes Geschlechts und ...nd
sammeln sich um ihn und den Felse... seinem
andere nahen zwischen den Bä... ...h Außen ge-
verschiednen kleinen Figür... steht ihre Schutz-
barer Mannichfaltigkei... der Hand das Salben-
druck gedacht, zu... ..., und eine Stirnbinde von

Perlen zum Kopfschmuck. Ihr schönes Gesicht zeigt eine Aehnlichkeit mit Raphaels heiliger Cäcilie, die ohne den gesenkten Blick der Magdalena noch auffallender erscheinen würde. Das Gegenstück zu dieser Tafel zeigt uns in der heiligen Jungfrau die himmlische Erscheinung, welche dort die Aufmerksamkeit der Mutter und ihrer Tochter so unwiderstehlich rege macht. Die heilige Jungfrau Maria sitzt neben einem Bette mit grünen Vorhängen, sie trägt ein rothes Gewand, über welches die langen blonden aufgelösten Flechten in kleinen Wellen reich und seiden herabfließen, und hält, recht mütterlich sorgsam, das liebliche Kind auf ihrem Schooße beim rechten Aermchen fest, während dieses mit der linken Hand den Betenden auf der andern Tafel eine Traube entgegen reicht. Hemling selbst hat nichts Anmuthigeres und Vollendeteres gemalt, als diesen allerliebsten Gegenstand, die holde jungfräuliche Mutter und dieses Kind mit dem Köpfchen voll reicher Locken und dem lebendigen Ausdruck himmlischer Güte.

In der St. Salvators-Kirche zu Brügge befindet sich ein Gemälde Hemlings, dessen grausenhafter Gegenstand mit den meisten seiner be-

kannten Werke, besonders mit dem oben beschriebnen, gewaltsam kontrastirt. Gewiß war er nicht des Meisters freie Wahl, und die Art, wie er den widerwärtigen Stoff mildernd zu behandeln wußte, ist ein neuer Beweis der ihm inwohnenden Poesie, welche auch dem Empörendsten eine verschönerte Seite abzugewinnen wußte. Das Gemälde stellt die Marter des heiligen Hippolyt uns vor Augen. Zufolge der Legende war dieser Heilige ein römischer Krieger, der zur Zeit des Kaisers Valerian sich zum Christenthum bekehrte und von diesem furchtbaren Verfolger desselben verurtheilt ward, lebendig von Pferden zerrissen zu werden. Hemling hat zart und schonend nur die Vorbereitung zur Vollziehung dieses grausamen Urtheils gewählt, und diese bot ihm, abgesehen von dem Gedanken an den zunächst folgenden Augenblick, eine Fülle schöner malerischer Kontraste, in den wild schnaubenden Pferden, ihren noch wilderen Treibern, und dem Heiligen, der, noch unverletzt, in frommer Begeisterung und ruhiger Erwartung, mit Armen und Beinen an die wilden Rosse gefesselt, da liegt. Auch bei diesen, so wie bei denen auf der Vision des Evangelisten Johannes, scheinen

die venetianischen antiken Rosse dem Meister vorgeschwebt zu haben. An dem alten Rahmen dieses Gemäldes befindet sich abermals die Jahrzahl 1479.

Eines der alleranziehendsten Werke Hemlings ist ein kleines, nur aus zwei Tafeln bestehendes Bildchen im Versammlungssaal der zur Besorgung der Hospitäler bestellten Kommission. Die erste dieser Tafeln zeigt uns die heilige Jungfrau, von den blonden Wellen ihres über die Schulter hinabrollenden Haares umflossen, in all ihrer holdseligen Anmuth und Herrlichkeit. Reich geschmückt, mit Gold, Perlen und Edelsteinen, einen rothen Mantel über ein glänzend blaues Gewand, reicht sie freundlich dem Kinde auf ihrem Schooß einen Apfel. Dieses sitzt auf einem Kissen von Goldbrokat mit grünen Blumen, ein Stoff, den Hemling vorzugsweise oft wählte.

Das Gegenstück zu dieser Tafel, welches zugleich als Deckel dient sie zu verschließen, zeigt uns den frommen Stifter dieses Bildes in knieender Anbetung, einen Junker von Neuenhoven, der hier, wie eine Inschrift auf dem Bilde uns sagt, im Jahr 1487 in seinem dreiundzwanzigsten Jahre abgebildet ward. Obgleich man diese bleiche ju-

gendliche Gestalt durchaus nicht schön nennen kann, so ist es doch unmöglich, sie ohne die innigste Theilnahme zu betrachten. Alles an ihr spricht zum Herzen, diese stille Trauer in Haltung und Geberde, dieses erbleichende sichtbare Hinschwinden in eben erblühter Jugend. Die unaussprechliche Milde eines frommen Gemüths leuchtet aus den braunen frommen Augen, aus Haltung und Geberde; man möchte ihm helfen, ihn trösten, aber man fühlt zugleich, daß diesem in Sehnsucht und Glauben vergehenden Jünglinge der Trost nur aus höhern Regionen zufließen konnte.

Das letzte der Meisterwerke Hans Hemlings, welche die Stadt Brügge bewahrt, ist der berühmte Reliquienkasten der heiligen Ursula, im Besitz der Nonnen des Johannis-Hospitals. Diesen Kasten, in Form einer kleinen Kirche, (einer sogenannten Basilika) schmücken vierzehn größere und kleinere Miniaturgemälde des großen Meisters, alle in Bezug auf die Geschichte der Heiligen, deren Ueberreste er aufzubewahren bestimmt ward. Den Besitzerinnen desselben wurde schon öfter in frühern Zeiten ein ähnlicher von gediegenem Silber für dieses Kunstwerk geboten, welches die berühmtesten Maler

und Kunstkenner stets als ein unübertroffenes Kunstwerk bewundernd betrachteten.

Als im Jahr 1794 die Franzosen Kirchen und Klöster der Niederlande plünderten, verdankten die Nonnen dessen Erhaltung nur ihrer Einfalt, welche ein glücklicher Zufall zu ihren Gunsten wendete. Descamps Beschreibung der Niederlande, als Führer zu den niederländischen Kunstwerken, in der Hand, ermangelten die französischen Kommissarien nicht, auch in das stille Heiligthum der frommen Schwestern zu stürmen. **La Châsse**, riefen sie, **la Châsse célèbre**, und die armen verschüchterten Nonnen versicherten lange umsonst, daß sie gar nicht einmal wüßten, was man fordere; die unverkennbare Wahrheit, welche in ihrer Angst selbst Bestätigung fand, trug indessen endlich den Sieg davon; die Plünderer glaubten sich von Descamp irre geleitet und zogen mit leeren Händen ab. Nur erst nach geraumer Zeit erfuhren die Nonnen, daß mit dieser geforderten **Châsse** nichts mehr und nichts minder gemeint gewesen sey, als das Kleinod ihres Hauses, der Reliquienkasten der heiligen Ursula, den sie in ihrem Flandrischen Pathos **la Ryve** zu nennen gewohnt waren, ein Wort, für

daß sie den richtigen französischen Ausdruck bis dahin nie gehört hatten.

Die Legende der Märtyrer und Heiligen kennt beinahe keinen an heitern herzergreifenderen, und malerischen Motiven reichhaltigern Stoff, als die Sage von der schönen heldenmüthigen Ursula und ihren Gefährtinnen, welche Hemling hier zu einer Reihefolge von Darstellungen sehr glücklich zu benutzen wußte. Ursula war, wie die Legende erzählt, die Tochter eines Königs, der zu Anfang des dritten Jahrhunderts eines der sieben Reiche beherrschte, in welche damals das jetzt in seiner Einheit so mächtige England sich zertheilte. Er sowohl als seine Gemahlin, obgleich von Heiden umgeben, hatten schon früher zum Christenthum sich bekannt und erzogen auch ihre Tochter in diesem sie beglückenden Glauben. Fromm und gläubig wuchs die Prinzessin heran, bis in ihrem sechzehnten Jahre ihre sich immer herrlicher entfaltende Schönheit die Aufmerksamkeit der benachbarten heidnischen Könige auf sich zog und Heirathsanträge sie von allen Seiten zu verfolgen begannen. Dem frommen Kinde schauderte vor einer Verbindung, die sie in Uebung ihrer Religionspflichten stören

lige Barbara. Eine wunderschöne, vom Mittelbilde ausgehende Landschaft bildet auch hier den Hintergrund; die Gebäude, die Vegetation, die Felsen, alles erinnert hier auf das lebhafteste an die schönen Ufer des Rheins. Johannes der Täufer und der Erzengel Michael sind grau in grau auf der Außenseite dieser Tafeln gemalt, und wegen der edlen Korrektheit der Zeichnung des hohen Meisters auf alle Weise würdig.

Ein anderes Meisterwerk Hemlings befand sich noch vor kurzem unbegreiflicher Weise in Brügge selbst in einem zerstückelten Zustande, indem die Akademie die beiden zu demselben gehörenden Seitentafeln bewahrte, während das Mittelbild im Rathhause aufgestellt war, doch sind alle die Tafeln jetzt in dem Gebäude der Akademie wieder vereint. Der Gegenstand derselben ist die Taufe des Heilands. An dem Christus im Vorgrunde vermißt man zwar den Ausdruck erhabner Göttlichkeit, den Hemling auf andern Gemälden glücklicher aufzufassen wußte; die edle vom Gefühl seines hohen Berufs begeisterte Gestalt Johannes des Täufers ist weit gelungner, wunderschön aber ein sehr reich bekleideter Engel mit blondem kurz

gelocktem Haar, der während der heiligen Handlung am Ufer des Jordans die einfachen Gewänder des Heilandes bewacht. Die schöne Landschaft, welche den Hintergrund dieser Haupttafel bildet, erstreckt sich auch hier, wie wir es bei diesem Meister öfter finden, durch beide Flügelbilder, und Hemling hat auch diese zu bewundernswerth gruppirten, kleinen episodenartigen Darstellungen benutzt. Links gegen die Hauptgruppe tritt Christus auf den mit grünem Rasen bedeckten Felsen aus dem Schatten schöner mit Epheu reich umzogner Bäume hervor. Sinnend lenkt er seine Schritte der Wüste zu, wo die Stimme seines Jugendfreundes erschallt, vier seiner Jünger folgen ihm in ehrfurchtsvoller Entfernung. Rechts auf der nämlichen Tafel verkündet Johannes der Täufer, als Prediger in der Wüste, auf einem moosbedeckten Felsenstück sitzend, die Ankunft des Herrn. Neunzehn Zuhörer jedes Geschlechts und Alters sammeln sich um ihn und den Felsen, noch vier andere nahen zwischen den Bäumen. Alle diese verschiednen kleinen Figürchen sind mit unnennbarer Mannichfaltigkeit, mit Wahrheit und Ausdruck gedacht, zusammengestellt und ausgeführt.

Die Fortsetzung der schönen reichen Landschaft des Mittelbildes füllt den Hintergrund der beiden zu diesem Gemälde gehörenden Flügelbilder. Auf dem ersten derselben knieet der Donator und erhebt die schön geformten Hände zum frommen Gebet. Er trägt ein schwarzsamtnes mit Pelzwerk aufgeschlagnes Kleid und schönes braunes Haar umgibt die angenehmen Züge des biedern Gesichts; keiner der berühmtesten spätern Niederländer hat in Anmuth und Wahrheit dieses so vollendete, und dabei so lebendige Porträt übertroffen. Neben dem Betenden steht dessen Schutzheiliger, der Evangelist Johannes, himmlische Güte in dem schönen geistreichen Gesicht. Sein weißer Mantel fällt von der Rechten zur Linken in herrlichen Falten über das graue Gewand, sein Haar fließt in schönen Locken ihm über die Schultern hin. Ganz im Hintergrunde der Landschaft sieht man noch ein ganz kleines Figürchen dem Prediger in der Wüste auf dem Mittelbilde zueilen.

Auf dem zweiten Flügelbilde knieet im Vorgrunde die Gattin jenes Mannes, eine schöne Frau mittlern Alters; sie betet aus einem Buche, welches mit täuschender Wahrheit aus der Tafel

hervortritt. Vier ganz junge Mädchen, ihre Töchter, sind im lieblichen Kreise um sie versammlet, andächtig betend wie sie, in kindlicher Einfalt. Elisabeth, die Schutzheilige der frommen Gruppe, blickt freundlich auf sie hin, eine Krone schmückt das Haupt der Heiligen; eine zweite ruht auf dem Buche, welches sie in der Hand trägt.

Beide Flügelbilder drehen sich auf Angeln, und die Rückseite derselben bietet eine vielleicht noch anziehendere Darstellung. Durch die großen Bogen einer offnen Halle blickt man auf der ersten Tafel in den einen Halbkreis bildenden Hof eines mit Säulen geschmückten Palastes, über welchen noch höhere Gebäude zu den Wolken emporsteigen. In der Halle knieet eine Frau neben einem ganz jungen Mädchen, doch scheinen beide durch das Anschauen irgend eines äußern Gegenstandes vom Gebete abgezogen. Das Kind besonders ist sichtbar zerstreut, und in seinem Gemüth gleichsam wider Willen nach Außen gewendet. Hinter den Betenden steht ihre Schutzheilige, Magdalena, in der Hand das Salbengefäß, einen Turban, und eine Stirnbinde von

Perlen zum Kopfschmuck. Ihr schönes Gesicht zeigt eine Aehnlichkeit mit Raphaels heiliger Cäcilie, die ohne den gesenkten Blick der Magdalena noch auffallender erscheinen würde. Das Gegenstück zu dieser Tafel zeigt uns in der heiligen Jungfrau die himmlische Erscheinung, welche dort die Aufmerksamkeit der Mutter und ihrer Tochter so unwiderstehlich rege macht. Die heilige Jungfrau Maria sitzt neben einem Bette mit grünen Vorhängen, sie trägt ein rothes Gewand, über welches die langen blonden aufgelösten Flechten in kleinen Wellen reich und seiden herabfließen, und hält, recht mütterlich sorgsam, das liebliche Kind auf ihrem Schooße beim rechten Aermchen fest, während dieses mit der linken Hand den Betenden auf der andern Tafel eine Traube entgegen reicht. Hemling selbst hat nichts Anmuthigeres und Vollendeteres gemalt, als diesen allerliebsten Gegenstand, die holde jungfräuliche Mutter und dieses Kind mit dem Köpfchen voll reicher Locken und dem lebendigen Ausdruck himmlischer Güte.

In der St. Salvators-Kirche zu Brügge befindet sich ein Gemälde Hemlings, dessen grausenhafter Gegenstand mit den meisten seiner be-

kannten Werke, besonders mit dem oben beschrieb=
nen, gewaltsam kontrastirt. Gewiß war er nicht
des Meisters freie Wahl, und die Art, wie er den
widerwärtigen Stoff mildernd zu behandeln wußte,
ist ein neuer Beweis der ihm inwohnenden Poesie,
welche auch dem Empörendsten eine verschönerte
Seite abzugewinnen wußte. Das Gemälde stellt
die Marter des heiligen Hippolyt uns vor Augen.
Zufolge der Legende war dieser Heilige ein römi=
scher Krieger, der zur Zeit des Kaisers Valerian
sich zum Christenthum bekehrte und von diesem
furchtbaren Verfolger desselben verurtheilt ward,
lebendig von Pferden zerrissen zu werden. Hemling
hat zart und schonend nur die Vorbereitung zur
Vollziehung dieses grausamen Urtheils gewählt,
und diese bot ihm, abgesehen von dem Gedanken
an den zunächst folgenden Augenblick, eine Fülle
schöner malerischer Kontraste, in den wild schnau=
benden Pferden, ihren noch wilderen Treibern,
und dem Heiligen, der, noch unverletzt, in from=
mer Begeisterung und ruhiger Erwartung, mit
Armen und Beinen an die wilden Rosse gefesselt,
da liegt. Auch bei diesen, so wie bei denen auf
der Vision des Evangelisten Johannes, scheinen

die venetianischen antiken Rosse dem Meister vorgeschwebt zu haben. An dem alten Rahmen dieses Gemäldes befindet sich abermals die Jahrzahl 1479.

Eines der alleranziehendsten Werke Hemlings ist ein kleines, nur aus zwei Tafeln bestehendes Bildchen im Versammlungssaal der zur Besorgung der Hospitäler bestellten Kommission. Die erste dieser Tafeln zeigt uns die heilige Jungfrau, von den blonden Wellen ihres über die Schulter hinabrollenden Haares umflossen, in all ihrer holdseligen Anmuth und Herrlichkeit. Reich geschmückt, mit Gold, Perlen und Edelsteinen, einen rothen Mantel über ein glänzend blaues Gewand, reicht sie freundlich dem Kinde auf ihrem Schooß einen Apfel. Dieses sitzt auf einem Kissen von Goldbrokat mit grünen Blumen, ein Stoff, den Hemling vorzugsweise oft wählte.

Das Gegenstück zu dieser Tafel, welches zugleich als Deckel dient sie zu verschließen, zeigt uns den frommen Stifter dieses Bildes in knieender Anbetung, einen Junker von Neuenhoven, der hier, wie eine Inschrift auf dem Bilde uns sagt, im Jahr 1487 in seinem dreiundzwanzigsten Jahre abgebildet ward. Obgleich man diese bleiche ju-

gendliche Gestalt durchaus nicht schön nennen kann, so ist es doch unmöglich, sie ohne die innigste Theilnahme zu betrachten. Alles an ihr spricht zum Herzen, diese stille Trauer in Haltung und Geberde, dieses erbleichende sichtbare Hinschwinden in eben erblühter Jugend. Die unaussprechliche Milde eines frommen Gemüths leuchtet aus den braunen frommen Augen, aus Haltung und Geberde; man möchte ihm helfen, ihn trösten, aber man fühlt zugleich, daß diesem in Sehnsucht und Glauben vergehenden Jünglinge der Trost nur aus höhern Regionen zufließen konnte.

Das letzte der Meisterwerke Hans Hemlings, welche die Stadt Brügge bewahrt, ist der berühmte Reliquienkasten der heiligen Ursula, im Besitz der Nonnen des Johannis-Hospitals. Diesen Kasten, in Form einer kleinen Kirche, (einer sogenannten Basilika) schmücken vierzehn größere und kleinere Miniaturgemälde des großen Meisters, alle in Bezug auf die Geschichte der Heiligen, deren Ueberreste er aufzubewahren bestimmt ward. Den Besitzerinnen desselben wurde schon öfter in frühern Zeiten ein ähnlicher von gediegenem Silber für dieses Kunstwerk geboten, welches die berühmtesten Maler

und Kunstkenner stets als ein unübertroffenes Kunstwerk bewundernd betrachteten.

Als im Jahr 1794 die Franzosen Kirchen und Klöster der Niederlande plünderten, verdankten die Nonnen dessen Erhaltung nur ihrer Einfalt, welche ein glücklicher Zufall zu ihren Gunsten wendete. Descamps Beschreibung der Niederlande, als Führer zu den niederländischen Kunstwerken, in der Hand, ermangelten die französischen Kommissarien nicht, auch in das stille Heiligthum der frommen Schwestern zu stürmen. La Châsse, riefen sie, la Châsse célèbre, und die armen verschüchterten Nonnen versicherten lange umsonst, daß sie gar nicht einmal wüßten, was man fordere; die unverkennbare Wahrheit, welche in ihrer Angst selbst Bestätigung fand, trug indessen endlich den Sieg davon; die Plünderer glaubten sich von Descamp irre geleitet und zogen mit leeren Händen ab. Nur erst nach geraumer Zeit erfuhren die Nonnen, daß mit dieser geforderten Châsse nichts mehr und nichts minder gemeint gewesen sey, als das Kleinod ihres Hauses, der Reliquienkasten der heiligen Ursula, den sie in ihrem Flandrischen Pathos la Ryve zu nennen gewohnt waren, ein Wort, für

das sie den richtigen französischen Ausdruck bis dahin nie gehört hatten.

Die Legende der Märtyrer und Heiligen kennt beinahe keinen an heitern herzergreifenderen, und malerischen Motiven reichhaltigern Stoff, als die Sage von der schönen heldenmüthigen Ursula und ihren Gefährtinnen, welche Hemling hier zu einer Reihefolge von Darstellungen sehr glücklich zu benutzen wußte. Ursula war, wie die Legende erzählt, die Tochter eines Königs, der zu Anfang des dritten Jahrhunderts eines der sieben Reiche beherrschte, in welche damals das jetzt in seiner Einheit so mächtige England sich zertheilte. Er sowohl als seine Gemahlin, obgleich von Heiden umgeben, hatten schon früher zum Christenthum sich bekannt und erzogen auch ihre Tochter in diesem sie beglückenden Glauben. Fromm und gläubig wuchs die Prinzessin heran, bis in ihrem sechzehnten Jahre ihre sich immer herrlicher entfaltende Schönheit die Aufmerksamkeit der benachbarten heidnischen Könige auf sich zog und Heirathsanträge sie von allen Seiten zu verfolgen begannen. Dem frommen Kinde schauderte vor einer Verbindung, die sie in Uebung ihrer Religionspflichten stören

wohnte; ängstlich um Rettung flehend wandte sie sich zu Gott, und eine himmlische Erscheinung ward ihr zum Trost. Diese forderte sie auf, in weit entfernte Länder zu ziehen, und dort in frommer Ergebung die Entwickelung ihres Schicksals zu erwarten. Ursula war mit Freuden bereit, dem ernsten Rufe unbedingt Folge zu leisten, und ihre frommen Eltern, weit entfernt, ihr irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, machten sogleich alle Anstalten zur Erfüllung des göttlichen Befehls. Bäume wurden gefällt, Schiffe daraus erbaut, und ein Aufruf erging an die edelsten Jungfrauen des Landes, um sie zur Begleitung der Tochter ihres Königs während der gefahrvollen Reise einzuladen. Ihrer fanden sich eilftausend aus den angesehensten Geschlechtern ein, alle jung und lieblich wie der Mai, und nicht nur wie die Prinzessin selbst, vom glühendsten Verlangen beseelt Gott zu dienen, sondern auch bereit in seinem Dienst mit ihr die Märtyrerkrone zu erringen.

Der fromme Eifer der Jungfrauen erweckte ähnliches Empfinden in der Brust der männlichen Jugend. Ritter und Knappen, alle im Frühling des Lebens, zogen von allen Seiten herbei, gelob-

ten, heilig und rein ihr Leben und ihre Waffen einzig dem Himmel zu weihen, und gewannen damit die Erlaubniß, die Königstochter und ihre Jungfrauen auf der langen Reise begleiten und beschützen zu dürfen.

Die Flotte war nun bereit, auf welcher die Blüthe des Landes unter frommen Liedern sich einschiffte; sie überließ sich ohne eigenmächtiges Lenken dem Hauche des Himmels, gelangte so zuerst an die holländische Küste, und schwamm dann weiter den Rhein herauf bis Köln, dem damaligen römischen Agrippinum. Alexander Severus herrschte damals mit mildem Sinn gegen die Christen, und die fromme Schaar fand deshalb in dieser römischen Kolonie eine so freundliche Aufnahme, daß sie sich am Ziele geglaubt hätte, wenn nicht ein zweites Traumgesicht die Prinzessin nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters gerufen hätte. Die Ritter und Jungfrauen schifften sich dem zu Folge abermals ein, und landeten bei Basel, von wo sie den weiten beschwerlichen Weg über die Alpen zu Fuße antraten.

Freudig empfing sie in Rom der Nachfolger Petri, — Cyriakus nennt ihn die Legende, —

und verkündete ihnen bald nach ihrer Ankunft, daß auch ihn eine unmittelbar vom Himmel gesandte Offenbarung berufen habe, der frommen Schaar sich anzuschließen, und sie zurück an den Rhein zu begleiten, wo ihrer Aller die Märtyrer-Krone zum Lohne ihrer Frömmigkeit harre. Abermals machten sich Alle auf den Weg, den heiligen Vater in ihrer Mitte. Die Alpen wurden wieder erstiegen, Basel erreicht, wo ihre Schiffe sie erwarteten. Sie schifften sich ein, sie erreichten Köln wieder, doch Alexander Severus war indessen durch den Meuchelmörder Maximian gefallen, dieser herrschte jetzt, und eilte, von seinen barbarischen Horden begleitet, der Christenschaar mit Tigerwuth entgegen. Unter den Keulenschlägen, den Schwertern, den Pfeilen der Heiden, auf dem Felde von Köln oder auch in den kalten Wellen des Rheins starben Alle freudig unter Absingung heiliger Psalmen den selbst erwählten Tod für den Glauben; die Ritter, die Jungfrauen, ja der heilige Vater selbst; die schöne Königstochter durchbohrte ein Pfeil von Maximian selbst gesendet.

So erzählt die Legende, deren glänzendste Momente Hemling mit ächt poetischem Sinn er-

griff, um sie mit geübter Hand auf dem der Heldin derselben geweihten Heiligthume in vierzehn Gemälden darzustellen. Sechs der größern sind, oben bogenartig abgerundet, auf den beiden langen Seiten des kirchenförmigen Reliquienkastens angebracht, auf jeder Seite drei; zwei ähnliche an beiden Giebelenden desselben, und den oben dachförmig schräg zusammenlaufenden Deckel schmücken sechs Medaillons, auf jeder Seite ein größeres zwischen zwei kleinen. Das erste der Gemälde in der Geschichtsfolge, eines von denen an der langen Seite des Kastens, zeigt uns Köln an den Ufern des Rheines, mit seinem Dom und seinen vielen Thürmen. Die Ansicht der Stadt, der Umgegend, vor allem des Doms, ist mit so großer Treue aufgefaßt, daß sogar noch jetzt, nach mehreren Jahrhunderten die Aehnlichkeit unverkennbar ist. Auf dem halbvollendeten Thurm des Domes steht schon der zum Aufwinden der Steine bestimmte Krahn, welcher noch in diesem Augenblick als ewiges Wahrzeichen der Stadt, den unvollendeten Bau bezeichnet. Ein Theil des schon ausgeschifften Gefolges nebst vielen edlen Frauen und Bürgern erwarten am Ufer die Königstochter, welche eben

herrlich geschmückt den Kahn verlassen will. Eine ihrer Jungfrauen trägt ihr ein Schmuckkästchen vor, zwei andre halten die im Nachen sich ausbreitende Schleppe ihres Hermelinmantels. Alles ist Leben und frische jugendliche Heiterkeit.

Ein anderes Seitengemälde zeigt uns die fromme Schaar, wie sie bei Basel anlandet. Ueberall herrscht das frohe, rege Gefühl des Ausschiffens, des Ankommens, des Weitergehens. Einige Jungfrauen und Ritter stehen schon gelandet am Ufer, andere gehen eben zum Thore der Stadt ein, noch andere erblickt man bereits jenseit derselben der Alpenkette zueilend, welche den fernen Horizont begränzt. Die edle Gestalt der eben im Aussteigen begriffenen Fürstin Ursula erblickt man fast nur im Rücken, ein wenig seitwärts gewendet; in ihrem und in noch zwei benachbarten Schiffen sitzen ihre Gefährtinnen, ruhig den Ausgang erwartend.

Das nächste Gemälde, eines der vorzüglichsten, zeigt uns die jugendliche Pilgerschaar in Rom angelangt. Ursula nebst einigen ihrer Jungfrauen knieen in Demuth hingesunken an den Stufen des Tempels, auf welchen der heilige Vater mit seinem

geistlichen Gefolge herabsteigt, um sie würdig und freundlich zu begrüßen.

Auf einem andern Bilde ist der weite Weg über die Alpen zum zweiten Mal wieder zurück gelegt. Wir finden Ursula und ihr Gefolge abermals vor Basel, im Begriffe sich zur Reise nach Köln einzuschiffen. Der heilige Vater erscheint zweimal auf dem Bilde, einmal wie er im Begriff steht das Schiff zu besteigen; einer der beiden ihn begleitenden Kardinäle wirft sich ihm zu Füßen, um von dem gefahrvollen Unternehmen ihn durch Bitten und Vorstellungen abzuhalten. Das zweite Mal erblickt man ihn im Nachen neben der Prinzessin; der Kardinal ihm zur Seite scheint noch immer ihm eifernd zuzureden, der andre hält sich still und Gott ergeben hinter ihm. Unabsehbare Schaaren von Rittern und Jungfrauen kommen noch jenseits der Stadt von den Alpen herab und ziehen dem Rheine zu, wo mehrere Schiffe ihrer warten.

Das fünfte Bild zeigt uns den Untergang alles dieses jungen, frohen und frommen Lebens. Ritter und Jungfrauen, auf das mannichfaltigste gruppirt, in unendlicher Abwechselung der Stellun-

gen, fallen, wie Blumen vor der vernichtenden Sense, unter den blutigen Waffen heidnischer Barbaren. Eine der Jungfrauen sinkt, von einem Pfeil im Arm getroffen, eine andere verbirgt das Gesicht, um den Tod nicht zu sehen, dem sie doch nicht zu entgehen wünscht, andere erwarten oder empfangen ihn in stiller Ergebung.

Auf dem sechsten Bilde endlich, dem letzten der Seitengemälde, erblicken wir die Königstochter in Maximians Zelt; hoch und furchtlos wie ein Held, schön und fromm wie ein Engel steht sie da, neben ihr einer ihrer Ritter, wie zu ihrem Schutze bereit, den sie sanft aber ernst von sich abweiset. Maximian spannt den Bogen, der Pfeil sucht sein Ziel, aber wir sehen ihn nicht fliegen, wir sehen die Heldin nicht sinken. Hemling wollte uns den Anblick des Untergangs der frommen königlichen Jungfrau ersparen, und begnügte sich, nur die nächste Nähe des schmerzlich schönen Augenblicks anzudeuten.

Auf dem einen Giebelfelde erblicken wir Ursula, wie die katholische Kirche sie als Schutzheilige der Kindheit und der reinsten Unschuld noch jetzt verehrt. In himmlischer Schönheit und hoher

Anmuth steht sie da und breitet den Königsmantel weit über ihre Jungfrauen aus, die vertrauensvoll zu beiden Seiten sich ihr anschmiegen. Die Taube schwebt über ihr, und der ewige Vater nebst dem Sohne, drücken die Krone des Märtyrthums ihr auf das lichtumstrahlte Haupt. In jedem der vier kleinen Medaillons auf dem dachförmigen Deckel des Reliquienkastens ist ein wunderlieblicher Engel abgebildet, der mit Saitenspiel das Lob der Heiligen feiert.

Das zweite Giebelbild zeigt uns die Königin der Himmel, Maria, mit dem Kinde im Arm, welches einen Apfel und eine Blume den zu ihren Füßen knieenden Ursulinernonnen hinreicht.

Jedes dieser Gemälde, im Ganzen, wie in den Einzelheiten, vereint in verhältnißmäßig sehr kleinem Raume die unbeschreiblichste Anmuth, die vollendetste Ausführung, mit unübertroffner Wahrheit; und der Reichthum der Erfindung in allen diesen mannichfaltigen fast unzählbaren Gruppen übertrifft allen Glauben.

Außer diesen Gemälden Hemlings in Brügge, bewahrte uns ein günstiges Geschick noch manches seiner unschätzbaren Werke in andern Städten.

Herr von Bettendorf in Aachen besitzt in seiner reichhaltigen Sammlung deren mehrere, einigen unter diesen giebt die frühe Zeit ihrer Entstehung ein um so höheres Interesse, da wir in ihnen des Meisters Beginnen auf seiner späterhin so glorreich vollendeten Bahn deutlich erkennen, andere zeigen ihn uns am Ziele derselben. Zu Letztern gehört eine Darstellung des Propheten Elias. In einer von Hemlings köstlichsten Landschaften, das Haupt auf die Hand gestützt, ruht der kräftig schöne Alte mit langem ehrwürdigen Bart, dessen Gesichtszüge, mit denen des heiligen Christophs auf einem andern in der Boisseréeschen Sammlung befindlichen Gemälde von Hemling, eine auffallende Aehnlichkeit zeigen. Ein schön beschwingter neben ihm stehender Engel in weißem Gewande legt ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zur Wanderung in die Wüste aufzufordern. Der Alte schläft, die leise Berührung erweckt ihn nicht gleich, aber die Seele ist schon im Erwachen, die Erscheinung des himmlischen Boten schwebt wie ein Traumgesicht ihr vor. Weiterhin, in einem entfernteren Grunde der Landschaft und durch die Ferne verkleinert, erblicken

wir den Propheten noch einmal den fernen Gebirgen einsam zuwandernd.

Die Feier des Osterlamms in einer israelitischen Familie ist der Gegenstand des zweiten der oben erwähnten Gemälde und gehört zu dem vollendet Herrlichsten, was von Hemling bis auf unsre Zeit gekommen ist. An dem gedeckten Tische, auf welchem nach dem jüdischen Gesetze neben dem Osterlamm auch Brod, grüne Blätter und einige Becher sich befinden, steht der in orientalischer Tracht vornehm und prächtig gekleidete israelitische Hausvater, im Begriff das Osterlamm zu zerlegen. Neben ihm ein nicht minder reich geschmückter Greis mit langem ehrwürdigen Barte. Ein jüngerer Israelit, ebenfalls in reicher festlicher Kleidung, steht neben diesem, den Reisestab in den Händen, nach dem Ritus der Juden bei diesem zum Andenken der Auswanderung aus Egypten gestifteten feierlichen Mahl, welches stehend und gleichsam reisefertig genossen werden muß. Zwei Frauen stehen noch auf der andern Seite neben dem Hausvater; beiden sieht ein hinter ihnen stehender Mann über die Schultern weg, und ein die Aufwartung bei der Tafel besorgender Knabe

tritt zur halb geöffneten Thüre hinein, durch welche man hinaus ins Freie blickt. Eine Darstellung der Marter des heiligen Erasmus, so trefflich sie gemalt ist, konnte ich, wegen der Abscheu erregenden Widerwärtigkeit des Gegenstandes, nicht genau genug betrachten, um hier viel darüber zu sagen. Hoffnung und fromme Ergebung sind im Gesichte des Märtyrers vortrefflich ausgedrückt, außerordentlich gefühlvoll gedacht und herrlich ausgeführt das schöne bleiche Profil eines hinter dem Heiligen stehenden jungen Kriegers, der, von Abscheu ergriffen, den Blick abwendet, und eines andern neben ihm, der den Schauder, den er empfindet, verhehlen möchte und sich zurück zieht, um das Gräßliche nicht zu sehen.

Herr von Liewersberg in Köln besitzt in seiner Sammlung acht alte auf Goldgrund gemalte Darstellungen der Leidensgeschichte Christi, aus der frühesten niederrheinischen an den Meister des Dombildes in Köln sich anschließenden Zeit, in welcher der starre steinerne Styl der byzantinischen Schule vor dem warmen Hauch ächten Lebens sich aufzulösen begann. Aus einigen dieser Tafeln geht nun Hemlings frühere Bildung nach den Mustern dieser

Schule auf das deutlichste hervor. Vor allen aus einem, welches die Gefangennehmung Christi darstellt. Judas steht etwas hinter seinem Herrn, als wolle er selbst im Momente, da er den verrätherischen Kuß ihm giebt, sich noch vor dessen Augen verbergen. Ein Gerichtsdiener ergreift den Heiland bei der Brust, ein andrer faßt sein Gewand um ihn fortzuziehen, während Petrus über Malchus das Schwert schwingt. Alles dieses geht im Vorgrunde ziemlich auf einer Linie vor; hinter derselben erblickt man das empörte, mit Schwertern und Stöcken bewaffnete Volk. Eine gleiche Anordnung des nämlichen Gegenstandes, nur freier und mit größrer Wahrheit behandelt, finden wir auf einem Gemälde Hemlings beibehalten, welches, aus seiner früheren Zeit stammend, sich in Köln in der Sammlung des Herrn Pastors Fochem befindet. Freilich sind Hemlings Gestalten edler, lebendiger, grandioser, das Kolorit wahrer und kräftiger, Schatten und Licht ausgesprochner und besser verschmolzen, als bei dem alten niederrheinischen Maler, doch die Komposition ist augenscheinlich jener nachgebildet.

In Löwen, wo Hemling späterhin höchst wahr-

tritt zur halb geöffneten Thüre hinein, durch welche man hinaus ins Freie blickt. Eine Darstellung der Marter des heiligen Erasmus, so trefflich sie gemalt ist, konnte ich, wegen der Abscheu erregenden Widerwärtigkeit des Gegenstandes, nicht genau genug betrachten, um hier viel darüber zu sagen. Hoffnung und fromme Ergebung sind im Gesichte des Märtyrers vortrefflich ausgedrückt, außerordentlich gefühlvoll gedacht und herrlich ausgeführt das schöne bleiche Profil eines hinter dem Heiligen stehenden jungen Kriegers, der, von Abscheu ergriffen, den Blick abwendet, und eines andern neben ihm, der den Schauder, den er empfindet, verhehlen möchte und sich zurück zieht, um das Gräßliche nicht zu sehen.

Herr von Liewersberg in Köln besitzt in seiner Sammlung acht alte auf Goldgrund gemalte Darstellungen der Leidensgeschichte Christi, aus der frühesten niederrheinischen an den Meister des Dombildes in Köln sich anschließenden Zeit, in welcher der starre steinerne Styl der byzantinischen Schule vor dem warmen Hauch ächten Lebens sich aufzulösen begann. Aus einigen dieser Tafeln geht nun Hemlings frühere Bildung nach den Mustern dieser

Schule auf das deutlichste hervor. Vor allen aus einem, welches die Gefangennehmung Christi darstellt. Judas steht etwas hinter seinem Herrn, als wolle er selbst im Momente, da er den verrätherischen Kuß ihm giebt, sich noch vor dessen Augen verbergen. Ein Gerichtsdiener ergreift den Heiland bei der Brust, ein andrer faßt sein Gewand um ihn fortzuziehen, während Petrus über Malchus das Schwert schwingt. Alles dieses geht im Vorgrunde ziemlich auf einer Linie vor; hinter derselben erblickt man das empörte, mit Schwertern und Stöcken bewaffnete Volk. Eine gleiche Anordnung des nämlichen Gegenstandes, nur freier und mit größrer Wahrheit behandelt, finden wir auf einem Gemälde Hemlings beibehalten, welches, aus seiner früheren Zeit stammend, sich in Köln in der Sammlung des Herrn Pastors Fochem befindet. Freilich sind Hemlings Gestalten edler, lebendiger, grandioser, das Kolorit wahrer und kräftiger, Schatten und Licht ausgesprochner und besser verschmolzen, als bei dem alten niederrheinischen Maler, doch die Komposition ist augenscheinlich jener nachgebildet.

In Löwen, wo Hemling späterhin höchst wahr-

scheinlich längere Zeit lebte, befindet sich noch eine aus mehreren Abtheilungen bestehende Reihefolge seiner Gemälde. Die Anordnung des mittelsten Bildes, einer Darstellung der Einsetzung des Abendmahls, gehört wieder ursprünglich einem jener acht Gemälde des Herrn Lietwersberg in Köln. Christus sitzt an der Mitte der Tafel, ihm zu beiden Seiten zwei Apostel, gegen ihm über noch zwei, und drei an den beiden schmalen Ecken des Tisches. In der obern Abtheilung über dieser ist der Märtyrer-Tod des heiligen Erasmus dargestellt. Die untere Abtheilung ist wieder dreifach zertheilt. In der Mitte sind die Jünger von Emaus abgebildet, zu beiden Seiten, betend auf den Knieen, die Familie des Donators.

Diese Gemälde hängen so hoch, daß es schwer wird, sie von unten deutlich genug zu erkennen, um in alle ihre Einzelheiten einzugehen; doch der Direktor der Zeichen-Akademie in Löwen, Herr Professor Geets, hat es sich möglich gemacht, sie in der Nähe zu sehen. Nach seinem gewiß sehr gültigen Urtheile ist die Zeichnung lobenswerth und in Allem der Natur getreu; die Köpfe ausdrucksvoll, der des Judas besonders charakte-

ristisch, der edle Kopf des Heilands höchst vollendet, und wahrhaft göttlich zu nennen. Das Kolorit ist frisch, angenehm und der Natur gemäß, die Schatten sind klar und verschmolzen; die Ausführung gleicht in allen Einzelheiten der feinsten Miniatur, und nirgend zeigt sich eine Spur ängstlicher Kleinlichkeit oder manierirten Wesens.

Dieses Urtheil gilt nicht nur von diesen, sondern von allen Werken Hemlings, nur die Jünger von Emaus, in dieser Reihefolge von Gemälden, machen hierin eine Ausnahme. Diese sind schwach, und tragen keine Spur seiner gewohnten Meisterschaft. Wahrscheinlich wurden sie von Hemling nur angelegt, und er mußte vielleicht bei seiner schnellen Abreise von Löwen nach Spanien das Bild unvollendet lassen, welches dann einem andern Künstler zur Vollendung übergeben ward.

Freilich läßt es sich nicht mit Gewißheit behaupten, daß Hemling in einem schon ziemlich hohen Alter nach Spanien gereiset sey, und dort das Ende seiner Tage gefunden habe, doch sind viele Gründe vorhanden, die es als höchst wahrscheinlich ansehen lassen, und ich kenne keinen einzigen, der diese Wahrscheinlichkeit widerlegte.

Den bedeutendsten Beweis für Hemlings Aufenthalt in Spanien gewährt uns Don Alonzo Ponz, Sekretär des Königs und der Akademie von St. Ferdinand, in seiner Viage de Espano, en quo se da noticia de les cosas mus apréciables y dignas de saberse gue hay en ella. Von dieser Reisebeschreibung erschien zu Madrid in den Jahren 1776 bis 1794 eine zweite Ausgabe in Octav in achtzehn Bänden mit Kupferstichen.

Don Alonzo Ponz spricht in diesem Werke mit ziemlicher Ausführlichkeit von dem Karthäuserkloster Miraflores nahe bei Burgos. Zu diesem Kloster lieferte, zufolge seiner Erzählung, ein deutscher Baumeister im Jahre 1454 den Plan, und erhielt dafür 3350 Maravedis. Dieser Baumeister hieß Johann von Köln, und war mit dem Bischof von Karthagena, Don Alonzo, bei dessen Rückkehr vom Baseler Konzilium nach Spanien gekommen. Ihm folgte Garcias Fernandez de Matienzo als Baumeister, und diesem Simon, der Sohn Johanns von Köln.

In dem Chor dieser Karthause fand Don Alonzo Ponz einige sehr alte Gemälde an einem Altar, deren hohe Vortrefflichkeit seine ganze Auf-

merksamkeit rege machte. Sie stellten Epochen aus dem Leben Johannes des Täufers dar, welches Hemling, wie bekannt, oft und mit ausgezeichneter Liebe behandelte, wahrscheinlich weil er diesen seinen Namensheiligen besonders verehrte. Don Alonzo Ponz fühlte sich durch den edlen Ausdruck der Gestalten, die hohe Vollendung jeder Einzelheit, und die seltne Pracht der noch ganz frisch erhaltnen Farben dieser Gemälde höchlich angezogen. Er bemühte sich um Nachricht von dem Meister, der in früher Zeit so Hohes vermochte, und fand bald was er suchte in dem Archive des Klosters Miraflores.

Ein Maler, Juan Flamenco, (Johann der Flamänder,) heißt es darin, hat diese Gemälde im Jahr 1496 begonnen, und im Jahr 1499 vollendet. Er erhielt dafür, außer den dazu nöthigen Holztafeln, die ihm vom Kloster geliefert wurden, noch 26735 Maravedis für sich und seine Gehülfen.

Nun aber ist außer Hans Hemling in jener Zeit kein niederländischer Maler bekannt, der die Lobsprüche verdienen konnte, welche Don Alonzo Ponz jenen Gemälden in Miraflores giebt; der

Vornamen des Meisters, die Wahl des Gegenstandes, die Eigenschaften, welche vorzugsweise an jenen Tafeln gerühmt werden, Alles dient dazu, uns in der Vermuthung zu bestärken, daß Hemling sie wirklich malte. Vielleicht haben selbst die eben erwähnten deutschen Baumeister, Johann, oder dessen Sohn Simon von Köln, Hemling früher gekannt und seinen Ruf nach Spanien veranlaßt. Auch ist es sehr denkbar, daß der junge Philipp von Spanien bei seiner Huldigung als Herzog von Brabant, welche in Löwen selbst im Jahr 1494 vor sich ging, den berühmten Hemling dort kennen lernte und ihn mit sich nach Spanien führte, einem Lande, wo auch späterhin die Meister seiner Schule in hohen Ehren gehalten wurden.

Gewiß hatte der um das Jahr 1439 geborne Hemling schon ein bedeutendes Alter erreicht, als er die Reise nach Spanien unternahm, um dort im Jahr 1499 vielleicht sein letztes Werk in der Karthause von Miraflores zu vollenden. Seine Rückkehr in die Heimath ist nicht denkbar, und wahrscheinlich fand seine Asche unter den Pinien von Miraflores ihre Ruhestätte, neben den Gräbern der stummen Brüder, deren ewigem Schweigen

geweihten Wohnsitz er schmückte. Auch seine Gemälde existiren schwerlich noch in Miraflores; Plünderung, Feuer und Schwert haben seit Don Alonzo Ponz Reise oft dort gewüthet, man weiß gewiß, daß ein französischer General im letzten Kriege den Befehl gab, das Kloster anzuzünden, und wenn gleich die festen alten Mauern vielleicht damals widerstanden, wie vernichtend mögen nicht dennoch die letzten innern Unruhen in ihren Ruinen gewaltet haben.

Bis jetzt war in diesen Blättern von Gemälden Hemlings die Rede, welche theils die Niederlande, theils südlichere Gegenden bewahren, doch auch die Boisseréesche Sammlung in München besitzt eilf Tafeln dieses hohen Meisters, deren Anblick Jedem die Wahrheit alles dessen verbürgt, was zum Lobe der übrigen gesagt werden kann.

Zwei Flügelbilder in dieser Sammlung, zu denen das Mittelbild fehlt, bildeten mit diesem wahrscheinlich einen auf das Abendmahl Bezug habenden Zyklus. Auf dem ersten derselben erblicken wir den Patriarchen Abraham, stolz und kühn tritt er an der Spitze seines Haushalts dem Könige Melchisedeck entgegen; Kinder und Kindes-

Kinder, ein unabsehbarer Zug, bilden zu Roß und Wagen sein Gefolge, einer seiner Söhne, reich gewapnet, steht neben ihm. Abraham, noch in kräftigem Mannesalter, mit braunem Haar und schönem Bart, in reicher kriegerischer Tracht, berührt nur mit der Hand den helmartigen Kopfschmuck, um den König zu begrüßen, der, glänzend in orientalischer Pracht, vor dem frommen Helden das Knie beugt, indem er ihm zum Pfande freundlicher Gesinnungen Brod und Wein entgegen bringt. Die zweite Tafel zeigt uns den die Israeliten vom Hungertode errettenden Manna-Regen, doch scheint der Meister mit poetischem Geist dieses Wunder mehr symbolisch ergriffen zu haben; denn nirgend auf diesem Bilde ist eine Spur von einer durch wirklichen Mangel erzeugten Begier zu erblicken, nirgend drängt und stößt sich das sammelnde Volk, wie man wohl sonst es auf Darstellungen dieses Wunders zu sehen gewohnt ist. Die Ueberzeugung, sichtbar unter dem unmittelbaren Schutz des Königs der Könige zu stehen, verdrängt für den Moment das Gefühl irdischen Bedürfens. Sehnen und Fürchten, Unmuth und Sorge sind verschwunden und frommes Vertrauen

erwärmt jedes früher trostlos verzweifelnde Herz. Darum gleicht das Ganze eher einer religiösen Feier als dem Abhelfen einer drückenden Noth, denn der Anblick des Wunders allein erhebt schon diese Menschen über sich selbst und über das Leben auf Erden. Flammend bricht die Morgenröthe auf dieser Tafel der glühend heißen Wüste hervor, in einem, jeden sonst nur denkbaren Farbeneffect übertreffenden Glanz; und doch erbleicht dieser Glanz vor dem Gluten-Meer, aus welchem auf diesem nämlichen Bilde Jehova stralend vom Himmel auf sein Volk herabblickt. Der Effekt des Lichts ist blendend im bestimmtesten Sinne des Worts, und ich zweifle, ob je ein Maler etwas Aehnliches hervorbrachte. Der Hintergrund der südlichen Landschaft erhebt sich terrassenartig und überall in der Ferne treten die Israeliten aus Höhlen und Gebüschen hervor, die ihnen bei nächtlicher Zeit ein Obdach gewährten. In feierlicher Stille sammlen einige den Segen des Himmels, andre vergessen in frommem Gebet der Gabe, um dem Geber zu danken, dessen Glorie sie umstrahlt. Vier das Manna sammelnde Figuren im Vorgrunde künden sich durch Tracht, Anstand

und Gestalt als Fürsten des Volkes an. Die eine von ihnen, eine reich gekleidete Frau von sehr edlem Ansehen, steht hoch und schön zur linken Hand des Gemäldes; sie trägt ein rothes goldgestickktes Gewand, darüber einen durchsichtigen Flor, auf dem Haupt einen weissen Turban, dessen Ende schleierartig herabfällt, und unter dem Kinn durchgehend wieder an den Turban befestigt ist. Ein neben dieser Frau stehendes Kind hebt bittend die Händchen zu ihr auf, doch sie, von der Feierlichkeit des Moments ergriffen, scheint ihm Schweigen zu gebieten. Ein sehr edler schöner Mann, in reichem orientalischen Schmuck, sammelt neben ihr, tief zur Erde gebückt, das Himmelsbrod; neben ihm steht eine andre sehr anmuthige weibliche Figur, mit einem geschmackvoll geordneten turbanartigen Kopfputz. In einiger Entfernung im Mittelgrunde zeigt sich eine dieser ähnlichen Gruppe, welcher sich die ganz kleinen Figuren im Hintergrunde anschliessen.

Ein grosses Gemälde Hemlings in dieser Sammlung, eine seiner Epopeen, vielleicht die reichhaltigste welche er je malte, pflegten die ehemaligen Besitzer gerne nur nach und nach theilweise den

Kunstfreunden zu zeigen, und selbst so ist es schwer, jede der vielen mannichfaltigen Gruppen auf dieser Tafel vollkommen aufzufassen, obgleich alles klar und folgerecht neben einander steht, nirgend Verworrenheit das Auge blendet.

Dieses Bild für sich allein bildet eigentlich eine ganze Gallerie, welcher man viele Tage weihen möchte. Es ist eine wahre Fundgrube für Maler, welche um Stoff und Komposition zu ihren Gemälden verlegen sind, denn aus jeder dieser Gruppen könnten eben so viele Meisterwerke entstehen, ohne etwas anderes als den Maasstab derselben zu verändern. Man sagt, daß fünfzehnhundert verschiedene Gestalten auf dieser Tafel sich entdecken lassen, der Augenschein bekräftigt die Möglichkeit der Behauptung, doch wer vermöchte hier nachzuzählen!

Dieses Bild ist kaum eine Landschaft zu nennen, es ist die treuste Abbildung des Lebens und der Welt, ihrer Herrlichkeit und Pracht, ihrer Mühe und Arbeit. Dem ungewaffneten Auge kaum sichtbar stehen die weisen Könige des Morgenlandes im fernsten Hintergrunde, jeder auf seinem Berge, den wunderbaren Stern beobachtend. Sie ziehen

herab, sie kommen näher und näher zu Lande, auf Strömen, wir sehen ihren ganzen Weg, ihr ganzes reiches Gefolge. Auf dem Kalvariberg sehen wir sie, wie auch die Legende es erzählt, alle drei, wenn auch auf verschiednen Wegen angelangt, im nämlichen Moment zusammen treffen. Sie erkennen einander, sie erblicken Jerusalem zu ihren Füßen liegen, und eilen nun vereint weiter. Wir sehen sie auf Brücken über breite Ströme ziehen, wir sehen sie bei Herodes einkehren, der ihnen den Weg nach Bethlehem bezeichnet. Dazwischen geht das Leben der Bewohner des Landes, welches sie durchziehen, immerfort den gewohnten Gang; die Leute säen, erndten und tragen das Korn zur Mühle. Wanderer beleben die Straßen, Hirten und ihre Heerden die Felder; wir sehen Städte, Dörfer, Ströme, Paläste, in einer in Frühlings-Reiz grünenden und blühenden Gegend. Im Vorgrunde endlich erblicken wir die Könige am Ziel, seitwärts eine unbeschreiblich reizende Gruppe von Hirten, denen Engel das Heil der Welt verkünden. Dann erblicken wir die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten, wir sehen die Krieger des Herodes, welche von den

Landleuten, denen sie begegnen, den Weg der Flüchtigen zu erforschen suchen; es folgt der Kindermord zu Bethlehem, und so nach und nach alle Hauptepochen des Lebens und Leidens Christi bis zu dem Momente, wo er vor den Augen der anbetenden Jünger von einem Hügel aufwärts zum Vater schwebt. Nun folgt die bei Gelegenheit des in Herrn Pastor Fochems Sammlung befindlichen Manuskripts erwähnte Ausgießung des heiligen Geistes über die um die Mutter ihres Herrn versammelten Jünger, und seitwärts zur rechten Hand mehrere Hauptzüge aus dem Leben derselben, wie die Legende unter dem Namen ihrer sieben Freuden und sieben Schmerzen sie auf unsre Zeiten brachte; zuletzt ihr frommer schöner Tod, in der Mitte der Jünger ihres göttlichen Sohnes. Man müßte diesem Bilde ein eignes Buch weihen, um jede seiner zahlreichen und mannichfaltigen Darstellungen gehörig zu würdigen und zu beschreiben. Alle diese viele hundert, oft kaum einen Zoll hohe Figürchen, bewegen sich, gruppiren sich, in unbeschreiblicher Wahrheit, keinem fehlt es an Ebenmaas und Ausdruck, alle, bis in die kleinsten Einzelheiten, der Gewänder, der Haare, sind

ausgeführt wie die feinste Miniatur. Nichts ist bunt, verworren oder kleinlich und das Ganze dieses wunderbaren Bildes reine Harmonie und unaussprechliche Wahrheit.

Minder umfassend, aber nicht minder erfreulich, ist ein aus drei Tafeln bestehendes kleines Altargemälde Hemlings in dieser Sammlung, dessen Hauptfiguren höchstens eine Elle hoch sind. Das Mittelbild zeigt uns ebenfalls die drei Könige zu den Füßen des göttlichen Kindes. Die Mutter sitzt in der Vorhalle eines verfallnen edlen Gebäudes, von Tauben umflattert, von Blumen und duftigen Kräutern in südlicher Fülle umblüht; vor ihr die würdigen bärtigen Gestalten der in Demuth anbetenden Weisen des Morgenlandes. Doch so sehr dieses schöne Gemälde, allein gesehen, Jeden entzücken müßte, so wird dessen Zauber dennoch von der höheren unaussprechlichen Schönheit der beiden zu demselben gehörenden Flügelbilder übertroffen.

Johannes der Täufer, eine sehr edle, leicht mit Fellen bekleidete Gestalt, steht auf dem ersten derselben, das weiche schneeweiße Lamm im Arm, ernst vorwärts blickend, am Rande eines hell und

klar durch üppig wachsende Blumen und Kräuter hinrieselnden Felsbaches. Man hört das Plätschern der kleinen krystallhellen Wellen, man sieht auf dem sandigen Grund die Fischchen zwischen bunten Kieseln spielen. Eine schöne Lilie sproßt neben dem Heiligen aus dem Grase auf, und überhaupt trägt jede Pflanze, jede Blume des Vorgrundes den eigenthümlichen Charakter. Kein Zug dieses köstlichen Gemäldes, der nicht voll zarter und ernster Andeutungen einer nahen, die Welt beglückenden Zukunft wäre. Das ahnende Erwarten derselben spricht sich vor Allem in dem schönen, edlen, ausdrucksvollen Kopf des Heiligen aus, doch auch allem Uebrigen lieh hier der begeisterte Künstler eine jedem Volke verständliche Sprache.

Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr belebendes Licht, aber die ganze herrliche, reich blühende Gegend schwimmt im rosigen Schimmer einer Morgenröthe, die den schönsten heitersten Tag verspricht; neben dem Heiligen auf einem Felsenstück sitzt ein Eisvogel, der Verkündiger guter Zeit. Im Bache, dicht am Ufer, eilt eine schöne kleine Schlange hinter einer Eidechse

her; in vielen Gegenden ist dieses kleine Thier als Vorläufer der Schlangen allbekannt, und wenn man, von den schädlichen Eigenschaften einiger Schlangen abgesehen, sich erinnert, daß auch im alten Testament Christus durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick Sterbende gesund machte, und daß Johannes sein Verkünder ist, so erscheint diese ganz natürlich herbeigeführte Allegorie so sinnreich, als eine des Alterthums. Und dieses Bild gewährt deren noch viele.

Auf dem zweiten Flügelbilde, dem herrlichsten unter diesen dreien, ward das klare Bächlein der vorigen Tafel zum breiten reißenden Strom, der, aus dem Hintergrunde zwischen hohen Felsenufern daher strömend, und im Vorgrunde zu beiden Seiten von noch gewaltigern Felsen begränzt, den größten Theil des Raumes ausfüllt. Der fromme Riese Sanct Christophorus schreitet fast mitten in den schäumenden Wogen mühsam fort; im purpurrothen aufgeschürzten Gewande, auf seinen mächtigen Stab gelehnt, blickt er nach dem wundersamen Kinde auf seiner Schulter um, dessen unbegreifliche Schwere ihn beinahe niederdrückt.

Sanct Christoph ist keines jener aufgedunsenen Wolkenbilder, wie sie die allerneuste Kunst uns zuweilen zeigt, er ist ein wirklicher Riese, mächtig und stark, und Jeder sieht deutlich, daß keine natürliche Last solcher Art diesen kräftigen Sehnen und Muskeln zu schwer werden konnte. Der Ausdruck freundlicher Verwunderung in dem frommen treuherzigen Gesicht des Riesen ist höchst anziehend; doch wahrhaft göttlich groß, bei aller kindlichen Anmuth, ist der junge, etwa drei Jahr alte Christus. Das lichte Köpfchen von himmlischer Glorie umflossen, hebt er die erhobne Rechte gen Himmel, indem er die ernsten Worte ausspricht: — „Du trägst den Herrn der Welt.“— Oben auf dem hohen Felsenufer steht eine Einsiedelei, der sie bewohnende Eremit vernahm das Geräusch auf dem Wasser, er eilte hinaus und steht über die Felsenwand gebogen, sein schwaches Lämpchen hinaushaltend. Aber im nämlichen Moment steigt die Sonne in siegender Pracht aus dem unabsehbaren Wellenbette. Der Strom wird zum Lichtmeer, und die erfreute Welt, strahlend im Glanze des Himmels, bedarf nicht mehr des künstlichen schwachen Lichts des in der Dämmerung Wohnenden.

Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetsstück der fleißigsten niederländischen Meister späterer Zeit, kann bis in die kleinsten Einzelheiten zarter und vollendeter seyn als diese unbeschreiblich herrlichen Bilder bei möglichster Großheit der Zeichnung und des Ausdrucks, und bei der blendendsten Farbenpracht es sind. Sie sind ein Juwel, ein Kleinod, dessen Glanz man gesehen haben muß, um daran zu glauben.

Außer diesen sechs Gemälden Hemlings besitzt die Boisseréesche Sammlung von diesem Meister noch eine Auferstehung Christi, drei Fuß fünf Zoll hoch, einen Evangelisten Johannes von derselben Größe, und, grau in grau gemalt, eine heilige Katharina und eine heilige Barbara. Jedes derselben ist seiner würdig, doch eile ich an ihnen vorüber zu dem göttlichsten erhabensten Christuskopf, der je einem Sterblichen vorgeschwebt hat und von ihm dargestellt wurde.

Minder jugendlich aufgefaßt, könnte er für einen Gott Vater gelten, doch den Ausdruck desselben, diesen innigen Verein göttlicher Hoheit und unendlichen Erbarmens der ewigen Liebe sprechen Worte nicht aus. Ehrfurchtsvolle Schauer

ergreifen Jeden vor diesem wunderbaren Bilde; Unedles oder Gemeines in seiner Nähe nur zu denken, muß unmöglich seyn, denn die wunderklaren leuchtenden Augen blicken uns in die tiefsten Tiefen der Seele, mit fast strafendem Ernst. Die höchste Schönheit des zum vollkommensten Mann herangereiften Jünglings tritt hier uns entgegen, obgleich wir dabei die Unmöglichkeit fühlen, dieser Gestalt irgend im Leben zu begegnen, denn sie ist die eines jugendlichen Gottes, für menschliche Leiden und Freuden, selbst für menschliche Tugend zu erhaben.

Wie dieses wunderbare Bild gemalt ist, bleibt ein Räthsel; je länger man es betrachtet, je lebendiger wird es; man lobt ja das Wasser eines Diamanten, ich möchte diesen Ausdruck borgen, indem ich von den Augen dieses Christus spreche; nie, selbst nicht in der Natur, meine ich ähnliches gesehen zu haben.

Uebrigens gleicht dieser Christuskopf auf das genaueste dem hundert und fünfzig Jahre nach Christo bereits in der Kirche angenommenen Typus desselben. Das Bild, über welches der Papst noch alljährlich in Rom die Weihe ausspricht, so wie

alle alten Christusbilder der neugriechischen Schule tragen dieselben Züge, ja selbst das dunkle furchtbare Haupt auf dem Schweißtuch jener heiligen Veronika, welche Goethe uns als den höchsten Gipfel byzantinischer Kunst im ersten Heft seines Werks über Kunst und Alterthum so anschaulich darstellt. Ich habe diese beiden Gemälde mit einander lange und aufmerksam verglichen, und es läßt sich nicht wegleugnen, jenes medusenartige braune Haupt, in aller seiner wundersamen Verzogenheit, zeigt dennoch die höchste Aehnlichkeit mit dieser schönen Gestalt in der höchsten Blüthe jugendlicher Kraft.

Die Traditionen von der eigentlichen Gestalt des Heilands sind vielfältig und auf mannichfache Weise bis auf unsre Tage gekommen. Die merkwürdigsten derselben hat Johann Reiske, Rector zu Wolfenbüttel, im Jahr 1685 gesammelt, und ihnen unter dem Titel de imaginibus Jesu Christi ein gelehrtes und gründliches Werk gewidmet. Einige dieser Beschreibungen scheinen mit so ächt physiognomischem Sinn und mit so individuellen Zügen aufgefaßt, sie stammen aus so grauer, den Tagen Christi naher Vorzeit, sie tragen so ganz

den Stempel einfacher Wahrheitsliebe, daß es beinahe unmöglich wird, ihnen in der Hauptsache allen Glauben zu versagen, wenn gleich sich Gründe finden, die es mehr als zweifelhaft machen, daß zum Beispiel folgender Brief gerade vom Consul Lentulus geschrieben sey, welcher fünf und zwanzig Jahre nach Christi Geburt lebte, und ihn persönlich gekannt haben konnte. Ich lasse diesen Brief um so lieber hier folgen, als er die Hauptzüge des Hemlingschen Christuskopfes weit besser beschreibt als ich es vermöchte.

Brief des Consul Lentulus.

Es hat sich bei uns hervorgethan und lebt noch ein Mensch von vielen Tugenden, den man Jesus nennt, welcher von vielen Leuten ein Prophet der Wahrheit, von seinen Jüngern aber Sohn Gottes genannt wird. Dieser erwecket die Todten und heilet die Kranken. Er ist ansehnlich, lang von Wuchs und von solchem Ansehen, daß ihn Jedermann liebet und fürchtet. Er hat bräunliche Haare, wie die Farbe einer reifen Haselnuß, oben glatt und dunkel, doch unten zu etwas kraus und heller um die Schultern, auf dem Haupte getheilt, nach Art der Nazaräer;

eine freie Stirn und munteres Angesicht, ohne Runzeln und Flecken, mit einer mäßigen Röthe geziert; Nase und Mund sind ohne Tadel, sein voller Bart, dem Haupthaare ähnlich, ist nicht lang und in der Mitte gespalten. Er ist aufrichtigen und beständigen Gesichts, von großen klaren Augen, entsetzlich wenn er bestraft, liebreich und sanftmüthig wenn er ermahnt, fröhlich, doch mit einem anständigen Ernst; man hat ihn niemals lachen gesehen, wohl aber zum öftern weinen; er spricht wenig, aber Alles mit Ansehn; seine Gestalt ist vortrefflich vor allen Menschenkindern.

Auf höchst überraschende Weise fand ich in Berlin, in der nämlichen reichen Sammlung, welche auch die unschätzbaren Seitentafeln des Genter Gemäldes von van Eyck besaß, und jetzt in dem dort neu erbauten Museum aufgestellt ist, den deutlichsten Beweis, daß Hemling, durch jene alte Beschreibungen geleitet, seinen wunderbaren Christus malte. Für diesen Beweis nämlich mußte ich einen Christuskopf ansehen, den ich dort fand mit folgender Unterschrift. **Johes de eyk me fecit et apleivit anno 1438. 31. January AAE. IXH. XAN. Primus et Novissimo.**

Dieser Kopf, der auch ohne die Unterschrift für eines der Meisterwerke Johann van Eycks gelten müßte, schien mir jenem von Hemling so durchaus ähnlich, daß ich ihn für den nämlichen gehalten hätte, ohne die Kruste von Kerzendampf und Staub, welcher ihn noch verdunkelt, da hingegen der, welchen die Herren Boisserée besaßen, von allen jenen Unbilden befreit, in blendender Frische der Farben strahlt, als käme er eben von der Staffelei. Wahrscheinlich würde sich mancher Unterschied zwischen beiden Gemälden entdecken lassen, wäre es möglich sie neben einander zu stellen, doch so dünkte mir die Aehnlichkeit täuschend, nur daß mir das Berliner Gemälde bei genauer Betrachtung minder groß vorkam als das der Boisseréeschen Sammlung. Jedes dieser Gemälde ist zu vortrefflich, zu sichtlich und unwiderleglich von Meisterhand, als daß man eines für die Kopie des andern halten könnte, und so ist denn nur denkbar, daß das nämliche Ideal, aus alten Traditionen und Bildern geschöpft, beide große Meister zu höchst ähnlicher Darstellung ihres göttlichen Gegenstandes begeisterte.

Quyntin Meßis.

Kein freundlicher Stern leuchtete der Geburt und der Kindheit des armen Quyntin; Dunkelheit und Armuth empfingen ihn, als er um das Jahr 1450 zu Antwerpen ins Leben trat. Sein Vater, ein armer Handwerker, starb, da Quyntin als unmündiges Kind diesen Verlust noch nicht zu empfinden vermochte, und seine Mutter erzog ihn unter Kummer, Mangel und Sorgen, bis er kräftig genug schien, um bei einem Handwerker die Lehrjahre antreten zu können. Sie brachte ihn in dieser Absicht zu einem Schmied, wahrscheinlich weil auch sein Vater dieses Gewerbe betrieben hatte; dort wuchs er vollends heran, bei schwerer Arbeit und grober Kost, theilte, sobald er es vermochte, den sauer erworbnen kärglichen Lohn mit seiner Mutter, die mit ihm Haus hielt,

und die er herzlich liebte und ehrte, und führte so ein dunkles, kümmerliches Leben, bis in sein zwanzigstes Jahr.

Die schwere Arbeit am Ambos mochte dem von der Natur einer höhern Bestimmung geweihten Jüngling wenig zusagen; das mühevolle Leben, die gewaltige körperliche Anstrengung, zu welcher kindliche Liebe ihn trieb, griffen ihn heftig an, seine Kräfte erlagen und er fiel in eine tödtliche Krankheit. Lange lag er schwer und gefährlich krank in der ärmlichen Hütte seiner trostlosen Mutter, die nun, da sie ihrer einzigen Stütze beraubt war, nicht mehr wußte, wie sie für sich und ihren Sohn nur das Nothdürftigste herbeischaffen sollte, so daß Beide Mangel und Noth litten. Jugend und eine unverdorbne Natur halfen ihm zwar endlich die Todesgefahr überwinden, doch mußte er noch Mondenlang das Bette hüten, und der Anblick seiner darbenden Mutter, das Gefühl ihr noch lange nicht helfen zu können, quälten ihn unabläßig, mehr als Krankheit oder Schmerz, und brachten ihn fast zur Verzweiflung. Freunde, Verwandte, Bekannte, die seinem Schmerzenslager mitleidig nahten, bat er unab-

lässig, ihm einen Erwerbsquell anzuweisen, den er in seiner gegenwärtigen Lage zur Erleichterung häuslicher Noth ergreifen könne, doch niemand wußte Rath.

Es war eben um die lustige Fastnachtszeit, und mancherlei Gebräuche und Lustbarkeiten waren in jenen Tagen, besonders bei den unteren Ständen, im Schwange, von denen unsre verfeinerte Sitte nichts mehr weiß. So war es denn auch damals in den niederländischen Städten Gebrauch, daß in dieser Zeit allgemeiner Fröhlichkeit die Armen und Schwachen, welche in den Hospitälern verpflegt wurden, in den Straßen von Haus zu Haus zogen, eine große aus Holz geschnitzte und mit bunten Lappen behangene Puppe mit sich herumführten, und den Kindern buntbemalte Bilderchen schenkten, von deren Eltern sie dafür mit mancherlei Gaben wieder erfreut wurden. Diese Bildchen, deren man zur Vertheilung eine sehr große Anzahl bedurfte, bestanden aus illuminirten Holzschnitten, und glücklicher Weise kam endlich einer von Quyntins Freunden auf den Einfall, ihm zum Anmalen dieser Holzschnitte, als zu einem Erwerbszweige zu rathen, dem auch

wohl ein Kranker vorstehen könne. Um zu begreifen, wie Quyntins Freund gerade auf diesen, dem Handwerk des Hufschmieds so entgegengesetzten Gedanken verfallen konnte, müssen wir wohl annehmen, daß Quyntin ohnehin schon in gesunden Tagen sich und seine Freunde durch rohe Kunstversuche zu ergötzen pflegte, eine Voraussetzung, die überdem sehr natürlich scheint, da angebornes Kunsttalent, auch bei dem schwersten Druck der Aeußerlichkeiten, sich immer ans Licht drängt, gleich dem auf harten Felsengrund gefallnen Samenkorn, das im Frühlingsthaue wenigstens Keime treibt, wenn gleich späterhin kein günstiger Boden die schwachen Wurzeln der edlen Pflanze in Schutz nimmt.

Der schwache, kaum genesende Jüngling folgte dankbar des Freundes wohlgemeintem Rathe, und die leichte Arbeit gelang ihm über sein Erwarten und Hoffen. Seine Fertigkeit in ihr wuchs mit jedem Tage, die Bildchen geriethen zusehends immer besser, sie gewannen immer ausgebreitetern Absatz, und Noth und Sorge waren bald aus seinem kleinen Haushalte verbannt. Beßre Pflege und Ruhe des Gemüths beförderten mächtig seine gänzliche Herstellung, so daß er nach einiger Zeit

wieder völlig zu Kräften gelangte. Doch während dem waren auch die fröhlichen Faschingstage vorübergezogen, man bedurfte der Bildchen vor der Hand nicht weiter, und Quyntin mußte sich wieder, wenn gleich mit schwerem Herzen, dem Ambose zuwenden, und der weit liebern Beschäftigung entsagen, zu der bittre Noth ihn geführt hatte.

Er lebte und hämmerte nun wieder eine Weile so fort, im dumpfbeklemmenden sehnsüchtigen Gefühl, das so oft den Frühling talentreicher Jünglinge umdüstert, die ohne Mittel und Wege dazu zu entdecken, dennoch den Trieb zum Höheren dringend in sich empfinden. Doch endlich ging ein heller Stern seinem Leben auf, der ihm wirklich der rechten Bahn zuleuchtete.

Dieser Stern strahlte in dem Auge eines sehr schönen Mädchens, und dem armen Schmiedejungen gerade ins Herz. Das hübsche Kind war nicht von so hohem Stande, daß Quyntin sich ihr nicht hätte nahen dürfen, es schien ihm auch sogar, als ob er nicht ungern würde gesehen werden, wenn nur nicht seine schmutzige Arbeitsjacke, seine vom Führen des Hammers gehärteten Hände, sein von Kohlenstaub geschwärztes Gesicht, das in niederländischer Reinlichkeit erzogne Mädchen zurück-

geschreckt hätten, dem es obendrein an Freiern und Verehrern nicht mangelte. Der arme Quyntin wußte seiner Noth vollends kein Ende, als ein artiger geputzter Gesell, ein Maler seines Handwerks, sich ernstlich um das Mädchen bewarb. Er war der Verzweiflung nahe, als eine Aeußerung der Jungfrau, die er durch die dritte Hand vernahm, ihn plötzlich wieder ermuthigte: „Wäre doch jener der Hufschmied, und Quyntin der Maler," hatte sie gesagt, und dies war ihm genug. Er ließ den Ambos stehen, warf den Hammer weg, und sich ganz der Kunst in die Arme, zu der schon längst sein innerer Genius ihn gezogen hatte.

Mit dem Eifer der Jugend, von heißer Liebe getrieben, durch schnelles seltnes Gelingen begeistert, arbeitete er nun Tag und Nacht, und, wie behauptet wird, ohne die Leitung eines Meisters zu Hülfe zu nehmen; was ihm wahrscheinlich weder seine Armuth noch der Wunsch, die Geliebte seines Herzens bald heimzuführen, erlaubten. Denn nach dem Gebrauche damaliger Zeit, in der auch die Kunst zunftmäßig betrieben ward, hätte er nicht nur ein Lehrgeld zahlen, sondern sich auch auf mehrere Jahre bei einem Lehrherrn

verdingen müssen, die er zu opfern nicht Willens war.

Durch fleißiges Studium der Natur und der vielen herrlichen Werke großer Meister, welche seine, zu jener Zeit lebensreiche und prachtvolle Vaterstadt Antwerpen schmückten, machte er in kurzer Zeit die bewundernswürdigsten Fortschritte in der Kunst, und ward um so eher berühmt, da Jedermann auch durch die schnelle Entwickelung seines Talents, und die wunderbare Umwandlung eines Hufschmieds in einen Maler in das größte Erstaunen versetzt ward. Sein schönes Mädchen belohnte ihn, wie billig, mit ihrer Hand, er führte mit ihr unter seinen Landsleuten ein langes glückliches Leben in Ehre und Wohlhabenheit, und auf allen seinen Gemälden, wo es nur irgend der Gegenstand erlaubte, lächelt uns noch immer, nach mehr als dreihundert Jahren, ihr freundliches anmuthiges Köpfchen entgegen, denn er liebte sie immerfort mit unwandelbarer Treue. Auch die Tonkunst verschönerte sein Leben; er übte sie mit großem Gelingen, und war deshalb unter seinen Landsleuten ebenfalls bekannt und geliebt. Er starb 1529 im neun und siebzigsten Jahre seines Alters. Wie hoch seine Vaterstadt ihn ehrte,

beweis't sein in Stein gehauenes Profil, an der Aussenseite der Marienkirche zu Antwerpen, mit der Umschrift des bekannten Verses „Connubialis Amor etc." Auch steht unweit dieser Kirche ein mit künstlicher Eisenarbeit recht schön verzierter Brunnen, von welchem die Tradition unter dem Volke lebt, daß Quyntin Meßis ihn noch als Schmied verfertiget habe, was aber nicht glaublich ist, da er wohl schwerlich in seinem Handwerke, das er nicht liebte, und bald verließ, bis zu diesem Grade der Kunst es gebracht haben kann.

In der Ausübung seiner eigentlichen Kunst war Quyntin Meßis kein blinder Nachahmer des schon Vorgefundnen. Sein kräftiges beharrliches Gemüth bahnte sich einen eignen Weg und seine Gebilde tragen den Stempel einer ihm ganz angehörenden Originalität, die nicht ohne Anmuth ist. Die zierliche und ausgeführte Vollendung der Meister seiner Zeit konnte er sich nie ganz zu eigen machen, vermuthlich weil seine durch schwere Arbeit in der Jugend minder gefügig gewordne Hand ihm nicht erlaubte, es ihnen hierin gleich zu thun; dafür aber erfand er sich eine eigenthümliche Art, auf den Effekt hin zu arbeiten, die vor ihm Niemand weder kannte noch übte.

Sein Kolorit ist warm und kräftig, obgleich es sich mit van Eycks und Hemlings Farbenglut nicht messen kann. Mit festem herzhaften Pinsel stellte er was er wollte auf die Tafel hin; in einiger Entfernung gesehen, erscheinen seine Gemälde sogar sehr fleißig gearbeitet, wenn gleich etwas trocken und scharf gezeichnet. Der warme Ton, die anscheinende Ausführlichkeit geben ihnen einen ganz eignen Reiz, doch in der Nähe schwindet der Zauber, den ihnen die Ferne verlieh, und man findet sie im Vergleich eher etwas rauh und hart.

Eines seiner vorzüglichsten Gemälde, vielleicht das beste unter allen, eine Abnahme vom Kreuz, befand sich zu Karl von Manders Zeiten in der Marien-Kirche zu Antwerpen und wird jetzt, als eine seltne bedeutende Zierde des dortigen Museums, von Kennern und Kunstfreunden allgemein bewundert. Den todt daliegenden Christus hat, wie man glaubt, der Maler nach der Natur gemalt; der Ausdruck des Schmerzes der Mutter und der übrigen Umstehenden, so wie auch die Behandlung der Farben, verdienen das höchste Lob. Zwei ehrwürdige Greise richten das Haupt und den obern Theil des eben vom Kreuz heruntergenommenen Körpers ein wenig auf, während

die heiligen Frauen seine Wunden salben. Die Mutter, von Johannes unterstützt, liegt tief gebeugt, in schmerzlicher Anbetung, vor der entseelten Hülle ihres göttlichen Sohnes hingesunken. Zur Rechten erblickt man im Hintergrunde die Stadt Jerusalem, zur Linken das Grab, das eben bereitet wird, und über welches der Berg Kalvari hervorragt.

Auf einem der Flügelbilder erblickt man das abgeschlagne Haupt Johannes des Täufers auf der Tafel des Königs Herodes, der dem zierlichen Tanz seiner schönen jugendlichen Tochter mit großem Wohlgefallen zusieht, auf dem zweiten Flügelbilde ist der Märtyrer-Tod des Evangelisten Johannes, der in einen Kessel mit siedendem Oel gestürzt wurde, abgebildet. Dieses Gemälde gehörte ursprünglich der Tischlergilde zu Antwerpen, für die Quyntin Meßis auf ihre Bestellung, um den vorher bestimmten Preiß von dreihundert Gulden es gemalt hatte. Aus alten Urkunden vom sechs und zwanzigsten Mai 1511, die in den Stadt-Archiven von Antwerpen bewahrt werden, geht hervor, daß man diese Summe dem Meister nur theilweise auszahlte, und er für den Rest mit einer Leibrente für seine Kinder sich begnügen

mußte. König Philipp der Zweite von Spanien ließ dem Meister eine weit beträchtlichere Summe für sein Werk bieten, doch dieser blieb seinem der Tischlerzunft einmal gegebenen Worte treu, obgleich sie ihre Verpflichtung gegen ihn nicht ganz erfüllte. Dem Meisterwerke drohte bald darauf, als die Bilderstürmer vernichtend herumzogen, große Gefahr, doch es ward sorgfältig verborgen und gerettet, wo so vieles zu Grunde ging. Endlich im Jahr 1577, zwangen die Umstände die Besitzer es an die Stadt Antwerpen selbst zu verkaufen, welche ihm den Ehrenplatz in der Marien-Kirche einräumte. Sie erhielten die damals beträchtliche Summe von fünfzehnhundert Gulden dafür, die sie zum Ankauf eines Zunfthauses verwendeten, dessen sie nöthig bedurften.

Die Boisseréesche Sammlung besitzt ebenfalls ein sehr vorzügliches figurenreiches Gemälde dieses Meisters, dessen Gegenstand mir indessen nicht mehr gegenwärtig genug ist, um es hier näher zu beschreiben. Auch habe ich in andern Sammlungen manche seiner Arbeiten getroffen, meistens von fröhlichem heitern Eindruck, doch mögen sie im Ganzen jetzt selten seyn.

Johann Meßis, Quyntins Sohn, war zu-

gleich dessen Schüler, und galt zu seiner Zeit für einen über die Mittelmäßigkeit sich erhebenden Maler, ohne bei weitem den Ruhm seines Vaters zu erreichen. Jedoch machte er sich dessen Art zu malen so zu eigen, daß manche seiner Arbeiten für die seines Vaters gehalten wurden, und vielleicht es noch werden. Die Gallerie in Schleisheim besaß von diesem Johann Meßis eine Abbildung des Evangelisten Matthäus in halber Figur, die sich wahrscheinlich jetzt in der Münchner Gallerie befindet. Seine gelungensten Werke waren vielleicht die zahlreichen Kopien einer von seinem Vater gemalten Wechslerstube, in welcher nach damaliger Art Gold gewogen und gezählt wird. Man trifft in fast allen bedeutenden Kunstsammlungen eine davon, die gewöhnlich für das Original ausgegeben, und selbst von den Besitzern dafür gehalten werden, während dieses sich in der königlichen Sammlung zu Windsor befindet; so genau wußte Johann Meßis sich die Manier seines Vaters anzueignen, dem er übrigens weder in ächtem Kunstsinn noch Erfindungsgeist noch Führung des Pinsels gleichzustellen ist.

Barent von Brüssel, auch Bernhard von Orlay genannt.

Weit freundlicher als dem armen Quyntin Meßis lächelte das Glück der Geburt dieses Meisters, der schon in früher Jugend nach Rom kam, wo er unter die Zahl von Raphaels Schülern aufgenommen ward. So vom Schicksal begünstigt, bildete er sein angebornes und ausgezeichnetes Talent auf das allervielseitigste aus; er malte in Oel, mit Wasserfarben, auf Glas, alles mit gleichem Gelingen, und kehrte endlich als vollendeter Meister nach Brabant zurück, wo Kaiser Karl der Fünfte ihn unter die Zahl seiner Hofmaler aufnahm. Besonders erwarb er sich die Gunst dieses Fürsten durch mehrere große Jagdstücke, nach welchen der Kaiser in den kunstreichen Fabriken

von Brüssel kostbare und prächtige Tapeten weben ließ. Die Gegend und die Holzungen um Brüssel waren in diesen Gemälden auf das treuste kopirt, so daß Karl der Fünfte den Schauplatz seiner ehemaligen Lust in ihnen wieder erkennen konnte; auch war dessen Bildniß und das der Fürstinnen und Fürsten seines Hauses, die bei den Jagdfesten gegenwärtig gewesen, in diesen Gemälden vollkommen ähnlich dargestellt.

Aus dem Dienste Karls des Fünften trat Bernhard von Orlay in den der Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Parma, Kaiser Karls natürlichen Tochter. Auch diese Fürstin zeichnete nach dem Beispiel ihres Vaters den Künstler auf das ehrenvollste aus und belohnte alle seine Arbeiten mit königlicher Freigebigkeit, so daß er sich nicht nur Ehre, sondern auch ein bedeutendes Vermögen erwarb. Für diese Fürstin, so wie früher für ihren Vater, malte er außer vielen andern bedeutenden Werken auch noch mehrere große Vorbilder, Kartons oder Patronen zu gewirkten Tapeten, damals ein Hauptgegenstand des Luxus in den Palästen der Großen. Sechszehn von diesen wurden fast hundert Jahre nach ihrem Entstehen

im Haag wieder ans Licht gebracht; auf jedem derselben sah man eine Fürstin oder einen Fürst aus dem Nassauischen Hause zu Pferde abgebildet, und alle waren von so seltner Vortrefflichkeit, daß der damalige Statthalter der Niederlande, Moritz von Nassau, sich bewogen fühlte, sie durch den in Delft wohnenden Maler, Hans Jordaen von Antwerpen, kopiren zu lassen.

Dieser Meister war damals hoch berühmt, nicht nur wegen seiner Kunst, sondern auch wegen seiner seltnen Fertigkeit und der wenigen Zeit, deren er zur Vollendung eines Gemäldes bedurfte. In Italien, wo er sich lange aufhielt, pflegten seine Kunstgenossen deshalb zu sagen: er schöpfe seine Figuren mit dem Löffel aus den Farbentöpfen heraus, und von diesem Scherz trug er auch späterhin in seiner Heimath den Namen Potlepel (Topflöffel) davon.

Neben den Arbeiten für den Hof, schmückte Bernhard von Orlay auch viele Kirchen und öffentliche Gebäude in den Niederlanden mit großen Gemälden von bedeutendem Werth. Eines der berühmtesten und schönsten derselben befand sich in der Kapelle der Allmosenpfleger zu Antwerpen; es stellte das jüngste Gericht vor. Die Tafel, auf

welche er dieses Bild malte, ließ er vorher ganz übergolden, wodurch seine Farben an Glanz und Durchsichtigkeit unendlich gewannen, besonders in den Luftparthieen, in welchen der goldne Grund sichtbar hervorschimmerte; wahrscheinlich um, wie auf dem Danziger Gemälde, die überirdische Atmosphäre des geöffneten Himmels anzudeuten. Descamp giebt dieses Gemälde für eine große gemalte Fensterscheibe aus, weil er wahrscheinlich mit gewohnter Flüchtigkeit sich nicht die Mühe nahm, Karl von Manders Beschreibung desselben recht zu verstehen, und Fuesli ließ sich dadurch verleiten, es in seinem Künstler-Lexikon ebenfalls als solche anzuführen. Dieses zu widerlegen bedarf es kaum mehr als der Bemerkung, daß eine stark mit Gold belegte Fensterscheibe unmöglich durchsichtig bleiben kann, was doch ein Haupterforderniß der alten Glasmalerei war. Uebrigens war Bernhard von Orlay, wie schon früher erwähnt ward, auch in dieser, seinem Zeitalter eigenthümlichen Kunst ein großer Meister, und viele Kirchen in Brüssel prangten mit solchen schimmernden Werken von seiner Hand.

Für die der Malerzunft eigene Kapelle zu Me-

cheln malte Bernhard von Orlay eine sehr gepriesne Darstellung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde; vor ihr ist der heilige Lukas im Begriffe, die himmlische Erscheinung auf seiner Tafel nachzuzeichnen. Die Seitenbilder dieses Altargemäldes waren von Michael Coxcis, von dem in den nächstfolgenden Blättern ausführlicher gesprochen werden wird.

In unsern Zeiten sind Bernhard von Orlay's Gemälde sehr selten geworden, doch besitzt die Boisseréesche Sammlung eines derselben, dessen seltne Vortrefflichkeit in der Ausführung, geistreiche Komposition und hohe Naturwahrheit in Ausdruck und Form, den Werth dieses alten Meisters auf das anschaulichste beurkunden. Es stellt den heiligen Norbertus vor, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts Bischof von Magdeburg wurde und kurz vorher nach Antwerpen gerufen ward, um mit einem damals berühmten Ketzer über Glaubensartikel zu disputiren und ihn wo möglich der Wahrheit zuzuwenden.

Der heilige Bischof steht in diesem Gemälde auf der nicht sehr hohen Kanzel einer schönen, mit mehreren Zuhörern belebten Kirche. Eindringende

Beredtsamkeit, feste Ueberzeugung, und ernstes Hinstreben zum Zweck sind der Ausdruck seines edlen Gesichts und seiner zwar warmen doch gemäßigten Rednergeberde. Er scheint eben ein sehr eindringendes Argument vorgebracht zu haben, und beobachtet den Eindruck desselben auf seinen ihm rechts gegenüber stehenden Gegner. Mit dem Ausdrucke innern Kampfes, halb erfreut, halb betrübt, achtet dieser mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte des Redners, während seine um ihn versammelten Angehörigen, von einer Art innerer Beklommenheit ergriffen, den Ausgang erwarten. Neben dem Ketzer hat der Maler sein eignes Bild unter den Zuhörern angebracht, an dessen Aehnlichkeit mit bekannten Abbildungen des Meisters die Besitzer zuerst dieses Gemälde für eine seiner Arbeiten erkannten. Unter der Kanzel sitzt eine sehr schöne Frau mit ihrer kaum der Kindheit entwachsenen Tochter; das junge Mädchen fühlt sich mit jugendlicher Schwärmerei von der eindringenden Rede ergriffen, während die Mutter mit dem Ernste der Erfahrung und dem ruhigen Abwarten des reiferen Alters nur still sinnend dem Vortrage des Heiligen aufmerksam zu folgen scheint. Das

ganze Gemälde ist nicht groß, doch das Leben, der Ausdruck in diesen kleinen Figuren, so wie auch die ganze Anordnung unübertrefflich. In der kleinen Kirche einer der Erziehung junger Töchter jetzt gewidmeten frommen Anstalt in Antwerpen, hängt seit alter Zeit ein großes figurenreiches Gemälde, ein berühmtes Meisterwerk Bernhards von Orlay; aber in einem traurigen Zustande, schlecht beleuchtet, mit einer Kruste hundertjährigen Schmutzes überzogen, so daß es schwer, fast unmöglich wird auch nur den Gegenstand desselben zu erkennen. In der Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen befindet sich eine sehr figurenreiche Kreuzigung von diesem alten Meister, in Anordnung und Behandlung schon an die italienische Schule erinnernd. Auf einem zu diesem Gemälde gehörenden Flügelbilde ist die Auferstehung des Heilandes dargestellt. Der Auferstandne schwebt über dem noch versiegelten von vier Wächtern umgebnen Grabe, von denen zwei in Schlaf versunken daliegen. Einer der wachenden, der von Schrecken ergriffen so heftig aufschreit, daß man ihn zu hören glaubt, ist auf eine so naturgetreue humoristische Weise dargestellt,

daß man über seine Erscheinung in diesem einem ernsten heiligen Gegenstande gewidmeten Gemälde unmöglich zürnen kann. Die Sammlung des Prinzen von Oranien in Brüssel bewahrt ebenfalls zwei trefflich gemalte Porträte von Bernhard von Orlay; das einer schönen Frau, die für Petrarca's Laura gehalten wird, und noch einer jungen Dame, mit einem Kätzchen im Arm. Bernhard von Orlay erreichte, wie fast alle Maler seiner Zeit, ein bedeutendes Alter. Er starb, siebenzig Jahre alt, im Jahr 1560.

Michael Corcis.

Diesem Meister ward, wie in Johann van Eycks Leben früher erwähnt ist, die Ehre, das berühmte Altarbild in Gent für König Philipp von Spanien zu kopiren. Im Jahr 1497 zu Mecheln geboren, zeigte er schon in früher Jugend die ausgesprochensten Anlagen für seine Kunst, welche er als Schüler Bernhards von Orlay durch den rühmlichsten Fleiß auszubilden strebte. Mit unermüdetem Eifer wendete er alle seine Zeit auf die Befolgung der Lehren seines Meisters, kannte kein andres Vergnügen als das Gelingen seines Strebens, und verlebte so seine Jugend in Mäßigkeit und Arbeit, ohne sich von seines Gleichen zu der Verderbtheit der Sitten hinreißen zu lassen, die in den Niederlanden gerade in seinen Jugendtagen nur zu allgemein herrschend wurde.

Nach vollendeten Lehrjahren zog er, wie früher auch sein Lehrer gethan hatte, nach Rom, wo er geraume Zeit verweilte, und unermüdet der Kunst lebte. Er zeichnete und malte viel nach Raphael

und andern großen italienischen Meistern, nahm Rath und Lehre an, und ward bald auch durch Uebertragung bedeutender Arbeiten ehrenvoll ausgezeichnet. So malte er unter andern in der alten Peterskirche zu Rom eine Auferstehung Christi al Fresco auf der Mauer; auch die Kirche St. Maria della pace und andere prangten mit seinen Werken.

An der Hand einer italienischen Gattin kehrte Michael Coxcis endlich wieder in die Heimath zurück. Diese war eine eben so verständige als geistreiche Frau, welche durch ihr sittliches Betragen sich und ihm allgemeine Achtung erwarb. Sie hielt sowohl durch Theilnahme an seinen Kunstwerken als durch Bitten und Ermahnungen zu stetem Fleiße ihn an, und veranlaßte dadurch nach und nach die Erwerbung eines bedeutenden Vermögens. Nachdem sie mehrere Jahre glücklich mit ihm verlebt hatte, starb sie, und Michael Coxcis wählte bald darauf unter seinen Landsmänninnen eine zweite Gattin, doch von minder ausgezeichneten Eigenschaften. Diese zweite Ehe blieb kinderlos, aus der ersten aber hatte Michael einen Sohn, Namens Raphael, den er für die Kunst bildete.

Dieser ward zwar ein ganz guter Maler, doch gewiß kein Raphael, wozu der Vater ihn doch in

der Taufe bestimmt zu haben scheint. Wenige seiner Werke sind auf die Nachwelt gekommen, dennoch erhielt er späterhin eine Art von Berühmtheit durch seinen Schüler Caspar de Crayes, welcher zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter die damals vorzüglichsten in Flandern lebenden Maler gezählt ward.

Das erste Gemälde, wodurch Michael Coxcis nach seiner Rückkunft aus Italien sich berühmt machte, war ein großes Altarbild, ein gekreuzigter Christus, im Schloß Halsenberg, wenige Meilen von Brüssel, zu welchem alle Kunstverständige und Künstler aus Brüssel hinzogen, um es mit freudiger Bewunderung zu betrachten. Eine Darstellung des Todes der heiligen Jungfrau, auf dem Altar der Kirche St. Gallus in Brüssel, war ebenfalls ein herrliches allbewundertes Werk unsers Meisters, doch leider kam dieses, so wie auch das vorerwähnte, späterhin während der niederländischen Unruhen in die Hände eines gewissen Thomas Werry, eines Kunsthändlers, der in jener traurigen Zeit die allgemein herrschende Raubsucht und Unordnung benutzte, um diese und viele andere herrlichen Kunstwerke umsonst oder für ein Spottgeld zu erhalten, und sie dann nach Spanien

führte, wo man sie mit Gold aufwog. Unzählbare Kunstwerke wurden damals auf diese Weise den unglücklichen Niederlanden entführt, auch die beiden Seitengemälde, welche Michael Coxcis zu Bernhard von Orlay's Abbildung des Evangelisten Lukas und der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Malergilde zu Mecheln gemalt hatte, und die zu den besten seiner Arbeiten gezählt wurden.

Während eines sehr langen glücklichen Lebens gingen viele größere uud kleinere Gemälde aus der Werkstatt des fleißigen Meisters hervor. So hatte er unter andern für die Marien-Kirche in Antwerpen einen heiligen Sebastian von seltner Schönheit gemalt, und eine Einsetzung des heiligen Abendmahls, welche den Altar der Kirche St. Gallus in Brüssel schmückte. Ueberall strebte man nach dem Besitz seiner Werke, doch wollten Kunstverständige seiner Zeit seinen früheren Arbeiten vor den später entstandnen in mancher Hinsicht den Vorzug geben. Er selbst hatte die innigste Freude an seiner Kunst, und bewahrte mehrere seiner Lieblingsarbeiten, die er um keinen Preiß wegzugeben entschlossen war, in dreien Palast-ähnlichen Häusern, welche in Mecheln sein Eigenthum waren, und einen Theil seiner großen wohlerworbnen Reichthümer ausmachten.

Mit leichtem feinen Pinsel wußte Michael Coxcis seinen Gestalten etwas höchst Gefälliges und Heitres zu verleihen, und obgleich man das kräftige naturgetreue Kolorit seiner großen Vorgänger wohl zuweilen vermissen könnte, so ist es doch unmöglich, dem Zauber seiner leicht aufgetragnen hellen schönen Farben zu widerstehen. Wie unbeschreiblich reizend er seine weiblichen Gestalten darzustellen, wie köstlich er sie zu schmücken wußte, beweisen zwei Gemälde in der Boisseréeschen Sammlung. Jedes von diesen enthält nur eine einzige Figur; das eine die Abbildung der heiligen Katharina, das andere die der heiligen Barbara, beide fürstlich geschmückt, mit Juwelen, Gold, Perlen und hellfarbigen glänzenden Gewändern. Nichts kann lieblicher seyn als diese beiden jugendlichen Köpfchen, besonders das der heiligen Barbara; ein zarter durchsichtiger, leicht geschlungner Schleier bildet ihren höchst gefälligen Kopfputz. Eigne Erfindung bei der Darstellung bedeutender Momente in seinen größern Kompositionen war indessen nicht die glänzendste Seite dieses sonst so trefflichen Meisters. Oft bei der Zusammenstellung seiner Gruppen in Verlegenheit, half er sich mit seinen aus Italien gebrachten Studien, mit Erinnerungen aus den

Werken seiner dortigen berühmtesten Kunstgenossen. Deshalb war er höchst unzufrieden als Hieronymus Cock eine Sammlung Kupferstiche nach Raphaels Werken herausgab, weil dadurch offenbar wurde, wie sehr er diese, besonders bei seiner Darstellung der sterbenden Maria, benutzt hatte.

Bei seinem großen Reichthum ward Michael Coxcis dennoch nicht lässig im Erwerb und verschmähte ihn selbst im Kleinen nicht. So hatte er eine ihm eigne Art, eine weiße Wand von oben bis unten mit allerlei artigen Verzierungen zu bedecken, die er sehr behende mit der Kohle hin zu zeichnen wußte, und ließ sich durch kleine ihm angenehme Geschenke leicht dazu bewegen.

Den Mangel an innerer, Alles belebenden Poesie, der aus seiner Verlegenheit bei der Komposition größerer Gemälde hervorgeht, ersetzte bei ihm, wie bei so vielen sonst geistreichen Männern, ein leichtes schnelles Auffassungsvermögen, und eine große Fertigkeit, zwei ganz entgegengesetzte Gegenstände mit einander zu vergleichen. Sein heitrer Umgang ward deshalb von Vielen gesucht, doch auch von Vielen gefürchtet, denn er verletzte oft die, welche ihm nahten, durch scharfe beißende Reden und witzige Einfälle, die niemand schonten.

Dies erfuhr unter andern ein junger Maler, der, schwer beladen mit Zeichnungen und andern Kunstwerken, aus Italien zurückkehrte, und die einheimischen Kunstverwandten und Freunde einlud, sie anzusehen. Als er nun bei Vorzeigung seiner Schätze mehrmals über die Schwere der getragnen Last klagte, und wie wund sie ihm auf dem langen Wege den Rücken gedrückt habe, wandte sich Michael Coxcis plötzlich mit der Frage an ihn: Warum er sie nicht lieber und bequemer im Busen mit sich getragen habe? Der junge Mensch erklärte ihm mit großer Naivetät: wie das Paket dazu viel zu groß gewesen sey. So äußerlich hatte es der Meister freilich nicht gemeint, wie die Anwesenden zur Beschämung des jungen Malers leicht einsahen.

Michael Coxcis erreichte in ununterbrochener Thätigkeit, in Glück und Wohlleben, die äußerste Gränze des menschlichen Lebens. Als gesunder rüstiger Greis arbeitete er noch im fünf und neunzigsten Jahre an einem Gemälde im Stadthause zu Antwerpen, hatte aber das Unglück um diese Zeit eine Treppe herunterzufallen, und starb an den Folgen davon im Jahr 1592.

